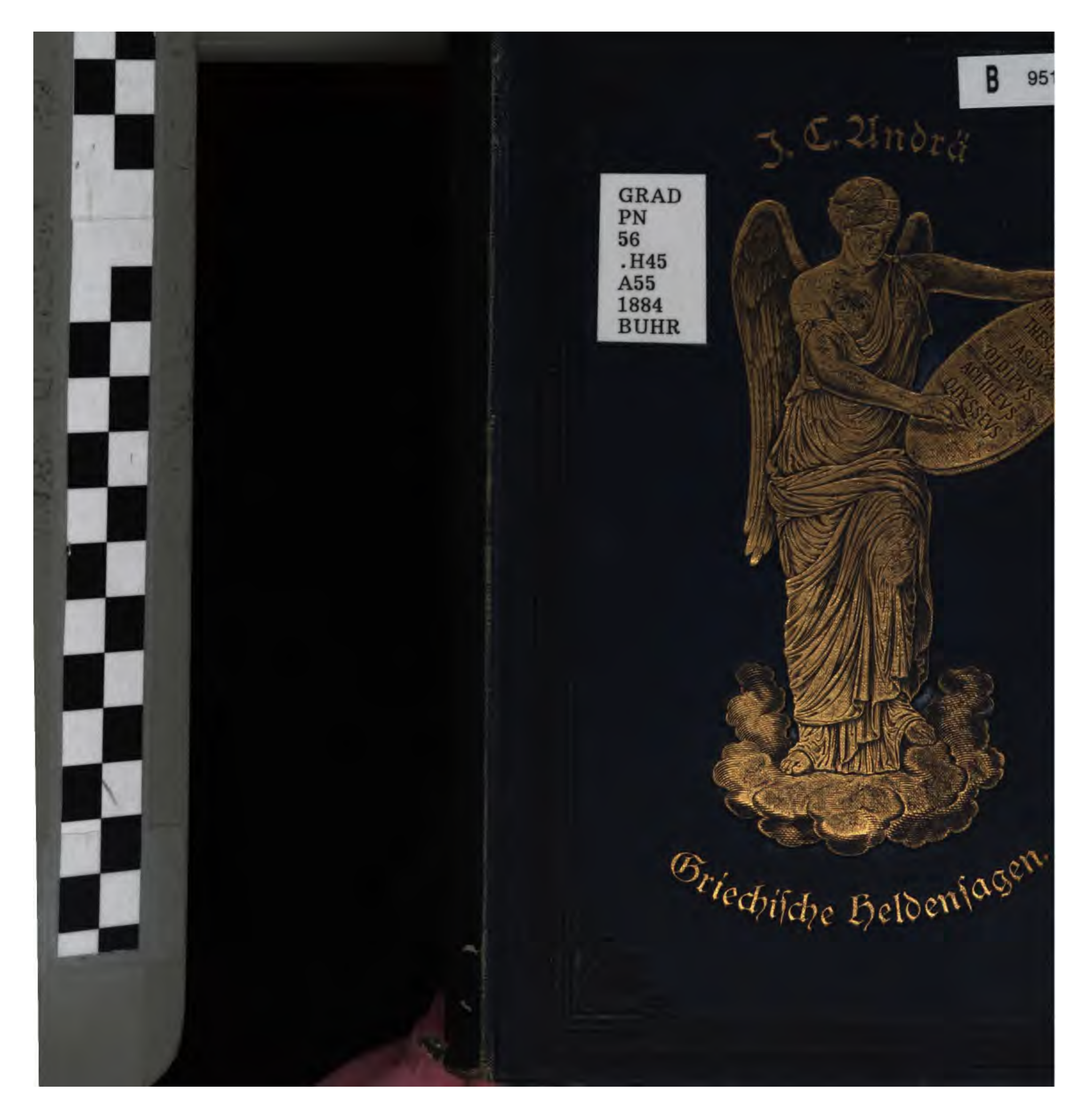

J. C. Andrä
HERAKLES
THESEUS
JASON
OIDIPUS
ACHILLEUS
ODYSSEUS
Griechische Heldensagen.

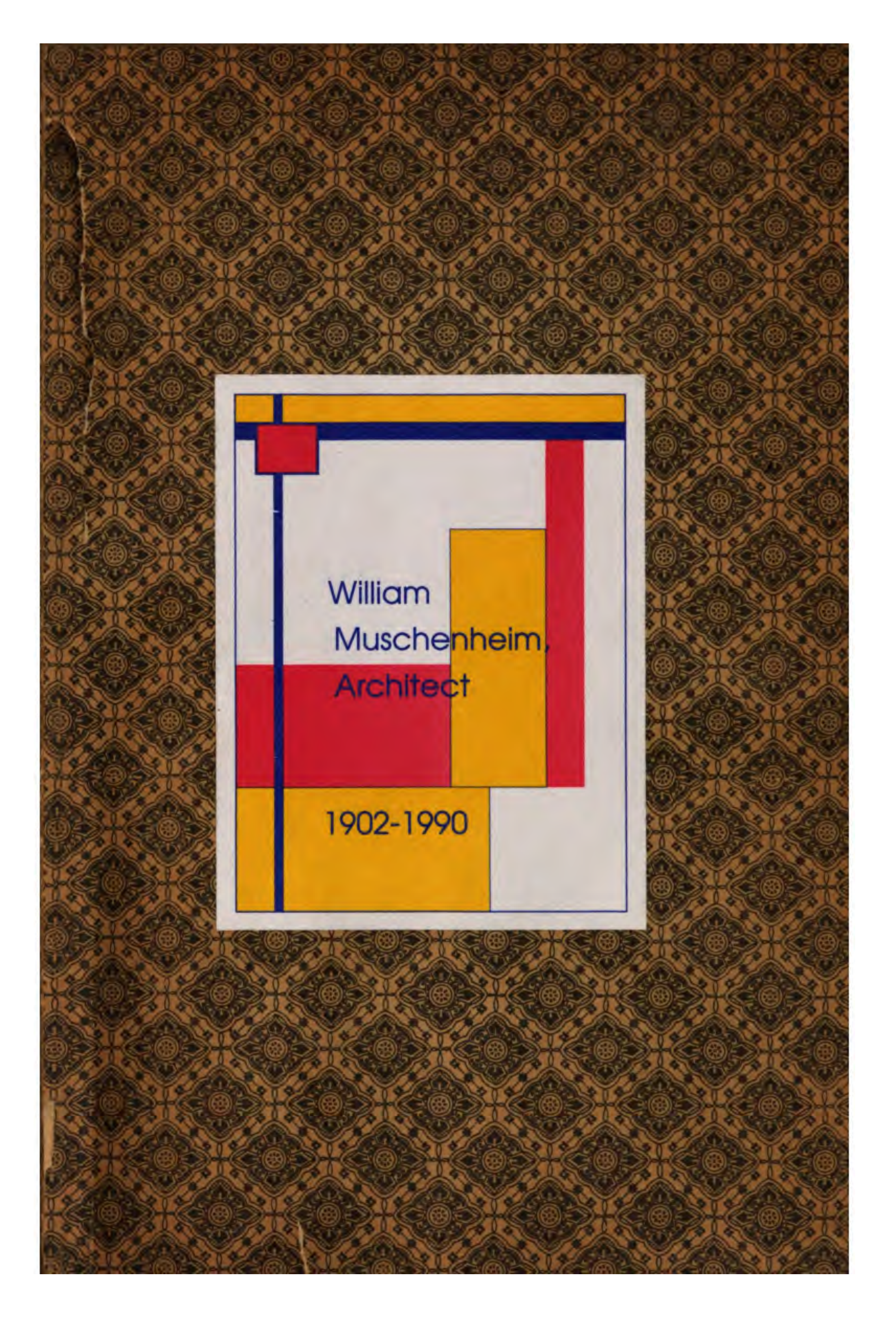



William
Muschenheim,
Architect
1902-1990




William
Muschenheim,
Architect
1902-1990




William
Muschenheim,
Architect
1902-1990



R. Voigtländer, Kreuznach

Phrixos und Helle.
Pompejanisches Wandgemälde.

Heroen.

Griechische Heldensagen

für die Jugend

bearbeitet

von

J. C. Andrä.





Heroen.

Griechische Heldensagen

für die Jugend

bearbeitet

von

J. C. Andrä.



Vierte unveränderte Auflage
mit 21 in den Text gedruckten Holzschnitten und 7 Farbendruckbildern
nach antiken Mustern.

Kreuznach, 1884.
Druck und Verlag von R. Voigtländer.



R. Voigtländer, Kreuznach.

Phrixos und Helle.
Pompejanisches Wandgemälde.

Heroen.

Griechische Heldensagen

für die Jugend

bearbeitet

von

J. C. Andrä.





Heroen.

Griechische Heldensagen

für die Jugend

bearbeitet

von

J. C. Andrä.



Vierte unveränderte Auflage
mit 21 in den Text gedruckten Holzschnitten und 7 Farbendruckbildern
nach antiken Mustern.

Kreuznach, 1884.
Druck und Verlag von R. Voigtländer.

Herrn Ministerialrat z. D. Dr. Baumeister

und

Herrn Gymnasialdirektor Albert Dammert

verehrungsvoll zugeeignet.

Vorwort
zur ersten Auflage.

Die Sagen des griechischen Altertums sind zwar seit Jahrzehnten von einem berühmten Dichter, wie Gustav Schwab, und einem sprachgewandten Jugendschriftsteller, wie Karl Friedrich Becker, bearbeitet; auch der große Geschichtschreiber Niebuhr hat für sein Söhnlein Marcus und andere wißbegierige Kinder „Heroengeschichten“ niedergeschrieben; gleichwohl scheint das fortdauernde Hervortreten neuer Sagenbücher darauf hinzudeuten, daß doch auch jene vielgerühmten und weitverbreiteten Mustererzählungen wenigstens für gewisse Alters- und Bildungsstufen, denen die griechische Heldensage zugänglich werden soll, als nicht durchweg angemessen betrachtet werden. Ich kann dieser Ansicht nur beitreten. Was Niebuhr betrifft, so hat der gelehrte Mann aus dem reichen Sagenschatze des alten Griechenvolkes nur drei Geschichten herausgegriffen; die Beckerschen „Erzählungen“ dürften sich nach einem fast achtzigjährigen wohlvollbrachten, wiederholt neu aufgefrischten Leben nun doch in mancher Hinsicht überlebt haben; das treffliche Buch von Schwab aber geht sowohl durch die Fülle seines Inhalts, als durch die Ausführlichkeit und den ganzen Ton der Darstellung über den Gesichtskreis der neun- bis zwölfjährigen Schüler der unteren und mittleren Klassen unserer höheren Lehr-

anstalten, die wir als Leser und Hörer jener Sagen zunächst im Auge haben, recht erheblich hinaus.

Den Sextanern, Quintanern und Quartanern der Gymnasien und Realschulen sowie den Schülerinnen der höheren Töchteranstalten die alten Heroensagen in neuer Fassung darzubieten, ist also kein überflüssiges und vergebliches Unternehmen, vorausgesetzt, daß diese Fassung eine gelungene, dem angedeuteten Bildungsstandpunkte wohlangepaßte ist. Freilich bloße Auszüge aus Schwab, Becker u. a., denen man es sofort ansieht, daß ihre Verfasser die erzählten Heroengeschichten nicht einmal in den Übersetzungen der alten Dichter kennen gelernt haben; dürre, farblose Mitteilungen des Sageninhalts, bei denen nur auf die möglichst vollständige Heranziehung aller Haupt- und Nebenpersonen Bedacht genommen ist; oder, im Gegensatz hierzu, geschwätzig breit ausgeführte, inhaltsleere Kinderhistorien, deren Darstellungsweise die Grenzlinie zwischen dem Kindlichen und dem Kindischen nicht selten überschreitet — alle derartigen Hervorbringungen sind keine Sagen- und Heldenbücher, die den jungen Lesern wahre Anregung und Freude, willkommene Belehrung und Erhebung zu gewähren vermögen. Ich weiß nicht, ob ich bei meiner Umschau das Mißgeschick hatte, daß mir die besseren Leistungen entgangen sind; aber ich muß sagen, daß von den mir bekannt gewordenen neueren Bearbeitungen der Heroensage für die oben bezeichnete Altersstufe keine den Anforderungen, die mit Recht gestellt werden können, hinlänglich entsprechen dürfte. Es ist kaum nötig zu bemerken, daß ich mit dieser Äußerung in keiner Weise auch an die Erzählungen aus den alten Tragikern von K. W. Osterwald und an die Sammlung der „Sagen des klassischen Altertums“ von H. W. Stoll denken kann — Werke, die sich eng an die antiken Schrift-

steller anschließen und teils durch die Gediegenheit ihres Inhalts, teils durch den Reiz ihrer Sprache des Beifalls der Leser in hohem Grade wert sind. Daß mein eigenes Buch der stets zuverlässigen Führung von Stoll und der anmutigen Darstellungsgabe von Osterwald vieles zu danken hat, darf ich anzuerkennen nicht unterlassen. Beide Bearbeitungen sind übrigens für jene *höhere* Bildungsstufe bestimmt, die, wie oben bemerkt, in Schwabs Sagenbuch vorausgesetzt ist; sie bleiben eben darum von dem Urteil ganz unberührt, das ich über die neueren Darstellungen der Heroensage für *untere* (und mittlere) Klassen auszusprechen nicht umhin konnte. Wären für *jüngere* Schüler Lesebücher von dem Werte der Schriften von Osterwald, Stoll und Schwab vorhanden, so hätte mir Anlaß und Trieb zu der vorliegenden Arbeit gefehlt, denn Überflüssiges zu thun, konnte mir nicht im Sinne liegen.

Ob nun aber *mein* Buch der Aufgabe, die ich mir gestellt, im wesentlichen genügen werde, vermag ich nicht zu sagen. Ohne Zweifel hat es seine Mängel; tadellose Leistungen sind schwierig und selten. Versichern darf ich freilich, daß auf *Inhalt* und *sprachlichen Ausdruck* nicht geringe Sorgfalt verwandt ist.

Auch die *Weglassung* mancher Heldengeschichten oder die Übergehung einzelner Teile einer Sage beruht nicht auf leichtfertigem Versehen, sondern auf ernster Erwägung. *Auswahl*, *Einschränkung* ist ja dem Verfasser durch den Bildungsstandpunkt des Leserkreises, an den er sich wendet, überall auferlegt: die Prometheussage, die ausgeführte Darstellung der Geschichte des Atridenhauses, die verbrecherische Liebe der Phädra, auch die Äneassage und anderes wird füglich *späterer* Mitteilung vorbehalten bleiben können.

Weit größere Mühe als die Auswahl der geeigneten Erzählungen, machte mir die notwendige Vereinfachung des Stoffes. Die Fülle desselben ist ja so groß; in die einzelnen Sagen haben sich andere verschlungen; an den Kern derselben hat sich eine solche Masse Nebenwerks angesetzt; die Hauptthelden sind von einer so zahlreichen Schar mehr oder weniger untergeordneter Gestalten umringt; der Schauplatz des Erzählten erstreckt sich z. B. in der Herakles-, Argonauten- und Odysseussage über unermeßliche Räume und umfaßt so unzählige, teils wirklich vorhandene, teils erdichtete Örtlichkeiten, daß der junge Leser ohne sorgsame Führung sich in dieser reichen Welt nicht zurechtzufinden vermag, da der Überfluß der Nebenpersonen und Nebendinge ihm den Blick auf die Hauptgestalten und deren bedeutsamste Thaten und Schicksale nur verdunkelt. Darum habe ich eine sehr beträchtliche Zahl von Namen — etwa hundert (man sollte es kaum glauben) allein in der Heraklessage — die sich bei Schwab oder Stoll u. a. finden, weglassen zu müssen geglaubt; es blieb deren noch immer eine ganz stattliche Reihe übrig. Wozu aber braucht der Anfänger zu erfahren, wie z. B. die Mutter und die Brüder des Kadmos, wie der Zwillingsstiefbruder des Herakles oder der Vater des Eurystheus, wie die Führer der Giganten oder die Führerinnen der Amazonen, die der Alkide bekämpfte, wie die Mutter des Theseus und deren Vater rc. geheißen; wozu soll er die Namen aller „Sieben gegen Theben" und die ihrer Epigonen kennen lernen; was nützt ihm eine namenreiche Liste der Argonauten, von denen er doch während der ganzen Heldenfahrt nur sehr wenige handelnd hervortreten sieht? Aus dem trojanischen Kriege und der Geschichte des Odysseus dürften im ganzen sechzig bis achtzig Personennamen der Wißbegierde des jungen Lesers wenigstens so lange

genügen, bis er den griechischen Text der Odyssee und Ilias in die Hand nimmt.

Aus dem gleichen Grunde glaubte ich diejenigen geographischen Namen auslassen zu sollen, deren Kenntnis entbehrlich schien. Wo Ortsangaben zum Verständnis einer Erzählung notwendig waren, suchte ich sie durch Beifügung einiger erläuternden Worte dem Unkundigen so faßlich als möglich zu machen.

Mit der Beseitigung der minder wichtigen Personen und πολλῶν ἀνθρώπων ἄστεα hängt die Ausscheidung einer Reihe von Nebengeschichten, von Schilderungen ꝛc. ꝛc. zusammen, die, in manche reich entwickelte Sage eingeflochten, entweder nur untergeordnete Bedeutung haben oder dem Verständnis des Anfängers ferner liegen, jedenfalls ihm die Aneignung des wesentlichen Inhalts erschweren. Überall war hier mein Streben darauf gerichtet, die vielgestaltige, durch die schöpferische Phantasie der Dichter fast ins Unübersehliche ausgesponnenen Heroengeschichten so zu vereinfachen, daß sie der kindlichen Fassungskraft zugänglich werden.

Haben nun etwa die Geschichten durch diese Vereinfachung an fesselndem Reiz verloren? Ich glaube doch kaum die Mitteilung eines Vorganges unterlassen zu haben, der geeignet wäre, des Kindes Teilnahme in besonders lebhafter und zugleich heilsamer Weise anzuregen. Sicherlich ist es, trotz aller Einschränkung des Stoffes, noch eine buntbewegte Wunderwelt voll frischen, kraftvollen Lebens und gewaltiger Thaten, die sich dem jungen Leser hier aufthut.

Daß meine Erzählung dieser gewaltigen Thaten und Wunder der alten Heldenwelt als eine wohlgelungene d. h. leicht verständliche, anschauliche, dem kindlichen Geist und Gemüt angemessene befunden werde, möchte ich wünschen

und — hoffen. Meinen früheren pädagogischen Schriften ist, namentlich auch wegen ihrer „faßlichen und anziehenden Sprache", viel Lob gespendet worden, und ein hochgestellter Schulmann, der den größeren Teil der Druckbogen des vorliegenden Buches durchzusehen so gütig war, hat ausdrücklich dessen „geschmackvolle Darstellung" anerkannt, während ein anderer bewährter Kenner des Altertums und der Schule bemerkte, die griechische Heroensage sei hier „den jüngeren Schülern in der zweckmäßigsten und ansprechendsten Form dargeboten." Mögen andere anders urteilen: soviel darf ich sagen, daß ich meine Darstellung, so einfach sie bleiben mußte, doch überall, wo es zulässig schien, an die besten Muster d. h. an die unvergänglichen Gebilde der alten Dichter anzuschließen bemüht war. Den homerischen Gesängen vor allen bin ich, wenn die notwendige Abkürzung es gestattete, auch im wörtlichen Ausdruck gefolgt; die Stücke der alten Tragiker, deren Stoff ich zu behandeln hatte, ebenso die hierher gehörigen Dichtungen des Hesiod, Ovid, Vergil u. a. habe ich reichlich benutzt; auch die jenen klassischen Vorbildern an poetischem Wert weit nachstehenden „Argonautengeschichten" von Apollonios dem Rhodier leisteten mir vielfache Dienste, wenn ich mich auch nicht dazu entschließen konnte, durch so genaue Anlehnung an deren gekünstelte und aufgedunsene Ausdrucksweise, wie sie Schwab und Stoll sich gestatten, einzelnen Abschnitten meines Buches eine ganz fremdartige Färbung zu leihen.

Endlich glaubte ich, die Unterstützung, welche mir aus unserer deutschen Jugendlitteratur die mehrerwähnten Sagenbücher von Becker, Schwab, Stoll und Osterwald gewähren konnten, nicht etwa darum ablehnen zu müssen, um neben denselben desto selbständiger zu erscheinen. Bei Jugendschriften und Schulbüchern ist gute Darstellung ein

weit höherer Vorzug, als bloße Neuheit derselben. Zumal auf dem Gebiete der griechischen Heldensage, bei deren Erzählung ja der möglichst genaue Anschluß an die mustergiltigen Schriftsteller des Altertums, fern davon, Mißbilligung zu erfahren, stets nur Anerkennung und Lob finden wird. Wenn aber dies der Fall ist, warum sollte dem Verfasser eines neuen Sagenwerkes die Benutzung der vorzüglichsten Sagenerzähler unserer Zeit und unseres Volkes versagt sein? Übrigens ist dasjenige, was ich den Schriften der letzteren entlehnte, an Umfang nicht eben beträchtlich, und was z. B. Schwab mir gespendet hat, bleibt sehr gegen den reichlichen Gebrauch zurück, welchen Stoll, dessen eigenen gewissenhaften Fleiß doch niemand bezweifeln wird, von dem Schwabschen Werke gemacht hat. Auch ich hätte vielleicht mit kühnerem Mute zugegriffen und meiner Erzählung durch entliehenen Schmuck hier und da einen höheren Reiz geben können, wenn die Ermunterung von berufener Seite: „Ich setze voraus, daß Ihre Darstellung auch das Gute der Vorgänger, wie es recht ist, nicht verschmäht, sondern sich ohne Skrupel angeeignet hat," mir nicht erst nach Abschluß meiner Arbeit zugegangen wäre. Wo mein Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt mit andern Sagensammlungen im Ausdruck genauer zusammentrifft, hat die Übereinstimmung in den weitaus meisten Fällen lediglich den Grund, daß die betreffenden Stellen aus der gleichen antiken Quelle geschöpft sind, wie jeder, der zu Textvergleichungen geneigt ist, leicht finden wird.

Mit diesen Erörterungen dürfte die Bestimmung und die Art meines Werkes hinlänglich angedeutet sein. Nur das Eine möchte ich noch hinzufügen, daß alles, was die sittlichen, insbesondere die geschlechtlichen Verhältnisse betrifft, mit größerer Vorsicht als in irgend einem Buche ähnlichen

Inhalts so behandelt ist, daß auch die fürsorglichsten Eltern und Erzieher ohne jegliches Bedenken nach dieser Seite hin ihren Kindern und Zöglingen meine Bearbeitung der Heroensagen werden in die Hände geben können.

Im Oktober 1880.

Der Verfasser.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Der ersten Auflage dieses Sagenbuches, welche des Schmuckes künstlerischer Illustrationen noch entbehrte, folgt hier eine neue, mit Abbildungen nach antiken Mustern ausgestattete Ausgabe. Daß zwischen dem ersten und zweiten Erscheinen ein Zeitraum von nur zwanzig Monaten liegt, weist auf die rasche und starke Verbreitung hin, die das Buch in der jugendlichen Leserwelt gefunden; wichtigere Beweise für den wirklichen Wert seiner Arbeit hat der Verfasser in den höchst anerkennungsvollen Urteilen empfangen, welche hervorragende Schulmänner und Kenner des Altertums über die „Heldensagen" ausgesprochen haben. Diese günstige Aufnahme hat denn auch des Herrn Verlegers Geneigtheit, den nicht unerheblichen Kostenaufwand für die der zweiten Auflage beigegebenen Abbildungen zu übernehmen, wesentlich gesteigert; ich selbst konnte die Hinzufügung der Bilder nur um so willkommener heißen, als ja in derartigen Sagenwerken passend gewählte Bilder so recht an ihrer Stelle sind. Daß die für das vorliegende Buch getroffene Auswahl der Illustrationen als eine ange-

messene und wohlgelungene gelten dürfe, dafür leistet ausreichende Bürgschaft der Name des Herrn Dr. Dütschke, dessen sachkundiger Sorgfalt dieselbe zu danken ist. In der nachfolgenden Bemerkung giebt er selbst über Grund und Zweck seiner Arbeit nähere Auskunft.

Im Juni 1882.

Der Verfasser.

Die Abbildungen

verfolgen hauptsächlich den Zweck, das jugendliche Auge an die Formensprache griechischer Kunst zu gewöhnen. Sie sind also nach einem pädagogischen Grundsatz ausgewählt, und demgemäß ist auch nach Kräften das ausgeschieden, was nur antiquarischen Wert hat oder zu noch nicht reifer Form gelangt ist, wie alle archaischen Vasenbilder, natürlich auch alles, was unser Gefühl verletzen kann. Daß im allgemeinen den rotfigurigen Vasenzeichnungen — zum Teil in der Originalausführung — vor Reliefs und Wandgemälden der Vorzug gegeben ist, wird man begreiflich finden; der silhouettenartige einfache Charakter zwingt das Auge vornehmlich, die Formen der Gegenstände in ihrer, ich möchte sagen, logischen Grundbedeutung aufzufassen. Die genauere Quellenangabe konnte in einer Jugendschrift füglich weggelassen werden; nur das sei erwähnt, daß bei den in Originalband gebundenen Exemplaren die Titelfigur auf jenem eine gelungene Nachbildung der Nike von Brescia ist. Die geringfügigen Veränderungen, die hie und da in den Abbildungen vorgenommen werden mußten, wird der Fachmann wohl ohne Bedenken gutheißen, der Schulmann notwendig finden; die meisten derselben entsprangen der in dem Schlußpassus der Vorrede des Herrn Verfassers zur 1. Aufl. zum Ausdruck gebrachten Fürsorge.

Burg bei Magdeburg.

Dr. **H. Dütschke.**

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.

Seite

Die ältesten Helden. 1—49

Zweites Buch.

Seite

Herakles. Theseus. 50—102

I. Herakles.

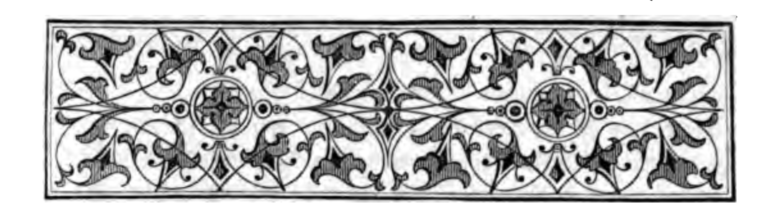
II. Theseus. 103—126

Drittes Buch.

I. Der Argonautenzug. 127—167

Viertes Buch.

Fünftes Buch.



Erstes Buch.

Die ältesten Helden.

1.

Die Weltalter.

Die Heldensage der Griechen führt uns in die Wunderwelt der ältesten Zeit; bis zu den Anfängen des Menschengeschlechts reicht sie hinauf. Die ersten Menschen — so erzählt sie — waren ein goldenes Geschlecht. Ohne Sorge und Mühe lebten sie selig dahin, gleich den unsterblichen Göttern. Des Alters Gebrechen blieben ihnen unbekannt: in stets rüstiger Kraft, von keinem Übel berührt, genossen sie die herrlichen Gaben, welche ihnen das Erdreich von selbst in reicher Fülle gewährte. Denn ein wunderbarer Segen war über die schöne Erde ergossen: da reiften auf ungepflügter Flur die üppigsten Saaten; da sproßten, von den milden Lüften eines ewigen Frühlings umsäuselt, die lieblichsten Blumen; da weideten auf grasreichen Triften stattliche Herden; da wuchsen überall in Gebirg und Thal die würzigsten Erdbeeren und Weintrauben; breitästige Obstbäume beugten sich unter dem Überflusse der süßesten Früchte, und

von grünenden Eichen tröpfelte gelber Honig; rings flossen Bäche von Milch und von Nektar, wie ihn die seligen Götter genießen. Und die Götter waren den Menschen hold und verkehrten traulich mit ihneu, wie Freunde mit Freunden. Keine Furcht, keine Zwietracht trübte den heiteren Frieden der beglückten Sterblichen; da alle freiwillig Treue und Gerechtigkeit übten, so wußte man nichts von Zwang und Strafe und bedurfte weder des schützenden Helms und Schildes, noch des scharfen Schwertes, um drohender Feinde sich zu erwehren. So vollbrachten die Menschen in ungestörter Ruhe und Freude ihr Tagewerk bis zu dem späten Ende ihres Lebens. Nach dem Tode aber, der sie schmerzlos, wie ein sanfter Schlaf, hinwegnahm, gingen sie nicht in die düstere Unterwelt ein, sondern wurden gütige Schutzgötter, die unsichtbar über die Erde hinwandeln und die Menschen schirmen und segnen.

Hierauf folgte das silberne Geschlecht; das glich dem goldenen weder an leiblicher Kraft und Schönheit, noch an Gesinnung. Hundert Jahre lang lebte das Kind, unmündig an Geist, im Hause unter der Pflege der Mutter; waren die Menschen endlich zum Alter der Reife herangewachsen, so lebten sie nur noch eine kurze Frist. Und diese kurze Zeit verdarben sie sich durch ihren Unverstand. Denn sie waren übermütig und gerieten häufig in Streit untereinander; auch versäumten sie, die Götter mit den gebührenden Opfern zu ehren. Darum fehlte ihnen denn auch der Segen, der auf dem goldenen Geschlechte geruht, und die Huld der Götter wich von ihnen. Ja Zeus, der erhabene Götterkönig, strafte ihren Mangel an Ehrfurcht gegen die Himmlischen zuletzt damit, daß er sie ganz von der Erde hinwegnahm.

Dann erschuf der Vater Zeus das dritte Geschlecht; es war das eherne. Diese Menschen kümmerten sich nicht um Ackerbau; denn sie verschmähten es, sich von den milden

Früchten des Feldes zu nähren und aßen Tierfleisch; hart wie Demant war ihr Sinn, riesengroß und riesenstark ihre Leiber. Nur den Krieg liebten sie und unaufhörliche blutige Kämpfe; von Erz waren ihre Waffen, von Erz ihre Wohnungen, mit Erz arbeiteten sie; das dunkle Eisen war noch nicht vorhanden. Mordgierig kehrten sie ihre Hände gegen einander und rieben sich selbst auf; denn so gewaltig sie waren, gegen den schwarzen Tod vermochten sie nichts, und namenlos stiegen sie in die Nacht der Unterwelt hinab.

Edler und gerechter war das vierte Geschlecht, das Zeus ins Leben rief, das göttliche Geschlecht der Heroen, welche die Vorwelt auch Halbgötter genannt hat. Zuletzt vertilgte aber auch sie der verderbliche Krieg und die mörderische Feldschlacht. Die einen fielen im Kampfe gegen das siebenthorige Theben, als sie um das Reich des Königs Ödipus stritten*); andere wurden vor Troja erschlagen, wohin sie um der Helĕna willen in zahlloser Schar über das weite Meer gekommen**). Ihnen gab nach ihrem Tode der Vater Zeus die Inseln der Seligen im Okeănos am äußersten Rande der Erde zum Wohnsitz, wo ihnen der fruchtbare Boden dreimal im Jahre honigsüße Früchte trägt und ein unwandelbar glückseliges Leben bereitet ist.

Nach dem Heroenzeitalter folgte das fünfte Menschengeschlecht: die Dichter nennen es das eiserne. Da sind die Menschen ohn' Unterlaß, bei Tag und bei Nacht, von Kummer und Qual bedrückt; bis in das Innere des Hauses ist die Zwietracht und Zerrüttung gedrungen. Der Vater ist dem Sohne, der Sohn dem Vater nicht hold; der Gast bewahrt dem Gastfreunde die Treue nicht; auch unter Brüdern herrscht nicht herzliche Liebe mehr, wie vor Zeiten. Selbst

*) Drittes Buch II, Nr. 6 u. 7.
**) Viertes Buch.

vor dem grauen Haar der Eltern haben die Kinder keine Ehrfurcht, sie stoßen harte Worte gegen sie aus und vergessen leichtfertig und herzlos den Dank, welchen sie ihnen schuldig sind Überall gilt die Kraft der rohen Faust mehr, als Recht und Frömmigkeit; ungestraft verletzt der Böse den Guten; ja der schnöde Übelthäter wird höher geehrt, als der gerechte Mann. Darum haben denn auch die Göttinnen der heiligen Scham und der Gerechtigkeit, welche einst mit den Sterblichen verkehrten, voll Trauer über das herrschende Verderben die Erde verlassen und sind, in ihre weißen Gewänder gehüllt, zu der Versammlung der Himmlischen auf dem Olympos zurückgekehrt. Den Menschen aber ist nichts geblieben, als Unheil und Elend.

2.
Deukalion.

Als Zeus, der erhabene Himmelskönig und Weltbeherrscher, die immer zunehmende Verwilderung der Menschen in Frevel und Sünde sah, beschloß er, das gesamte ruchlose Geschlecht zu vertilgen. Anfangs wollte er sich hierzu des Feuers bedienen und seine Blitze auf alle Länder herniederschleudern; weil er aber fürchtete, daß mit der Erde zugleich die olympische Götterburg in Flammen auflodern könnte, wählte er zu seinem Strafgericht eine gewaltige Wasserflut. Er sammelte am ganzen Himmel schwarze Wetterwolken und ließ einen heftigen Sturm hineinfahren, der sie wild durcheinander wirrte, daß sie mit donnerndem Krachen zerplatzten und unermeßliche Regengüsse herabschütteten. Tag und Nacht, ohne Rast und Ruh', rauschte der Platzregen: die Saaten wurden niedergestreckt, des Landmanns Hoffnung, die ganze Arbeit des langen Jahres, wurde vernichtet.

Und immer entsetzlicher wurde die Überschwemmung, immer grausiger schwoll die Flut empor. Denn dem zürnenden Himmelsgotte kam sein Bruder Poseidon, der Gott des Meeres und aller Gewässer, bei dem Zerstörungswerke zu Hilfe. Er rief die ganze Schar der Flußgötter zusammen und gebot ihnen: „Wohlan, lasset eure Strömungen mit aller Gewalt aus ihren Schlünden hervorbrechen, reißet die Dämme hinweg und ergießet die Gewässer zügellos über die Ufer!" Die Flußgötter gehorchten seinem Befehl; Poseidon selbst aber stieß mit seinem Dreizack in die Erde, daß sie erbebte und neue Ströme aus ihrem Schoße goß, bis der Wasserschwall Häuser und Türme, Hügel und Berge überdeckte. Da war Meer und Land nicht mehr durch Grenzen von einander geschieden: alles war Wasser, uferlose See.

Geängstigt schwammen nebeneinander Wolf und Schaf, Tiger und Löwe in den brausenden Wogen; nichts half dem Eber seine Blitzeskraft, nichts dem Hirsch die Schnelligkeit seiner Schenkel; mit ermatteten Schwingen sanken die Vögel, nachdem sie lange umsonst nach Ruheplätzen gesucht, aus den Lüften in das Meer. Und was half es den Menschen, daß sie alle Kräfte anstrengten, sich in der entsetzlichen Not das Leben zu retten? Die einen setzten sich in Kähne und Schiffe und ruderten über die Dächer ihrer versunkenen Häuser oder über ihre Baum- und Weinpflanzungen hin; die andern kletterten die Berge hinauf; aber auch die Berggipfel boten zuletzt keinen festen Boden mehr, und wer im Schiffe den Wogen entrann, den raffte endlich der Hunger hinweg.

Neun Tage und neun Nächte schon war der Regen vom Himmel geströmt und das Gewässer aus den Tiefen der Erde hervorgerauscht; da ragte nur noch ein Berg in Griechenland mit seinem Haupte aus der alles bedeckenden Flut empor, der hochaufsteigende stolze Parnassos. König

der griechischen Gebirge, bildete er zugleich die Mitte der gesamten Erdscheibe. Das hatte Zeus selbst ausgemittelt; denn auf seinen Befehl waren einst zu gleicher Zeit zwei Tauben von den Enden der Welt ausgeflogen und auf dem Parnassos zusammengetroffen; dort war also der Mittelpunkt der Erde. Auf diesem wie eine letzte heilige Zufluchtsstätte über die Wasserwüste sich erhebenden Berggipfel landete jetzt auf seinem kleinen von den Göttern behüteten Schifflein der gerechte Deukalion mit seiner Gattin Pyrrha, das einzige Menschenpaar, das von den tausendmal tausenden noch übrig war. Diese beiden sollten nach dem Beschlusse der Himmlischen vor dem Untergange bewahrt bleiben, denn sie waren unsträflichen Sinnes und fromme Verehrer der Götter. So that denn nun Zeus den Wolkengüssen Einhalt, Poseidon legte den Dreizack nieder und bändigte die übergetretenen Fluten. Das Meer erhielt wieder Ufer, die Ströme kehrten in ihr Bett zurück; Hügel tauchten auf, Wälder streckten die Wipfel ihrer Bäume aus der Tiefe hervor, endlich erschien auch das ebene Land, und die Erde zeigte wieder ihre vorige Gestalt.

Traurig blickte Deukalion auf die grenzenlose Verwüstung: Todesstille rings in der unermeßlichen Einöde! „Ach“, sagte er zu seinem Weibe, „in allen Landen vom Aufgang bis zum Niedergang sind von den Menschen wir beide allein noch am Leben, alle andern hat die Flut verschlungen. Was sollen wir Einsamen auf der leeren Erde beginnen?“ Beide weinten; dann gingen sie nach dem verlassen stehenden Tempel am Fuße des Parnassos, wo die Göttin Themis Weissagungen erteilte. Betend fielen sie vor dem halbzerstörten Altar der Göttin nieder und fleheten: „Sag' uns, o Themis, wie unser untergegangenes Geschlecht wiederhergestellt werden kann; gieb neues Leben der versunkenen Welt!“ Die Göttin antwortete: „Gehet aus dem

Tempel, umhüllet eure Häupter, löset die gegürteten Kleider und werfet dann die Gebeine der großen Mutter hinter den Rücken!"

Lange sannen beide nach über den Sinn des dunklen Göttersspruches. Endlich deutete Deukalion: „Unsere große Mutter ist die Erde; ihre Gebeine sind die Steine; die sollen wir hinter uns werfen."

Zwar setzten sie noch Zweifel in diese Auslegung; indessen den Versuch zu machen, konnte ja nicht schaden. Und so gingen sie denn weiter in das Thal hinab, verhüllten sich das Haupt, entgürteten ihre Kleider und warfen die Steine rückwärts. Da — welch ein Wunder! — begannen die Steine ihre Härte und Sprödigkeit zu verlieren: sie wurden geschmeidig, dehnten sich aus und nahmen mehr und mehr menschliche Gestalt an; was an ihnen Feuchtes und Erdiges war, wurde zu Fleisch, das Feste und Starre wurde in Knochen verwandelt, die Adern in den Steinen blieben Adern. So gewannen mit Hilfe der Götter in kurzer Frist die von Deukalion geworfenen Steine Mannesgestalt, die von Pyrrha ausgesäeten wurden Weiber. Die verödete Erde bevölkerte sich aufs neue mit Menschen.

Auch von mancherlei Getier begann der Boden sich wieder zu regen, als die belebenden Strahlen der Sonne den tiefen Schlamm beschienen und erwärmten, den die Flut zurückgelassen, und bald füllte sich Feld und Wald und Luft wieder mit dem vielgestaltigen, reichen Leben, das über unsere Erde verbreitet ist.

Deukalion aber herrschte lange als weiser und gerechter König über das neue Menschengeschlecht, das ihm seinen Ursprung verdankte. Sein Sohn Hellen wurde der Stammvater des Volkes der Hellenen oder Griechen.

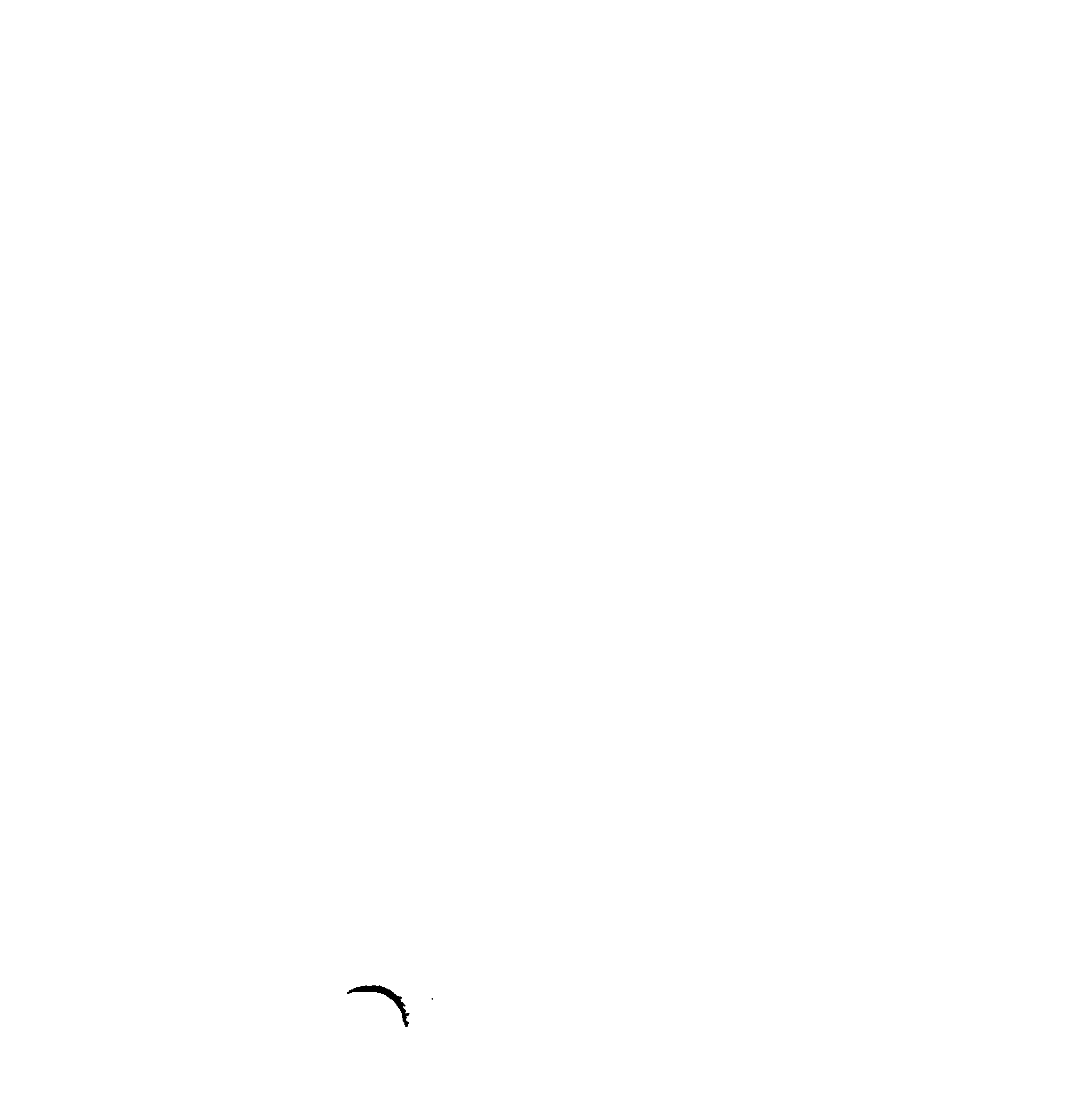
3.

Europa.

In dem Lande Phönizien, das am Ostufer des Mittelmeeres in Asien lag, wohnte der König Agēnor, der hatte eine Tochter von großer Schönheit mit Namen Europa. Eines Tages war die holdselige Jungfrau mit mehreren ihrer lieben Gespielinnen an das Meeresgestade hinausgegangen, um dort auf den frisch grünenden Wiesen duftige Blumen zu pflücken und sich an dem Spiele der klaren Wellen zu ergötzen, die mit sanftem Plätschern über die glatten Kiesel am Ufer rollten.

Schon hatten die fröhlichen Mädchen volle Sträuße von Hyacinthen und Veilchen, von Narcissen und Rosen eingesammelt und sich eben auf einem Rasenhügel niedergesetzt, um die bunte Blütenpracht in zierliche Kränze zu flechten: da wurden sie plötzlich durch eine unerwartete Erscheinung aus ihrem sorglosen Geplauder aufgeschreckt. Ein Stier, der sich, wie es schien, von einer in der Ferne weidenden Rinderherde verirrt hatte, kam über die blumige Au gerade auf die kranzwindenden Jungfrauen zugeschritten. Es war ein wunderschönes Tier von schneeweißer Farbe; prachtvolle Hörner, so durchsichtig wie klare Juwelen, krümmten sich ihm über der breitgewölbten Stirn. Und weil seine Augen so fromm blickten und seine Haltung so sanft und friedlich war, als sei er seit lange gewohnt, sich dem Willen des Menschen zu fügen, so schwand bald die anfängliche Furcht der Mädchen: sie traten dem Stier näher und näher, tanzten um ihn her und streichelten ihn, Europa legte ihm den frischen Blumenkranz, den sie geflochten, um das schöngeformte Gehörn. Dieser Schmuck schien dem Stier sehr zu gefallen: mit schmeichelndem Brüllen streckte er sich vor der Jungfrau







Wie Europa von dem Stier entführt wird.
(Antike Vase aus Unteritalien.)

nieder und sah, den Nacken zurückgebeugt, nach ihr hin, als lüde er sie ein, seinen breiten Rücken zu besteigen. Lachend setzte sich Europa darauf und rief ihren Gespielinnen zu: „Kommet her, ihr Lieben; es können noch mehrere von euch neben mir sitzen. Ist's doch so lustig, sich von dem schönen zahmen Stier, der Verstand hat wie ein Mensch, über den weichen grünen Rasen dahintragen zu lassen."

Aber ehe noch die Mädchen dem Rufe der Königstochter folgen konnten, sprang der Stier plötzlich empor und trabte unverweilt mit der jungen Reiterin davon. Er hatte erlangt, was er wollte; denn der Stier war ja freilich kein Rind von gemeiner Art, wie sie in den Ställen und auf der Weide sich sättigen oder, unter das Joch gebeugt, am Wagen und Pfluge sich abmühen; er war nichts Geringeres, als — ein verzauberter Gott. Zeus selbst, der Götterkönig, hatte sich in diese Gestalt gekleidet, um die schöne Europa ihrer Heimat und ihrem Elternhause zu entführen, damit sie seine Gattin werde. Denn außer seiner göttlichen Gemahlin Hera hatte Zeus auch mehrere sterbliche Frauen: es waren Königs- und Fürstentöchter, welche die Mütter berühmter Helden geworden sind.

Als der göttliche Stier mit der geraubten Europa raschen und immer rascheren Laufes durch die Au dahineilte, wurde der Jungfrau bange. Umsonst suchte sie den flüchtigen Renner inne zu halten: ein Sprung zur Erde herab hätte ihr Leben in Gefahr gebracht; darum umklammerte sie dem Tier das eine seiner Hörner mit der Hand und rief, angstvoll zurückschauend, ihre Freundinnen um Hilfe an. Vergebens: weiter nur und weiter entfernte sie sich von den andern Mädchen, und geradeswegs stürzte der Stier dem Meere zu. Am Uferrande, so hoffte sie, werde er doch stille stehen; aber nein, mit einem mächtigen Satz sprang er

in die Flut und schwamm mit seiner Beute fort durch die Wellen, schnell und unaufhaltsam, wie ein seegewohntes Schiff, in dessen Segel der günstigste Fahrwind bläst. Bald entschwanden dem Blick der Geraubten die Ufer: an eine Rückkehr nach dem lieben Heimatsgestade durfte sie nicht mehr denken. Vor ihr breitete sich ungeheuer und unabsehbar das gewaltige Meer; aber kein Sturmhauch rührte seine Wogen, daß sie verderbendrohend auf- und niederzischten: spiegelglatt lag die endlose Fläche in voller Ruhe, so daß kein Tropfen dem Königskinde die furchtsam emporgezogenen Fersen oder den Saum des purpurnen Gewandes netzte. Denn der Meergott Poseidon ebnete dem schwimmenden Zeus, seinem Bruder, den Weg durch die unermeßliche Salzflut. Er selbst, der stolze Beherrscher des Wellenreiches, fuhr auf seinem von windschnellen, goldmähnigen Rossen gezogenen Wagen dem göttlichen Bruder voraus; Scharen von Seetieren, aus der Tiefe emportauchend, umhüpften ihren Gebieter; seltsam gestaltete, halb menschenähnliche, halb fischartige Wunderwesen bliesen auf Muscheltrompeten, und schlanke Meernymphen, von Delphinen getragen, schwebten in Reigen um die Jungfrau auf dem Stierrücken.

Mit Staunen und Zagen erkannte jetzt Europa, daß es ein Gott sei, der sie der lieben Heimat entführt habe. „Wer bist du", fragte sie traurig, „der mich geraubt hat, und wohin trägst du mich, du Gott in Tiergestalt? Wahrlich, es ziemt den Göttern nicht, schwache Sterbliche durch grausamen Trug zu hintergehen. Ach, daß ich in dem trauten Vaterhause geblieben wäre! Jetzt aber werde ich, wenn nicht die tiefe See mich Arme verschlingt, wie eine Sklavin in ein fernes, fremdes Land hinweggeführt, aus dem ich nimmer wieder heimkehren werde."

„Kein Sklavenlos ist dir beschieden, du edles Königskind“, erwiderte tröstend der Gott. „Siehe, ich bin Zeus, der Götterkönig, und habe dich zu meiner Gemahlin erwählt. Ein neues Geschlecht von sceptertragenden Königen und ruhmreichen Helden soll von dir ausgehen; der neue Weltteil, nach welchem ich dich aus deiner Heimat in Asien geleite, wird von dir seinen Namen tragen.“

So suchte Zeus die zagende Europa zu beruhigen, und was er gesagt, ging in Erfüllung. Bald war der südlichste Teil des griechischen Landes, die Insel Kreta, erreicht, wo der Gott aus den Wellen stieg und seine Beute ans Ufer setzte. Alsbald legte er seine Tiergestalt ab, und vor den Augen der staunenden Jungfrau stand Zeus als ein herrlicher, königlicher Mann, der ihr seine Hand entgegenreichte. Sie wurde seine Gemahlin und Königin der großen schönen Insel; drei Söhne entsprossen ihrer Ehe mit dem hohen Himmelsgotte, unter ihnen der hochberühmte König Minos*). Der fremde Weltteil aber, der sie aufgenommen, heißt nach ihr Europa bis auf den heutigen Tag.

4.

Kadmos.

Die Geschichte des Kadmos schließt sich an den eben erzählten Raub der Europa an. Er war ein Bruder der Geraubten, ein Sohn des Königs Agēnor von Phönizien. Als die junge Königstochter so wunderbar aus ihrer Heimat verschwunden war, sprach der bekümmerte Vater zu ihm: „Auf, mein Sohn, rüste dir sogleich ein Schiff und ziehe aus, deine Schwester zu suchen; forsche nach ihr rastlos

*) Zweites Buch, I Nr. 7, II Nr. 3.

allerorten, bis daß du sie findest; denn ohne sie darfst du nicht wieder vor mein Angesicht treten.“ Das war ein harter Befehl, der die schwersten Folgen haben konnte; denn der König hatte in seiner väterlichen Sorge um die liebe Tochter nicht bedacht, daß er durch sein strenges Wort vielleicht auch den Sohn auf immer aus dem Vaterlande entfernte.

Kadmos aber fügte sich gehorsam dem Gebote des Vaters und fuhr in die Welt hinaus. Zuerst zog er in allen Ländern Asiens umher, die am Meere liegen, und fragte, ob nicht irgendwo an der Küste eine Jungfrau auf einem Stier gelandet wäre; aber niemand hatte ein solches Wunder gesehen. Dann setzte er nach Griechenland über und wanderte lange suchend von Ort zu Ort, ohne von seiner Schwester das geringste zu erfahren. Endlich bot sich ihm eine Aussicht, sichere Kunde einzuziehen. Er hörte, daß in der Stadt Delphi am Fuße des Berges Parnassos — wo einst der Vater Deukalion sich aus der grausigen Sündflut gerettet*) — ein Tempel sei, in welchem der allwissende Gott Apollon Auskunft über das Verborgene erteilte. Diese Aussprüche des Gottes wurden Orakel genannt und durch den Mund einer Priesterin, die auf einem goldenen Dreifuß saß, den Fragenden verkündet. Voll Verlangen nach einem solchen Göttersprüche, eilte Kadmos nach Delphi, brachte dem Apollon ein Opfer, damit er ihm gnädig wäre, und fragte nach seiner Schwester. Der Gott antwortete ihm: „Nach Europa suche nicht länger: sie ist des Zeus Gattin geworden, der sie dir nimmer herausgeben wird. Weil du aber ohne sie nicht zu deinem Vater zurückkehren darfst, wohlan, so bleibe in Griechenland. Du wirst auf einsamer Au ein Rind treffen, das noch kein Joch getragen und an keinem Pfluge gezogen hat. Auf beiden Seiten des Rückens

*) Nr. 2, S. 4 ff.

zeigt es einen weißen mondförmigen Flecken. Von diesem Rinde laß dich führen, und wo es sich ermüdet im Grase niederlegen wird, da erbaue eine Stadt und nenne sie Theben."

Kadmos fand bald das von Apollon bezeichnete Rind und folgte mit stillem Gebet langsamen Schrittes seinen Spuren. Schon war er den Tag und die Nacht hindurch gewandert und am Morgen auf einem schönen Hügel angelangt; da blieb das heilige Tier stehen, hob die breitgewölbte Stirn mit den stattlichen Hörnern empor und erfüllte die Luft mit lautem Gebrüll. Dann schaute es rückwärts nach der Schar der ihm folgenden Männer und streckte sich endlich im schwellenden Grase nieder.

Voll Dank gegen die Götter warf sich Kadmos hin und küßte die fremde Erde. Vor allem gedachte er, die Himmlischen, die ihn hierher geleitet, durch ein feierliches Opfer zu ehren. Er sandte daher einige seiner Gefährten aus, um aus lebendigem Quell Wasser zum Weiheguß zu schöpfen.

In der Nähe lag ein alter Wald, den noch keine Axt berührt hatte; mitten darin rauschte aus einer von dichtem Gestrüpp umwachsenen Felsenhöhle ein heller Wasserstrahl, der einen lieblichen Brunnen bildete. In der Höhle verborgen lagerte ein fürchterlicher Drache, der dem Kriegsgotte Ares geheiligt war und den Quell hütete. Wie rotes Gold schimmerte sein hoher Kamm, Feuer zuckte in seinen Augen, und drei Zungen zischten ihm aus dem weiten Rachen, der mit drei Reihen von Zähnen bewaffnet war. Als die Gefährten des Kadmos die Quelle gefunden hatten und eben die Krüge in das klare Wasser niedertauchten, streckte der Drache plötzlich sein Haupt aus der Kluft hervor und erhob ein entsetzliches Zischen. Starr vor Schrecken, ließen die Schöpfenden ihre Krüge sinken. Der Drache aber rollte seinen schuppigen Rücken in einen furchtbaren Knäuel zusammen, wölbte sich dann zu

ungeheurem Bogen empor und stürzte sich auf die zagenden Männer. Die einen tötete sein Biß, andere erdrückte seine Umschlingung, noch andere vergiftete der Pesthauch seines Geifers.

Lange wartete Kadmos auf die Rückkehr seiner Diener vergeblich; endlich beschloß er, selbst einen Krug zu nehmen und die Gefährten aufzusuchen. Bedeckt mit dem zottigen Fell eines Löwen, den er selbst erlegt, eine Lanze mit blinkender Eisenspitze in der Hand, das scharfe Schwert um die Schulter gehängt, eilte er dem Walde zu. Bald traf er dort auf die Leichen seiner gemordeten Leute; über ihnen erblickte er den scheußlichen Drachen, wie er mit blutiger Zunge die zerfleischten Glieder beleckte und sich nunmehr gegen ihn selbst emporringelte. Entschlossenen Mutes begann der Held sofort den fürchterlichen Kampf gegen das Untier. Nur mit der höchsten Anstrengung errang er endlich den Sieg: der Drache lag tot vor ihm auf dem Boden.

Während Kadmos noch den erlegten Feind betrachtete, gesellte sich plötzlich, vom Himmel herniederfahrend, seine Gönnerin, die Göttin Pallas Athēne, zu ihm und befahl ihm, die Zähne des Drachen auszubrechen und in die Erde zu säen. Er that nach dem Geheiß der Göttin, und sofort wuchs vor seinen staunenden Augen eine ganze Saat gewappneter Männer aus dem Boden. Kadmos erschrak und glaubte schon einen neuen Feind bekämpfen zu müssen. Aber einer von dem erdentsprossenen Volke rief ihm zu: „Ergreife die Waffen nicht, menge dich nicht in innere Kriege!“ Und siehe, bald tobte der ganze Männerschwarm in mörderischem Wechselkampfe, bis sie tot niedersanken und die Mutter Erde das Blut ihrer Söhne trank, die sie eben erst geboren. Nur fünf blieben übrig.

Diese fünf erdentsprossenen Krieger — man nannte sie Sparten d. i. Gesäete — halfen nun dem Kadmos die



Wie Kadmos den Drachen erschlägt.
(Antike Vase aus Unteritalien.)

Stadt Theben bauen und wurden die Stammväter der vornehmsten thebanischen Geschlechter. Kadmos aber vermählte sich nach der Gründung der Stadt mit *Harmonĭa*, der Tochter des Kriegsgottes *Ares* und der schönheitstrahlenden Göttin *Aphrodīte*. Zu der Hochzeitsfeier kamen alle Himmlischen auf der *Kadmēa*, der Burg von Theben, zusammen und saßen auf goldenen Stühlen schmausend beim frohen Festmahl. Sie brachten dem Brautpaare köstliche Hochzeitsgeschenke; besonders prächtig war ein Halsband, das Aphrodite der Harmonia gab; die Hand des kunstreichen Gottes *Hephästos* hatte es verfertigt.

So wurde Kadmos von den Göttern geehrt. Ein berühmtes Königsgeschlecht ist von ihm ausgegangen; ja ein Gott gehört zu seinen Nachkommen; denn seine Tochter *Semĕle* wurde die Mutter des heiteren Weingottes *Dionȳsos*.

5.

Danaos.

Der König *Belos* von Libyen d. i. Afrika hinterließ sein Reich seinen beiden Söhnen: *Ägyptos*, der eine derselben, erhielt das nach ihm benannte Ägypten, der andere, mit Namen *Danăos*, bekam das übrige Land. Beide Brüder waren sehr kinderreich: Ägyptos hatte fünfzig Söhne, Danaos fünfzig Töchter. Die fünfzig Söhne des Ägyptos begehrten die Töchter des Danaos, die *Danaiden*, zur Ehe; da aber ihr Verlangen abgewiesen wurde, fing Ägyptos Krieg an gegen den Bruder und besiegte ihn.

Danaos, seines Reiches beraubt, floh mit seinen Töchtern über das Meer nach Griechenland und kam dort nach dem Lande *Argos*, von wo einst sein Geschlecht ausgegangen

und nach Afrika verpflanzt worden war. Die Flüchtlinge fanden in dem alten Stammlande freundliche Aufnahme; ja die Bürger von Argos erhoben den Danaos zu ihrem Könige, nachdem ein Wunderzeichen sie belehrt hatte, daß dies der Wille der Götter sei.

Unterdessen hatten die trotzigen Söhne des Ägyptos Schiffe ausgerüstet und landeten nun mit Heeresmacht in Argos, um sich der Danaiden mit Gewalt zu bemächtigen. Danaos mußte der Übermacht weichen und seine Töchter den verhaßten Freiern zu Frauen geben. Aber durch eine grausame List suchte er den erzwungenen Ehebund sofort wieder zu lösen. Er gab seinen Töchtern insgeheim Dolche und ließ sie schwören, in der Nacht, die dem glänzenden Hochzeitsfeste folgte, ihre Gatten im Schlafe zu ermorden.

Alle Danaiden vollbrachten die schreckliche That; nur *eine* derselben, *Hypermnestra* mit Namen, verschonte aus Liebe ihren Gemahl *Lynkeus*. Um ihn von der Todesgefahr zu befreien, weckte sie ihn aus dem Schlafe und sprach: „Mache dich auf und fliehe; deine Brüder sind von ihren Frauen getötet.“ Und sie führte ihn heimlich aus dem Palaste und gab ihm eine Fackel; die sollte er auf dem Berge vor der Stadt anzünden und in die Höhe halten, seiner Gattin zum Zeichen, daß er glücklich entkommen wäre. Darauf stieg sie auf das Dach des Hauses und schaute mit klopfendem Herzen nach dem Berge. Endlich blitzte das Licht der Fackel empor; Hypermnestra aber kehrte froh in ihre Kammer zurück; denn sie wußte nun, daß Lynkeus sich gerettet.

Am andern Morgen trat sie unverzagt mit ihren Schwestern vor den Vater; der lobte seine andern Töchter alle, daß sie, seinem Befehle gehorsam, [illegible] Männer getötet, der Hypermnestra aber zürnte er heftig und ließ sie in den Kerker werfen. Doch ein Gericht, das er aus den ange-

sehensten und weisesten Männern von Argos niedersetzte, um die Tochter zu verurteilen, sprach sie von Schuld und Strafe



Wie die Danaiden Wasser schöpfen.
(Reliefbild eines römischen Brunnens im Vatikan).

frei. Auch Danaos ließ sich endlich besänftigen und gestattete dem Lynkeus, als Gemahl der Hypermnestra nach

Argos zurückzukehren. Von diesem Paare, das dem Danaos später in der Herrschaft folgte, ging ein neues Königsgeschlecht aus, dem die berühmten Helden Perseus*) und Heräkles**) angehörten.

Die übrigen Danaiden aber mußten für ihren Frevel harte Strafe in der Unterwelt leiden: unaufhörlich, Tag und Nacht, mußten sie Wasser in ein Faß gießen, das sie voll zu schöpfen nimmer vermochten, weil sein Boden durchlöchert war.

6.

Perseus.

1. Des Helden wunderbare Geburt und Rettung.

Perseus gehört zu den großen alten Helden, welche von Göttern abstammten: sein Vater war Zeus, der Götterkönig. Seine Mutter hieß Danäe und war eine Tochter des Königs Akrisios von Argos aus dem Geschlechte des Danäos***).

Die Geburt des Perseus war für den Akrisios ein höchst unwillkommenes Ereignis. Denn das Orakel hatte ihm verkündet, daß er durch einen Sohn seiner Tochter Danäe dereinst Thron und Leben verlieren werde. Erschrocken über diese Weissagung, hatte er darüber nachgedacht, wie er ein so böses Geschick von sich abwenden möchte. „Es ist besser", meinte er, „daß meine Tochter gar keine Kinder habe, als einen Mörder ihres eigenen Vaters aufziehe. Ich

*) S. die folgende Erzählung.

**) Zweites Buch Nr. 1.

***) S. die vorhergehende Erzählung.

werde sie daher keinem Manne zum Weibe geben, und damit sie auch niemand mir hinwegführe und sich wider meinen Willen mit ihr vermähle, will ich sie in einem unzugänglichen festen Gewölbe vor aller Welt verschlossen halten.“ Und der grausame Vater baute einen ehernen Turm und sperrte Danae hinein. Aber wie er doch der Luft und dem Licht den Eintritt in das Gemach der Jungfrau nicht völlig verwehren durfte, so konnte er auch die schöne Gefangene nicht vor dem alldurchdringenden Blick des Zeus verbergen, der, in einen goldenen Regen verwandelt, in ihren Kerker drang und sich insgeheim mit ihr vermählte. So wurde Danae Mutter eines Sohnes, des Perseus.

Als Akrisios die Geburt des Knäbleins erfuhr, geriet er in den heftigsten Zorn. Sofort ließ er das Kind samt dessen Mutter in einen hölzernen Kasten setzen und ins Meer werfen. Durch Ertränkung der beiden glaubte er nun sicherlich dem ihm geweissagten Verhängnis zu entgehen.

Doch wie wenig frevelhafte Menschenklugheit gegen den mächtigen Willen der Götter auszurichten vermöge, zeigte sich auch diesmal. Zeus ließ die den Wellen des Meeres Preisgegebenen nicht umkommen: er behütete den Kasten, daß er, von sanften Winden getragen, nach einer kleinen Insel schwamm, wo ihn ein Fischer ans Land zog. Der Fischer brachte die wunderbar Geretteten zu Polydektes, dem König der Insel, der ihnen gastfreundliche Aufnahme gewährte und den Göttersohn Perseus an seinem Hofe auferzog.

2. Die Erlegung der Medusa.

Als Perseus zum Jünglinge herangewachsen war, regte sich ein glühendes Verlangen nach Heldenruhm in seiner Brust. Er trat vor den Polydektes und sprach: „Wohlan,

laß mich durch eine große That beweisen, daß ich der Wohlthaten würdig bin, die du mir erwiesen. Begehrst du es, so schaffe ich dir sogar das Haupt der Medusa herbei."

Polydektes nahm das Anerbieten an, so unausführbar es erschien; denn er fürchtete, daß der hochstrebende, thatendurstige Heldenjüngling wohl ihm selber und seiner Herrschaft gefährlich werden könne, wenn er ihn nicht von seiner Insel entferne. Der Zug nach dem Wohnsitze der Medusa aber führte ihn weit hinweg, ans Ende der Welt.

Medusa war nämlich eine der drei Gorgonen, die jenseit des Okeanos, an den westlichen Grenzen der Erdscheibe im Lande der Nacht und des Todes hausten. Unter den drei Schwestern allein sterblich, hatte sie mit den beiden andern, die unsterblich waren, die gleiche grausenhafte Gestalt. Statt der Haare ringelten sich Schlangen um ihr Haupt, das von Drachenschuppen übersäet war, aus ihrem Rachen standen, wie bei wilden Ebern, große Hauzähne hervor, ihre Hände waren ehern und an den Schultern hafteten Flügel, die sie in die Luft emportrugen. Wer sie ansah, wurde durch den gräßlichen Anblick in Stein verwandelt.

Perseus wußte anfänglich nicht einmal den Weg, auf dem er zu den Gorgonen gelangen konnte. Aber die Götter liehen dem Zeussohn ihre Hilfe: die kluge Athene, die Freundin aller edlen Helden, und der gewandte Hermes, ein Sohn des Götterkönigs wie Perseus, standen ihm zur Seite und geleiteten ihn zunächst zu den drei Gräen, die allein den Zugang zu der Behausung der Gorgonen, ihrer Schwestern, kannten. Sie selber wohnten, gleich diesen, im äußersten Westen, wohin kein Strahl der Sonne mehr reichte, und waren die Hüterinnen des Weges zu den Gorgonen. Altersgrau schon von Geburt an und von abschreckender Häßlichkeit, hatten sie alle drei zusammen nur

ein Auge und einen Zahn, deren sie sich abwechselnd bedienten. Perseus schlich dicht an sie heran, und als die eine sich Auge und Zahn herausnahm, um es der Schwester zu geben, riß er ihnen beides weg und versprach die Rückgabe nur unter der Bedingung, daß sie ihm den Weg zu den Gorgonen verrieten. Dieser führte zunächst zu andern Wundergeschöpfen, den Nymphen, von denen Perseus Flügelschuhe, eine Tasche und einen Helm erhielt, der unsichtbar machte. Ferner gab ihm Athene einen blanken Erzschild und Hermes ein Sichelschwert. So mit dem Notwendigen ausgestattet, zugleich auch über den einzuschlagenden Weg unterrichtet, flog Perseus, die Flügelschuhe an den Füßen, den Nebelhelm auf dem Haupt, durch die Luft nach dem düsteren Wohnsitze der Gorgonen.

Die Ungeheuer lagen, als er in ihre Nähe kam, schlafend am Boden; sie anzublicken durfte der Held nicht wagen: er würde auf der Stelle versteinert worden sein. Daher trat er mit abgewandtem Gesichte leise an sie heran und fing in seinem glänzenden, spiegelglatten Schilde ihr Bild auf. Seine Schützerin Athene zeigte ihm, welche von den dreien die Medusa sei, und ohne sich umzukehren, hieb er nun dieser mit dem Sichelschwerte blitzschnell das Haupt ab und schob es in die über seinem Rücken hangende Tasche. Aus dem Rumpfe der enthaupteten Gorgo sprang das geflügelte Wunderroß Pegăsos hervor. Dasselbe schwang sich ungesäumt in den Himmel auf, wohnte hinfort im Palaste des Zeus und trug, an den Wagen des Götterkönigs geschirrt, den Donner und Blitz.

Unterdessen erwachten die beiden Schwestern der Medusa aus dem Schlafe. Als sie sahen, was vorgegangen war, schossen sie, mit Wutgeschrei, auf ihren weit ausgebreiteten Fittichen in die Höhe, um den Mörder zu entdecken und

mit ihren ehernen Krallen zu erfassen. Aber sie schwirrten und tasteten vergeblich hin und her durch die düstere Leere; denn Perseus hatte sich bereits in seinen Nebelhelm gehüllt und jagte, ihrer Verfolgung enteilend, mit seinen Flügelschuhen durch die Lüfte von dannen, dem in der Ferne winkenden erfreulichen Tageslichte entgegen.



Wie Perseus mit dem Gorgonenhaupte durch die Luft fährt.
(Nach einem antiken Vasenbilde).

Als er über den Sandwüsten Afrikas schwebte, rieselten Blutstropfen von dem Medusenhaupte auf den Boden herab. Daraus entstanden giftige Schlangen, an welchen jener Erdstrich seitdem so reich ist. Widrige Winde faßten dann den kühnen Luftfahrer und warfen ihn bald hierhin, bald dorthin. Ermüdet senkte er sich einst im Reiche des Königs

Atlas nieder, um eine Weile dort auszuruhen. Atlas, der riesige Himmelsträger, besaß an der Westküste von Afrika einen wunderschönen Garten, in welchem ein laubreicher Baum an goldenen Ästen goldene Früchte trug. Besorgt um den köstlichen Schatz, ließ er den Eingang von einem grimmigen Drachen hüten und hielt alle Fremden von seinem Gebiete fern. Auch dem Perseus versagte er jetzt hartherzig die erbetene Aufnahme. Erzürnt über diese Verletzung des Gastrechts, rief der Göttersohn ihm zu: „Wenn du mir nichts gewährst, so will ich doch dir ein Geschenk nicht versagen", zog aus der Tasche das Medusenhaupt hervor und streckte es, sich selbst zurückwendend, dem Riesen entgegen. Alsbald erstarrte Atlas zu Stein: sein ungeheurer Leib wurde in einen Berg verwandelt, das Haupt ragte als hoher Gipfel in die Wolken auf, Bart und Haupthaar wandelten sich in Wälder, Schultern, Arme und Gebein wurden unbewegliche Felsrücken. Perseus aber schwang sich von der ungastlichen Stätte wieder in das Reich der Lüfte empor.

3. Perseus und Andromeda.

Nach langer Fahrt über vieler Völker Wohnsitze gelangte der Held nach der Küste des Landes Äthiopien, in welchem der König Kepheus regierte. Dort sah er an einen Felsen, der ins Meer hinausragte, eine schöne Jungfrau gefesselt, in deren Augen Thränen glänzten. „Wer bist du?" fragte er, sich zu ihr niederlassend, „und wer hat dich in diese Bande geschlagen?"

„Ach", erwiderte sie traurig, „ich bin des Königs Kepheus unglückliche Tochter und heiße Andromĕda. Meine Mutter hat die Meeresnymphen gegen sich aufgebracht, da sie sich rühmte, schöner zu sein, als sie alle.

Die Erzürnten klagten über diesen Schimpf bei Poseidon, dem Beherrscher des Meeres; der schickte alsbald eine große Flut über das Land und dazu ein entsetzliches Ungeheuer, das, alle Tage aus der See aufsteigend, Menschen und Tiere verschlang. In dieser Not wandte sich mein Vater an das Orakel, und dieses verhieß dem Lande Rettung, wenn ich, die Tochter der Königin, dem greulichen Fische zum Fraße ausgesetzt würde. Das geängstigte Volk drang in den König, dem Gebote des Orakels zu gehorchen; darum siehst du mich an diesen Felsen geschlossen".

Kaum hatte Andromeda ausgeredet, da rauschten die Wogen des Meeres auf, und aus der Tiefe tauchte das Untier hervor, mit seiner breiten Brust die ganze Wasserfläche bedeckend. Voll Entsetzens schrie die Jungfrau laut auf. Ihre Eltern stürzten weinend und wehklagend herbei und schlossen die Tochter, welche sie nicht retten konnten, noch einmal in ihre Arme. „Tretet zurück", rief Perseus ihnen zu; „ich bin entschlossen, die Unglückliche zu retten. Ein Göttersohn, wie ich, bebt auch vor dem kühnsten Wagestück nicht zurück". „Andromeda gehört dir als Gattin", erwiderten die Eltern, „unser ganzes Königreich sei dein, wenn du unser armes Kind vom Tode erlösest".

Unterdessen war das Ungeheuer mit großem Gebrause herangeschwommen. Als es nur noch einen Schleuderwurf von dem Felsen entfernt war, schwang sich Perseus auf seinen Flügelschuhen in die Lüfte. Der Fisch sah den Schatten des Mannes auf dem Wasserspiegel und fuhr wütend darauf los. Da senkte sich Perseus plötzlich wie ein herabfahrender Adler auf den Rücken des Ungetüms nieder. Stich folgte auf Stich: bis an den Knauf bohrte der Held sein Schwert in den Leib des tobenden Fisches, der, von grimmigen Schmerzen gepeinigt, sich bald hoch in



die Luft aufbäumte, bald in die Flut untertauchte und mit den wilden Schlägen seines schuppigen Schwanzes weithin das Meer aufwühlte. Allmählich jedoch fing die ganz von Blut gerötete Wasserfläche an sich zu beruhigen, die Sprünge und Windungen des Tieres wurden seltener und schwächer, endlich trieben die Meereswellen die leblose Masse des ungeheuren Fischleibes von dannen.



Wie Perseus die Andromeda befreit.
(Pompejanisches Wandgemälde).

Perseus löste nun die Jungfrau von dem Felsen und gab sie den glücklichen Eltern wieder. Der ausgestandenen

Todesangst folgte die Freude des neugeschenkten Lebens. Die holde Andromeda wurde die Braut ihres Retters, des Göttersohnes Perseus. Schon ist das fröhliche Hochzeitsfest gekommen: in dem goldstrahlenden Königspalaste des Kepheus steigen Weihrauchdüfte von den Altären empor, Flöten- und Leierklang und heitere Gesänge ertönen durch die mit Blumen und Laubkränzen geschmückten Hallen, und zahlreiche Gäste sitzen schmausend um das prangende Mahl gereiht. Da auf einmal füllen sich die Vorhöfe des Palastes mit dumpf brausendem Getümmel: Waffengeklirr und rohes Kriegsgeschrei unterbricht den Festjubel. Des Königs Bruder, Phineus, der früher um Andromeda geworben, aber in der Zeit der Gefahr sie verlassen hatte, tritt mit einer Schar von Kriegern, den Speer schüttelnd, herein, um dem Perseus die Braut zu entreißen. „Rasender", rief ihm König Kepheus entgegen, „welche Frevelthat willst du vollbringen? Nicht Perseus hat dir die Jungfrau geraubt; sie ging dir schon damals verloren, als sie an den Felsen gefesselt und dem Tode preisgegeben wurde, ohne daß du ihr Hilfe brachtest. Warum hast denn du sie nicht dem Untier abgerungen, wenn du sie als Gattin zu haben wünschest?

Doch der Trotzige ließ sich nicht mit Worten abweisen. Statt aller Antwort schleuderte er zornglühend seine Lanze gegen Perseus. Der Wurf ging fehl: die Waffe blieb im Polster hängen. Jetzt sprang Perseus auf, und den Speer zurückschleudernd hätte er dem Feinde sicher die Brust durchbohrt, wenn dieser nicht hinter einen Opferaltar gesprungen wäre. So vermied er das Geschoß, das einem seiner Begleiter in die Stirn fuhr. Nun wurde der Kampf allgemein: immer neue Scharen des Phineus drangen ein und drohten die geringere Zahl der vom Hochzeitsmahl aufgestörten Gäste zu überwältigen. Perseus stritt mit Heldenkühnheit: haufen-

weise streckte er die Feinde zu Boden. Aber zuletzt — das sah er — mußte doch seine Tapferkeit der gewaltigen Menge unterliegen. Darum griff er nun in die Tasche, die ihm stets an der Seite hing, und mit dem Rufe: „wer mein Freund ist, wende sein Antlitz ab!“ hob er das Haupt der Medusa hoch in die Luft. Sofort verstummte das laute Waffengetöse und Todesstille lagerte sich über der getümmelvollen Halle: der weite Raum war mit den leblosen Steinbildern der eben noch so heftig streitenden Kriegsleute erfüllt. In ihrer Mitte stand der versteinerte Phineus, Wut im Blick und das Schwert wie zu neuem Angriff erhoben. Auch mancher der Hochzeitsgäste, der die Warnung des Perseus nicht befolgt hatte, war in Stein verwandelt.

4. Heimkehr.

Perseus hätte nun im Lande der Äthiopen, geehrt und gepriesen von dem ganzen Volke, als Eidam und Erbe des Königs Kepheus bleiben können; aber er sehnte sich doch nach seinem griechischen Heimatlande und kehrte, begleitet von seiner jungen Gattin Andromeda, dorthin zurück.

Auf der kleinen Insel, wo er aufgewachsen war, fand er seine Mutter Danae und seinen Pflegevater Polydektes wieder. Aber zwischen beiden herrschte heftige Entzweiung; denn Danae wollte sich dem Verlangen des Königs, daß sie seine Gemahlin werde, nicht fügen. Aus Angst vor seiner Verfolgung flüchtete sie sich zuletzt in einen Tempel, weil an diesem heiligen Ort gegen niemand Gewalt verübt werden durfte. Flehend bat sie die Götter um Beistand in ihrer Bedrängnis. Da kam ihr Rettung durch ihren Sohn Perseus. Als er bei seiner Landung auf der Insel die Gefahr erfuhr, von welcher seine Mutter bedroht war, trat er vor den

Polydektes, der mit einer zahlreichen Schar von Genossen eben in seinem Palaste beim Mahle saß. Wie ein Gast aus der Unterwelt erschien der aus dem Nachtreich der Gorgonen wiedergekehrte Held dem erschrockenen König. Doch im Vertrauen auf die Menge der ihn umgebenden Freunde und Diener faßte Polydektes bald wieder Mut, und als Perseus ihn aufforderte, von der Verfolgung der Danae abzulassen, wies er das Verlangen mit bitterem Hohne zurück.

„So vernimm denn noch ein Wort", erwiderte Perseus, „und empfange das große Geschenk, das ich dir von meiner Fahrt mitgebracht. Du hast mich ausgesandt, das Haupt der Medusa zu holen; hier ist es". Mit diesen Worten hielt er dem Könige und der ganzen Versammlung das furchtbare Gorgonenhaupt entgegen. Alle erstarrten zu Stein.

Perseus übergab nun die Flügelsohlen, die Tasche und den unsichtbar machenden Helm dem Gotte Hermes, der sie den Nymphen wieder zustellte; das Haupt der Gorgo aber weihte er dankbar seiner Schutzgöttin Athene, die es bald auf ihrem Brustharnisch, bald auf der Mitte ihres Schildes befestigt trug.

Er begab sich dann mit Andromeda und Danae nach seiner Geburtsstadt Argos. Der König Akrisios floh aus Furcht vor dem wiederkehrenden Enkel, den er einst so schmählich ins Meer geworfen, in eine andere feste Stadt. Aber Perseus trug keinen Haß gegen den Großvater im Herzen. Betrübt über dessen Entfernung, suchte er ihn auf, um ihm zu versichern, daß er nichts Böses wider ihn sinne. Gleichwohl sollte der Orakelspruch, daß Akrisios durch seines Enkels Hand sterben werde, in Erfüllung gehen. Überall nach dem Aufenthalte seines Großvaters forschend, kam Perseus einst nach einer Stadt, in welcher eben festliche Kampfspiele veranstaltet wurden; er nahm teil an der Feier, ohne

zu wissen, daß sein Großvater sich unter den Gästen befand, die den Wettkämpfen zuschauten. Einen Teil der Spiele bildete das Werfen mit ehernen Scheiben; Perseus ergriff eine solche, um sie nach dem bestimmten Ziele zu schleudern; doch sie fuhr ihm zu früh aus der Hand und flog seitwärts dem alten Akrisios an den Kopf, daß er tot niedersank. Als Perseus erfuhr, wen er getötet, wurde er sehr traurig. Er ließ den Leichnam des Königs nach Argos bringen und köstlich bestatten. Aber er scheute sich, dort zu wohnen und das Erbe anzutreten, das ihm durch des Großvaters Tod zugefallen war; daher vertauschte er den Thron von Argos mit der Herrschaft über Tiryns. Dort regierte er lange und glücklich. Aus seinem Geschlechte sind viele berühmte Helden hervorgegangen; der größte von allen war sein Urenkel Heräkles.

7.

Sisyphos.

Korinth, die volkreiche Handelsstadt an der schmalen Landzunge zwischen dem nördlichen Griechenland und der Halbinsel Peloponnes, wurde erbaut und zuerst beherrscht von Sisyphos, dem listigsten aller Menschen. Ein rastloser Seefahrer, unermüdlich auf Gewinn bedacht, wußte er sich durch Schlauheit und mancherlei Betrug unermeßlichen Reichtum zu erwerben. Seine Habsucht verleitete ihn, selbst Verrat gegen die Götter zu verüben. Da schickte ihm Zeus zur Strafe den Todesgott zu, daß er ihn in die Unterwelt hinabführe. Doch der schlaue Sisyphos merkte das Herannahen des Todesgottes, überfiel ihn unversehens und sperrte ihn in einen tiefen Kerker ein. Von nun an starb eine zeitlang kein Mensch auf Erden.

Endlich erschien der starke Kriegsgott Ares, befreite den Todesgott aus seinen Banden und übergab ihm den Sisyphos. Der mußte nun zwar in die Unterwelt hinabwandern; aber er hatte schon Vorsorge getroffen, daß er dem dunklen Schattenreiche alsbald wieder entrinne. Seiner Gattin hatte er aufgetragen, alle üblichen Totenopfer für ihn zu unterlassen; und als nun der Gott der Unterwelt sich unwillig darüber zeigte, daß diese Opfer ausblieben, sprach der listige Sisyphos: „Das ist ein sehr schweres Vergehen meiner Gattin gegen deine Majestät, hoher Beherrscher des Totenreiches! Ich kann darum hier gar nicht zur Ruhe kommen. So laß mich denn auf die Oberwelt zurückkehren, damit ich das gottvergessene Weib züchtige und zur Ordnung bringe. So rasch es irgend möglich ist, werde ich — ich schwöre es dir mit den heiligsten Eiden — wieder vor dir erscheinen, um hier endlich den vermißten Frieden zu finden".

Der Gott ließ ihn gehen, und der Schlaue entrann abermals der Macht des Todes. Wieder in die Unterwelt hinabzusteigen, wie er es versprochen, dazu zeigt er nun nicht die geringste Eile. Das helle Sonnenlicht der Oberwelt gefällt ihm viel zu gut, um es sogleich wieder mit der Finsternis des Schattenreiches zu vertauschen. Leichtfertig ergiebt er sich dem lustigsten, üppigsten Leben. Doch mit dieser Herrlichkeit ists bald vorbei: inmitten eines schwelgerischen Festes erfaßt ihn plötzlich Hermes, der schattengeleitende Gott, und schleppt ihn mit Gewalt wieder in die Unterwelt hinab.

Jetzt giebt es kein Entrinnen mehr für den Verbrecher, und nimmer endet die Qual, die ihm in dem Schattenreiche auferlegt ist. Mit gewaltiger Anstrengung, angestemmt mit Händen und Füßen, wälzt er einen schweren Felsblock aus der Ebene einen steilen Berg hinauf. Hat er ihn keuchend

zur Höhe gebracht und glaubt ihn endlich auf den Gipfel zu drehen, da plötzlich wendet sich die Last um, und der tückische Stein rollt unaufhaltsam wieder hinab in die Tiefe. So muß der Verdammte, von Angstschweiß triefend, immer von neuem sich in vergeblicher Arbeit abmühen.

8.

Bellerophontes.

Ein Enkel des Sisyphos*) war Bellerophontes, der Sohn des Königs Glaukos von Korinth. Er hatte das Unglück, auf der Jagd mit einem Wurfspieß, den er nach einem Hirsch geworfen, seinen Bruder zu treffen und zu töten. Darum mußte er flüchtig gehen; denn wer, auch ohne Vorsatz, einen Mord begangen hatte, wurde als Befleckter aus seiner Heimat verstoßen.

So kam er zu dem König von Argos, einem seiner Verwandten, der ihn gütig aufnahm, durch Sühnopfer von der Blutschuld reinigte und als Freund in seinem Hause behielt. Aber nach einiger Zeit verklagte die Königin den Jüngling, dem die Götter Schönheit und edle Männertugend verliehen hatten, bei ihrem Gemahl, daß er sie zur Untreue habe verleiten wollen. Das war eine von ihr ersonnene Lüge; denn sie haßte den Bellerophontes eben darum, daß er ihr leichtfertiges Begehren, sie, die Vermählte, mit schändlicher Hintergehung ihres Gatten zu seinem Weibe zu nehmen, verschmäht hatte. Aber der König schenkte den verleumderischen Worten seiner Gemahlin Glauben und beschloß, den Jüngling zu töten; indes graute ihm doch davor, selbst Hand

*) S. die vorhergehende Erzählung.

an seinen Gastfreund zu legen. Er schickte ihn daher nach Kleinasien zu seinem Schwiegervater, dem Könige Jobätes von Lykien, und gab ihm ein zusammengefaltetes Täfelchen mit, in welchem gewisse eingeritzte Zeichen die Aufforderung enthielten, den Überbringer nach seiner Ankunft zu töten.

Ohne Schlimmes zu ahnen, machte Bellerophontes die weite Fahrt über das Meer nach Lykien und kam zu Jobätes. Der König empfing, nach der gastfreundschaftlichen Heldensitte der alten Zeit, den edlen Fremdling sehr ehrenvoll, ohne ihn erst zu fragen, wer er sei und woher er komme. Neun Tage lang bewirtete er ihn festlich: jeden Morgen opferte er einen fetten Stier, und eine fröhliche Schmauserei folgte der andern. Während dieser Zeit gewann der König den schönen und wackern Jüngling lieb, und am zehnten Tage fragte er ihn nach seinem Namen und in welcher Absicht er gekommen sei. Da überreichte ihm Bellerophontes das verschlossene Täfelchen. Jobates erschrak über den blutigen Auftrag, den ihm sein Eidam übersandte; auch er konnte sich nicht entschließen, den Fremdling, der ihm so lange ein werter Gast gewesen, geradezu ums Leben zu bringen. Doch glaubte er, derselbe müsse sich eines todeswürdigen Verbrechens schuldig gemacht haben; darum legte er ihm Kämpfe auf, die ihm, so schien es, notwendig den Untergang bereiten mußten.

Zuerst sandte er ihn aus, die Chimära zu erlegen, ein furchtbares, feuerschnaubendes Ungeheuer, vorn ein Löwe, hinten ein Drache, in der Mitte eine wilde Bergziege. Die Götter liehen dem Helden ihren Beistand bei dem gefahrvollen Werk, indem sie ihm das unsterbliche Flügelroß Pegäsos*) vom Olympos herabsandten, das aus dem

*) S. die Erzählung Nr. 6.

Rumpfe der von Perseus getöteten Medusa entsprungen war. Nie hatte das Wunderpferd einen menschlichen Reiter getragen, nie hatte es sich einfangen und bändigen lassen. Aber die hilfreiche Göttin Athene reichte dem Bellerophontes einen goldbeschlagenen Zaum, den sich das edle Roß willig anlegen ließ; dann schwang sich der Held in eherner Rüstung ihm auf den Rücken und stieg in die Lüfte hinauf. Als er über die Gebirgsschlucht schwebte, wo die grausige Chimära hauste, schoß er einen Pfeil auf das flammensprühende Ungetüm, der es am Halse verwundete, daß es laut aufheulte und voll Wut seinen Feueratem in die Höhe blies, ohne freilich den auf seinem hohen Roß geborgenen Reiter zu versengen. Ein zweites Geschoß fuhr dann der Wunderziege in den Rachen hinein, aus dem ein schwarzer Blutstrom herausschoß, worauf ein dritter Pfeil ihr mitten ins Herz drang, daß sie mit einem wilden Seitensprunge tot zusammenstürzte. Nun senkte sich Bellerophontes zur Erde nieder und hieb der Chimära das Haupt ab, das er dem staunenden Jobätes überbrachte.

Nach dieser Heldenthat trug der König dem Bellerophontes die Bekämpfung der Solymer auf, einer streitbaren Völkerschaft, welche von den benachbarten Bergen aus das lycische Reich mit Raub und Plünderung heimsuchte Der Held überwand die Feinde in blutiger Schlacht.

Hierauf befahl ihm Jobätes, gegen das kriegerische Weibervolk der Amazonen auszuziehen, das im Osten des schwarzen Meeres seine Sitze hatte. Auch gegen diese wilde Schar kämpfte er mit großem Ruhme und kehrte sieggekrönt von der Heerfahrt zurück.

Nunmehr erkannte Jobates, daß der herrliche Held, der als Gast zu ihm gekommen, ein Liebling der Götter sei: er gab ihm die schönste seiner Töchter zur Gemahlin und

teilte mit ihm sein Reich. Die Lycier aber wählten das reichste Fruchtgefilde ihres Landes aus und machten es ihm zum Geschenk.

So lebte Bellerophontes viele Jahre in ungestörtem Glück, geliebt und gepriesen von den Menschen, gesegnet durch die Huld der unsterblichen Götter. Aber dies Glück erfüllte sein Herz mit Übermut, daß er, über menschliches Los hinausstrebend, den Gedanken faßte, sich den Himmlischen gleichzustellen. Um zu der Wohnung des Zeus auf dem hohen Olympos emporzudringen, bestieg er von neuem den Pegasos, der ihn zu so herrlichen Siegen getragen. Da traf der Zorn des erhabenen Göttervaters den verblendeten Sterblichen. Das göttliche Roß, von Zeus in Wut versetzt, bäumte sich wild in der Luft und warf den verwegenen Reiter zur Erde nieder, daß er elend umkam, während es selbst sich zu dem Palaste des Zeus hinaufschwang.

9.

Tantalos.

Hoch vor allen andern Sterblichen von den olympischen Göttern geliebt und gesegnet war der König Tantălos von Lydien (in Kleinasien). Ein Sohn des Zeus, reich an Gold und Herden und üppigen Fruchtgefilden, herrschte er glücklich und prächtig in seiner stolzen Königsburg; die Götter kehrten bei ihm ein und schmauseten an seinen gastlichen Tischen. Ja sie luden ihn zu sich auf den Olympos, wo er an den Göttermahlzeiten teilnahm und alles mit anhören durfte, was die Himmlischen unter einander besprachen.

Aber ein so überschwengliches Glück vermochte der eitle Mann nicht zu tragen: er wurde übermütig, und der Über-

mut verleitete ihn zu frevelhaften Thaten. Die Gespräche der Himmlischen, die Geheimnisse, welche sie ihm anvertraut, verriet er den Menschen; er entwendete Nektar und Ambrosia von der Göttertafel und gab seinen irdischen Genossen davon zu kosten. Einst erlaubte ihm Zeus, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Da prahlte der Stolze: „Ich bedarf deiner Gnade nicht; denn mein Los ist dem der Götter gleich". Einen goldenen Hund, den einer seiner Freunde aus dem Tempel des Zeus auf Kreta gestohlen hatte, verbarg er in seinem Hause, und als der Gott ihn zurückfordern ließ, schwur der Meineidige hoch und teuer, das Tier gar nicht erhalten zu haben.

Besonders grauenvoll war die letzte Freventhat, welche Tantalos verübte. Als einst die Götter bei ihm wieder zu Gaste waren, beschloß er voll Übermuts, ihre Allwissenheit auf die Probe zu stellen. Er schlachtete seinen eigenen Sohn, den jungen Pelops, kochte dessen Fleisch und setzte es den Himmlischen als Speise vor; er glaubte nicht, daß sie den Greuel merkten. Aber die Götter wiesen das gräßliche Gericht zurück; nur Demēter, die Göttin der Feldfrüchte, deren Sinn ganz von dem Gedanken an ihre geliebte Tochter Persephŏne erfüllt war, die Hades, der Gott der Unterwelt, ihr geraubt hatte, langte unachtsam zu und aß die eine Schulter des Knaben. Diese fehlte dem Pelops, als die Wundermacht der Götter dem ruchlos Gemordeten das Leben wiedergab. Sie setzten ihm an deren Stelle eine Schulter von Elfenbein ein.

Den Tantălos aber verstießen sie zur Strafe für seine Frevel in die Unterwelt, wo die härtesten Qualen ihm auferlegt wurden. Bis an das Haupt in einen See gesenkt, litt er gleichwohl den brennendsten Durst, denn sein Mund konnte das frische Wasser, das ihn umspülte, nicht erhaschen.

So oft er sich niederbückte, um mit gieriger Lippe den Labetrunk zu schlürfen, wich die Flut zurück und versiegte bis zum Boden. Und zu der glühenden Pein des Durstes gesellte sich der entsetzlichste Hunger. Zwar streckten Bäume vom nahen Ufer her ihre mit den köstlichsten Früchten behangenen Zweige einladend über seinem Haupte hernieder: saftige Birnen und rotgesprenkelte Äpfel, süße Feigen, grüne Oliven und glänzende Granatäpfel schienen mit den Händen zu greifen; aber sobald der Hungernde hastig hinauflangte, die Früchte zu pflücken, fuhr plötzlich ein Windstoß in die Äste und trieb sie hoch empor in die Lüfte. Endlich bedrängte noch eine dritte Qual den Unglücklichen: die furchtbarste Angst folterte sein Herz. Denn über seinen Scheitel hing ein mächtiger Felsblock, der jeden Augenblick herabstürzen konnte, um ihn in seinem Falle zu zerschmettern. So jammervolles, nimmer endendes Leid wurde über den Verächter der Götter verhängt, den einst in Überfluß und Herrlichkeit schwelgenden Tantălos.

10.

Pelops.

Pelops, der Sohn des Tantălos, erbte nach seines Vaters Verstoßung in die Unterwelt*) dessen Reich, wurde aber von einem Nachbarkönig aus seinem Erbe vertrieben. Er zog über das Meer nach Griechenland und kam nach der südlichen Halbinsel dieses Landes, die später nach ihm Peloponnēsos d. i. Pelopsinsel genannt wurde.

Dort herrschte damals in der Landschaft Elis der König Önomăos, dessen Tochter Hippodameia durch

*) S. die vorhergehende Erzählung.

ihre große Schönheit die Augen aller jungen Helden auf sich lenkte. Nun hatte aber das Orakel dem Önomaos geweissagt, er werde durch seinen Eidam ums Leben kommen. Der König wollte daher, daß Hippodameia — denn sie war seine einzige Tochter — unvermählt bleibe, und um jeden Freier von ihr fern zu halten, ließ er verkündigen, daß er nur dem seine Tochter zur Gattin geben werde, der ihn im Wagenrennen besiege; wen aber er überwinde, den werde er töten.

Das war eine schwere und gefahrvolle Aufgabe, denn der König Önomaos besaß als Geschenk des Meergottes Poseidon ein Rossegespann, das es an Schnelligkeit dem Sturmwinde zuvorthat; sein Wagenlenker Myrtilos aber hatte an Geschicklichkeit in ganz Griechenland nicht seinesgleichen. Dennoch kamen viele treffliche Helden an des Königs Hof, bereit, um die Erlangung der schönen Hippodameia ihr Leben zu wagen. Önomaos aber rechnete so zuversichtlich auf Sieg über die Freier, daß er ihnen bei der Wettfahrt einen nicht unerheblichen Vorsprung vergönnte. Die Rennbahn, welche von den Wettkämpfern zurückzulegen war, reichte von der Stadt des Königs bis zu einem Altar des Poseidon auf der Landenge von Korinth. Das war eine weite Strecke, auf welcher ein Verzug schon wieder einzubringen war; darum ließ Önomaos den Freier zur festgesetzten Zeit ausfahren, opferte selbst noch mit allem Behagen dem Zeus einen Widder und bestieg erst nach beendigtem Opfer mit Myrtilos seinen Wagen, in sausender Eile seinem Mitkämpfer nachjagend. Es gelang ihm jedesmal, den vorausgeeilten Wagen vor dem Ziele einzuholen; sobald er ihn erreicht hatte, stieß er dem unglücklichen Freier seine todbringende Lanze durch den Rücken. In dieser Weise hatte er schon dreizehn Jünglinge durchbohrt und ihre Köpfe

über der Pforte seines Palastes aufgesteckt, eine hinreichende Warnung, wie er glaubte, für fernere Bewerber.

Gleichwohl erschien bald ein neuer Freier der Hippodameia vor dem König. Der Ruf von der Schönheit der Fürstentochter lockte auch den jungen Pelops nach Elis, und als er nun die herrliche Jungfrau mit Augen schaute, verlangte ihn sehnlich darnach, sie zur Gattin zu gewinnen. Ohne List freilich konnte ihr Vater mit seinen windschnellen Rossen nicht überwunden werden. Pelops suchte daher insgeheim des Königs Wagenlenker Myrtilos auf und sprach zu ihm: „Wenn Önomaos mich im Wagenrennen besiegt, so geschieht dies doch nur durch deine Kunst und dein Verdienst, trefflicher Myrtilos; du aber empfängst dafür von dem König keinen besonderen Lohn. Ich aber würde dir die glänzendste Belohnung gewähren, wenn du mir den Sieg in die Hände spieltest. Mit dem Besitze Hippodameias würde mir ja auch ihr väterliches Reich zufallen; von diesem würde ich für deinen Beistand die eine Hälfte dir abtreten. Du wärest dann nicht mehr, wie bisher, eines Königs Diener, sondern selbst König, wie du es ja durch deine Tüchtigkeit vor allen wohl verdienst. Die Sache auszuführen, ohne daß jemand einen Betrug merkt, kann dir gar nicht schwer fallen. Wie? Wenn du dafür sorgst, daß während der Wettfahrt des Königs Wagen zusammenbricht und der Alte herausstürzt, dann wird ihm der rascheste Lauf seiner Sturmrosse wenig frommen."

Durch solche Vorspiegelungen ließ sich Myrtilos verleiten, daß er seinem Herrn untreu ward. Vor der Abfahrt zog er heimlich an dem königlichen Wagen die eisernen Nägel aus, welche die Räder aufhalten, daß sie von der Achse nicht abgleiten können, und setzte an die Stelle der Nägel schwarzgefärbte Pflöcke von Wachs ein. In gewohnter

Art begann dann das Wettrennen. Pelops fuhr voraus, der König Önomaos vollbrachte, sorglos wie immer, sein Widderopfer, dann stürmte er, aufrecht auf dem Wagen stehend und die hochgehobene Lanze in der Rechten schwingend, dem in der Ferne kaum noch sichtbaren Freier wütend nach, um ihm den Rücken zu durchbohren, wie er es den andern gethan. Schon war er dem Jüngling nahe gekommen, schon schickte er sich an, ihm den Todesstoß zu versetzen; da plötzlich sprangen die Räder von dem sausenden Wagen des Königs ab, Önomaos selbst stürzte nieder, verwickelte sich in die Zügel und wurde von den unaufhaltsam fortrasenden Rossen zu Tode geschleift. Pelops dagegen erreichte kurz darauf ohne Unfall das Ziel der Rennbahn. So gewann er die schöne Hippodameia und mit ihr den Thron ihres Vaters.

Nun aber trat der Verräter Myrtilos vor ihn und sprach: „Erfülle dein Versprechen und gieb mir den Lohn, den du mir verheißen!“ Das war eine dem Pelops höchst unwillkommene Mahnung: das neu erworbene Reich gefiel ihm viel zu sehr, als daß er einen Teil davon einem andern gegönnt hätte. Er sann daher darauf, den Myrtilos zu betrügen, wie er, mit Myrtilos vereinigt, den Önomaos betrogen hatte. Unter irgend einem Vorwande lud er den Teilhaber an seinem Siege freundlich ein, mit ihm einen Gang nach dem Meeresstrande zu machen. Als beide dort auf einem in die Flut hinausragenden Felsen standen, versetzte Pelops seinem Begleiter hinterlistig einen mächtigen Stoß, daß er kopfüber in die brausende Tiefe stürzte. Noch einmal tauchte Myrtilos über die Wellen empor, und ein grausiger Fluch über Pelops und dessen ganzes Geschlecht erscholl aus dem Munde des Ertrinkenden.

Dieser Fluch blieb nicht unerfüllt. Zwar behauptete sich Pelops im Besitze seines neu gewonnenen Reiches und

wurde der mächtigste König im ganzen Peloponnēs; aber sein Haus geriet durch Zwietracht und neue Frevel mehr und mehr in unheilvolle Zerrüttung. Seine Söhne Atreus und Thyestes verfolgten sich in entsetzlichem Bruderzwist, und noch unter seinen Kindeskindern hatte die lange Reihe der Verbrechen kein Ende gefunden, die das unglückselige Geschlecht des Tantalos befleckten.

11.

Meleagros.

Der König Öneus von Kalydon im westlichen Griechenland beging einst ein großes Erntefest. Zum Danke für den Segen eines fruchtbaren Jahres weihte er allen Göttern reiche Gaben; nur der Jagdgöttin Artĕmis unterließ er Opfer darzubringen. Darum zürnte ihm die Göttin und sandte einen verheerenden Eber in die Fluren von Kalydon. Von der Größe eines starken Stieres, hatte das Untier blutrote, feuerfunkelnde Augen; der Nacken starrte ihm von Borsten, die wie dichte eiserne Stacheln aufragten; seine Hauer glichen riesigen Elefantenzähnen, und aus dem schäumenden Rachen schoß ihm, wie ein Blitzstrahl, glühender Odem, dessen Anhauch das Laub versengte. Verwüstend stampfte der Eber hier durch die grünenden Saatfelder hin, dort riß er die reifen Ähren von den Halmen; in den Weinbergen fraß er die Trauben samt den Ranken weg; die fruchtbeladenen Ölbäume wühlte er mit den Wurzeln aus dem Erdreich. Schäfer und Schäferhunde vermochten ihn nicht von ihren Herden zu verscheuchen, die trotzigsten Stiere konnten ihn nicht von den weidenden Rindern fern halten.

Ringsher floh das geängstigte Landvolk in die Stadt: nur hinter deren festen Mauern glaubte es sich noch sicher.

In dieser furchtbaren Bedrängnis faßte der junge Meleägros, der Sohn des Königs Öneus, den Entschluß, der Retter des Landes zu werden. Schon seit seiner Geburt wußten die Eltern durch ein wunderbares Ereignis, daß sie in ihm einen edlen Helden erziehen würden. Als nämlich der Knabe eben das Licht der Welt erblickt hatte, traten plötzlich drei hohe Frauengestalten in das Gemach der Königin Althäa, welche mit ihrem Kinde auf dem Lager ruhte. Es waren die Schicksalsgöttinnen, die jedem Menschen bestimmen, welches Geschick und welches Lebensende ihn treffen werde. Die erste Göttin sprach: „Ich gewähre dem Neugeborenen, daß er ein tapferer Held werde"; die andere verkündete: „Er wird sich durch Tugend und edlen Sinn hervorthun"; die dritte fügte hinzu: „Der Knabe wird so lange leben, als dieser Brand nicht völlig in Asche gesunken ist", und zeigte dabei auf ein Scheit Holz, das auf dem Herde im Feuer lag. Hierauf verschwanden die Göttinnen. Althäa aber sprang sogleich von ihrem Lager auf, riß das lodernde Scheit aus den Flammen, löschte es mit Wasser aus und verwahrte es dann sorgfältig in einer Lade, damit sie ihrem Sohn ein langes Leben sichere. Ungefährdet wuchs dann Meleägros zu einem herrlichen Jüngling auf, der von glühendem Verlangen nach ruhmwürdigen Thaten erfüllt war. Jetzt, da der grimmige Eber die Fluren verheerte, konnte sich der junge Königssohn durch ein kühnes Wagnis um die Wohlfahrt des Landes hoch verdient machen.

Er lud daher die berühmtesten Helden in ganz Griechenland zu einer großen Jagd auf das Ungeheuer nach Kalydon. Und alle folgten seinem Rufe; auch eine Jungfrau kam,

um mit der rüstigen Männerschar zum Kampfe gegen den kalydonischen Eber auszuziehen, — die gepriesene Jägerin Atalante.

Sie war eine Königstochter, welche der grausame Vater, der sich statt des Mädchens einen Sohn gewünscht, gleich nach der Geburt in der Wildnis hatte aussetzen lassen. Eine Bärin, der ihre Jungen geraubt waren, hatte das verlassene Kind gefunden und gesäugt. Dann waren Jäger beim Verfolgen des Wildes an die Stelle gekommen, wo das kleine Mädchen im Grase liegend mit den Blumen spielte. Sie hoben es auf, trugen es in ihr Haus, das mitten im Walde lag, reichten ihm süße Milch zur Nahrung und pflegten es mit Sorgfalt und Liebe. Und die kleine Atalante gedieh und wuchs gleich den frischen, jungen Bäumchen, die ringsumher aufsproßten, und sobald sie laufen konnte, sprang sie lustig im Walde umher, wie ein leichtfüßiges Reh, das in seiner grünen Einsamkeit keine Gefahr wittert. Als sie größer wurde, wollte sie von weiblicher Beschäftigung nichts wissen; desto begieriger griff sie nach Pfeil und Bogen, übte sich im Schießen und ging mit den Männern auf die Jagd. Bald that es kein Jäger ihr an Sicherheit im Schusse und an Herzhaftigkeit, keiner an Schnelligkeit im Laufe gleich; wenn die andern ermattet von der anstrengenden Jagdarbeit rasteten, folgte die Unermüdliche noch mit Windeseile dem aufgescheuchten Hirsch durch Gebirg und Thal, bis sie den Flüchtling eingeholt hatte. Schon erscholl der Ruf von der kühnen Jägerin weithin durch das Land, als die große kalydonische Jagd ihr noch höheren Ruhm verhieß. Ohne Zögern machte sie sich auf, um an dem gefahrvollen Abenteuer teilzunehmen. Als sie in den Kreis der um den jungen Meleagros versammelten Helden trat, glaubte man in der schlanken, hochgewachsenen Jungfrau im

schmucken Jagdgewand mit dem elfenbeinernen Köcher über der Schulter und dem Bogen in der linken Hand die Göttin Artĕmis selbst zu erblicken, wie sie durch das Waldgebirge schweift, das flüchtige Wild zu erjagen.

Neun Tage lang bewirtete der König Öneus die fröhliche Schar der kampf- und abenteuerlustigen Gäste; am zehnten Morgen zogen sie, von vielen Knechten und Hunden begleitet, zur Jagd hinaus.

In einem Walde, der sich von der Ebene einen weiten Bergabhang hinanzog, suchten die Helden den gewaltigen Eber auf. Bald erreichten sie eine tiefe Schlucht, die von geschwollenen Regenbächen ausgehöhlt war; dichtes Weidengebüsch, Schilf und Binsen überwucherten den sumpfigen Boden. Aus diesem Dickicht stürzte, von den Hunden aufgejagt, der Eber plötzlich voll Wut hervor, wie ein Blitzstrahl aus der Wetterwolke fährt. Die Jäger empfangen ihn mit lautem Geschrei und halten ihm die Eisenspitzen ihrer Lanzen entgegen; aber das Untier biegt aus und zersprengt und verscheucht mit seinen entsetzlichen Hauern die bellend anspringenden Hunde. Nun fliegen von allen Seiten die Spieße ihm nach; aber teils treffen sie nicht, teils prallen sie an den rauhen Borsten ab. Durch die Geschosse zu noch größerem Grimme gereizt, kehrt jetzt der Eber sich um und rennt mit funkelnden Augen und glutschnaubendem Rachen unter die Jäger. Drei von ihnen streckt er zu Boden; ein vierter schwingt sich, seine Lanze auf die Erde stemmend, in die Äste eines Eichbaumes hinauf. Mit zornigem Grunzen schaut das Untier zu dem Entronnenen empor und wetzt seine Zähne an dem Stamme des Baumes, um sie alsbald dem nächststehenden Feinde in die Hüfte zu bohren. Dann eilt der Eber dem dichtverschlungenen Waldgebüsch zu, wohin kein Speer ihm folgen kann. Da legt Atalante einen

Pfeil auf den Bogen, drückt ihn ab und trifft das Tier unter dem Ohr: das erste Blut rötet ihm die Borsten.

„Fürwahr, der Preis der Tapferkeit gebührt dir, o Jungfrau!“ rief Meleagros der Jägerin freudig zu; die Männer aber schämten sich, daß ein Weib sie überflügelt, und drangen nun mit desto heftigerem Ungestüm auf den Feind ein. Von Wetteifer entbrannt, stellte sich der trotzigste unter den Heldenjünglingen dem wieder hervorbrechenden Eber entgegen. Die doppelschneidige Streitaxt mit beiden Händen zum Hiebe erhebend, prahlte er verwegenen Mutes: „Schauet her, Freunde, wie sehr Männerwaffen den Geschossen einer Jungfrau überlegen sind! Artemis selber wird den Eber jetzt vor dem Todesstreiche nicht retten können“. Allein ehe noch seine Axt niedersauste, hatte das mörderische Untier mit seinen scharfen Zähnen dem Übermütigen schon den Leib aufgeschlitzt, daß die Eingeweide hervordrangen. So sank mancher rüstige Jäger zu Boden; in der blinden Hitze des Kampfes verwundete ein Held sogar den andern oder traf mit dem fehlgehenden Geschoß einen unschuldigen Jagdhund.

Endlich jedoch fuhr die Lanze des Meleagros dem Eber mitten in den Rücken. Das Tier drehte sich tobend im Kreise; da sprang der Held hinzu und stieß ihm den Jagdspieß in den Leib, daß es unter entsetzlichem Geheul zu Boden taumelte. Einige Augenblicke noch wälzte es sich wild umherschlagend in seinem Blute, dann erstarrten ihm die zuckenden Glieder, und der gewaltige Eber lag tot ausgestreckt auf der Erde. Jubelnd drängten sich jetzt alle Genossen herzu, tauchten ihre Waffen in das Blut des erlegten grimmigen Feindes und begrüßten den Meleagros als Sieger. Der Held stemmte seinen Fuß auf den Kopf des Ebers, streifte ihm mit dem Schwert das borstige Fell vom Leibe und reichte dieses samt dem abgehauenen Haupte der Atalante.

„Nimm, edle Heldin", sprach er, „die Beute hin, die mir gehörte; du hast den Eber zuerst verwundet und verdienst den Ruhm mit mir zu teilen".

Als die Jungfrau den Siegespreis aus seiner Hand empfing und nun, das Eberfell über den linken Arm geworfen, freudig dastand, wie die Göttin Artĕmis, wenn sie mit reicher Beute von der Jagd kommt, ging ein dumpfes Gemurmel des Neides durch die Männerschar. Die beiden Oheime des Meleagros aber, seiner Mutter Brüder, die sich unter den Jagdgenossen befanden, traten trotzig vor Atalante hin und entrissen ihr mit roher Gewalt das Geschenk, das ihr nicht gebühre. Diese Frechheit ertrug Meleagros nicht. Von Zorn überwältigt, stürzte er auf die beiden los und durchbohrte ihnen die Brust mit seinem Schwerte.

Die Kunde von der Erlegung des verheerenden Ebers war unterdessen in die Stadt gelangt und hatte im ganzen Volke Freude und Jubel verbreitet. Froh bewegt verließ die Königin Althäa, des Meleagros Mutter, ihren Palast, um in einem Tempel für den Sieg ihres Sohnes den Göttern ein Dankopfer darzubringen. Da sah sie auf Bahren, die aus Baumzweigen geflochten waren, die Leichen ihrer Brüder dahertragen. Ihre Freude verwandelte sich in den heftigsten Schmerz. Voll Verzweiflung zerschlug sie sich die Brust und eilte unter lautem Jammergeschrei durch die Stadt in ihre Wohnung zurück, um ihr golddurchwirktes Festgewand mit einem schwarzen Trauerkleide zu vertauschen. Als sie aber nun weiter erfuhr, daß der eigene Sohn ihr die lieben Brüder getötet, steigerte sich ihr Schmerz zu unbändiger Rachelust. „Meleagros, der Mörder, muß sterben!" schrie sie in wildem Jähzorn, ohne daran zu denken, daß sie des Meleagros Mutter war. Das Leben des Jünglings hing ja, wie der Rasenden jetzt plötzlich durch den Sinn fuhr,

an dem Holzscheit, das sie so lange sorgfältig verschlossen gehalten. Hastig holte sie die Lade herbei, zog das angebrannte Holz hervor und schleuderte es, viermal vor der entsetzlichen Mordthat zurückschaudernd, mit abgewendetem Antlitz und zitternder Hand in die Flamme.

Nun war es um das Leben des Meleagros geschehen. Eben als Sieger von der Jagd in die Stadt zurückgekehrt, wurde der junge Held, während sich das Holzscheit im Feuer verzehrte, von einem brennenden inneren Schmerz befallen, und die rasch zunehmende qualvolle Glut, welche seine Eingeweide durchwühlte, verkündete ihm den nahenden Tod. „Ach", rief er jammernd aus, „daß ich eines so ruhmlosen Todes sterben muß! Wie glücklich war doch das Los der Freunde, die im Kampfe mit dem Eber gefallen sind!" Bald stockte ihm die Stimme; denn das Scheit im Feuer war jetzt verbrannt, die letzte Kohle zerfiel in Asche. Mit ihrem Erlöschen entsandte er den letzten Lebenshauch in die Lüfte.

Ganz Kalydon trauerte um den Tod des Heldenjünglings; durch die Hallen des Königspalastes ertönten die Wehklagen des Vaters, der Geschwister, der Freunde; unsäglich aber war der Schmerz der Mutter, als sie nach der Sättigung ihres maßlosen Rachegefühls die Größe ihrer Schuld erkannte. Vor dem Herde, auf dem sie das Leben des eigenen Sohnes geopfert hatte, stieß sich die Verzweifelnde das Schwert ins Herz.

12.

Orpheus.

Der älteste Sängerheld der Griechen war Orpheus, ein Sohn des Gottes Apollon. Zaubergewaltiger, als er,

hat nie ein Dichter gesungen; wunderreichere Wirkung hat nie ein Lied geübt, als sein Gesang und Saitenspiel. Nicht allein der Menschen Herz und Sinn, sondern die ganze Natur wurde durch die Macht seiner Töne bewegt: die Tiere der Wildnis verließen ihre Schluchten, wenn er sang, und legten sich fromm dem göttlichen Meister zu Füßen, die Vögel der Luft, die Fische im Wasser lauschten bezaubert seinen süßen Klängen, die Bäume neigten huldigend vor ihm die Wipfel, selbst die starren Felsen regten sich vor Lust und Wonne, wenn der entzückende Wohllaut seines Gesanges sie berührte.

Seine geliebte Gattin, die holde Eurydĭke, wurde ihm in der Blüte ihrer Jahre durch den Tod entrissen. Als sie einst mit ihren Gefährtinnen auf blumiger Wiese spielte, fuhr plötzlich eine giftige Schlange aus dem hohen Grase und stach sie in den Fuß, daß sie starb.

Der verlassene Orpheus versank in die tiefste Wehmut. Tage und Nächte hindurch saß er trostlos da und ergoß seinen Schmerz in den rührendsten Tönen. Endlich gab ihm die Sehnsucht nach der Verlorenen den Gedanken ein, mit seiner Leier in die Unterwelt hinabzusteigen, um Hades, den Beherrscher des Totenreiches, zur Zurückgabe der Gattin zu bewegen.

Er kommt in das düstere Schattenreich und tritt vor den Thron des strengen Gottes. Und wie er nun die Saiten rührt und mit herzbewegendem Gesange ihre wunderbaren Klänge begleitet, siehe, da drängen sich die luftigen Schatten in Scharen horchend heran und weinen voll Rührung und Mitleid. Der dürstende Tantălos hascht nicht mehr nach der entschlüpfenden Welle; die Danaiden stellen staunend ihre Wasserkrüge nieder, und Sisўphos setzt sich, von der endlosen Arbeit rastend, ruhig auf seinen

Felsblock, um zu lauschen*). Selbst die Erinyen, die hartherzigen Rachegöttinnen, werden erweicht, und zum erstenmale netzen Thränen ihre Wangen.

So vermochte denn auch der finstere Totengott der Macht des Gesanges nicht zu widerstehen. Er rief Eurydike aus den Reihen der Schatten herbei und sprach zu Orpheus: „Deine Bitte sei gewährt: Eurydike wird dir schweigend nach der Oberwelt folgen. Doch wende deinen Blick nicht nach ihr zurück, ehe du das Reich des Lichtes erreicht hast; sonst ist dir die Wiedergewonnene auf immer verloren".

Froh des erlangten wunderbaren Erfolges, beeilte sich der Sänger mit der teuren Gattin aus der unterirdischen Tiefe nach dem Land der Lebendigen zurückzukehren. Schon waren die beiden dem Rande der oberen Erde, der Pforte des leuchtenden Tages, nahe gekommen, da verwirrten ängstliche Zweifel dem vorausschreitenden Orpheus den Sinn. „Ach", sprach er sorgenvoll zu sich selber, „wenn der schwarze Gott mich getäuscht hätte! Wenn Eurydike, die auch nicht durch das kleinste Zeichen, nicht durch das leiseste Geräusch sich kund giebt, mir gar nicht nahe wäre!" Von Angst überwältigt, verletzte er das Verbot des Totengottes, wandte das Auge zurück und — sah erfreut die Gattin, die ihm auf dem Fuße gefolgt war. Aber als er nun voll Liebe die Arme nach ihr ausbreitet, da entweicht sie, ein luftiger Schatten, seinen Händen und sinkt, ein leises Lebewohl ihm zuhauchend, zu den Unterirdischen hinab. Voll unsäglichen Schmerzes eilt Orpheus der Entschwindenden in die Finsternis nach; aber wie sehr er auch klagt und jammert und fleht: Charon, der Fährmann in der Unterwelt, weigert sich auf Befehl des unerbittlichen Hades, ihn über den Styxfluß zu setzen, der das Totenreich umflutet. Sieben

*) Buch I, Nr. 5, 7, 9.

Tage verweilt der Unglückliche ohne Speise und Trank am Ufer des düsteren Stromes, sich in Kummer und Thränen verzehrend; endlich, als er die Gattin unwiederbringlich verloren sieht, kehrt er trauernd auf die Erde zurück. Einsam schweifte er hier durch Gebirg und Thal und suchte Trost in den Tönen seiner Leier und den lieblichen Liedern, mit denen er die Einsamkeit erfüllte.

Einst saß er auf einem grünen, waldumkränzten Hügel, und das ganze Gefilde ringsum lauschte in tiefer Stille seinem zaubervollen Gesang. Da stürmte plötzlich ein Schwarm von rohen Weibern heran, die, ein Fest des Weingottes feiernd, in trunkener Ausgelassenheit die Wälder und Berge durchschwärmten. Wütend über ihren Verächter, der von ihrem wilden Geschrei, von dem wüsten Getöse ihrer Pauken und Hörner voll Entsetzen sich abkehrte, drangen sie mit Steinen und Stöcken auf ihn ein, schlugen ihn nieder und zerrissen seinen Körper in Stücke.

Das war das Ende des herrlichen Sängers. Um seinen Tod klagten die Vögel des Waldes und das Wild der Gebirge, trauernd senkten die Bäume ihre Zweige nieder, und Klagen murmelnd flossen Bach und Strom dahin. Orpheus selbst wurde von den Göttern nach Elysium, der Insel der Seligen, versetzt und dort ihm Eurydike wiedergegeben, die er nun nimmer wieder verlieren konnte. Sein Ruhm aber verbreitete sich über alle Lande, und alle kommenden Geschlechter ehrten ihn als den „V a t e r d e r G e s ä n g e“, als den ältesten Pfleger und Helden der göttlichen Kunst, die noch immer der Hörer Herz und Sinn durch ihre Wundermacht bezwingt.





Zweites Buch.

Herakles. Theseus.

I.

Herakles.

1. Der junge Herakles.

Heräkles (Hercules), der größte der griechischen Helden, war ein Sohn des Zeus; seine Mutter Alkmēne war eine Enkelin des berühmten Perseus*). Auch sein Stiefvater Amphitryon gehörte zu dem Geschlechte des Perseus und war König in der Stadt Tiryns, hatte aber seinen Thron verloren und wohnte mit seiner Gattin Alkmēne in Theben, dem Herrschersitze seines Oheims Kreon. In dieser Stadt wurde Heräkles geboren.

Sein Vater Zeus hatte den neugeborenen Knaben mit wunderbarer Kraft und Stärke ausgestattet und ihm eine große Zukunft zugedacht; Hera aber, die Götterkönigin, war dem Herakles von seiner Geburt an feindlich gesinnt und verfolgte ihn mit unversöhnlichem Hasse sein Leben lang.

Als er kaum acht Monate alt war, schickte sie zwei furchtbare Schlangen aus, ihn zu töten. Die Untiere schlichen sich des Nachts durch die offene Thür in das Ge-

*) Erstes Buch Nr. 6

nach, in welchem Herakles neben dem Bette seiner Mutter Alkmēne auf einem großen ehernen Schilde lag, der ihm als Schlafstätte diente. Drohend ringelten sie sich an dem Rande des Schildes empor und streckten ihre langen Hälse aus, um den Knaben mit ihren scharfen Giftzähnen zu fassen. Herakles, der noch nicht eingeschlafen war, sah die Schlangen gleich; denn ihre Augen leuchteten wie Feuer, so daß es ganz helle in der Kammer ward. Laut schrie die Wärterin auf, die bei dem Knaben saß; da erwachte Alkmene aus dem



Wie Herakles die Schlangen erdrückt.
(Römisches Relief im Vatikan).

Schlafe und sprang, als sie bei dem Feuerscheine die Todesgefahr ihres Kindes erkannte, von dem Lager, Hilfe rufend, auf die Schlangen zu. Aber der junge Herakles half sich selbst. Er richtete unverzagt seinen Kopf empor, griff mit jeder Hand eine Schlange um die Kehle und drückte sie so fest zusammen, daß sie die Zungen weit heraushängen ließen. Grausig zuckten ihre gewundenen Leiber und drehten sich hin und her; aber Herakles ließ sie nicht los, bis ihnen der

Atem entwichen und sie völlig erstarrt waren. So hielt er die erwürgten Untiere der angsterfüllten Mutter lächelnd entgegen. Jetzt eilte auch, durch Alkmenes Hilferuf aufgeschreckt, ihr Gatte Amphitryon mit blankem Schwerte herbei; eine Schar Bewaffneter folgte ihm. Aber es gab nichts mehr zu thun: die zu bekämpfenden Feinde lagen getötet auf dem Boden, ein unmündiges Kind war ihr Überwinder. Voll Staunens erkannte Amphitryon die Götterkraft, die in dem Knaben sich kund gab. Er ließ den großen Propheten des Zeus, den blinden Teiresĭas*), rufen, der in Theben wohnte, und erzählte ihm das Wunder. Und der blinde Seher, vor dessen Geiste alle Dinge aufgeschlossen lagen, weissagte dem Amphitryon und seiner Gemahlin und der ganzen Versammlung die zukünftigen Thaten des Herakles: wie er Untiere zu Lande und im Meere bezwingen, gewaltthätige Riesen und Frevler erlegen, Städte erobern und zerstören, siegreiche Kriegszüge nach fernen Ländern unternehmen und endlich, zum Lohne seiner großen Arbeiten und Mühen, in die Wohnungen der Unsterblichen emporsteigen und an dem seligen Leben der Götter teilnehmen werde.

Als der König Amphitryon diese Weissagung vernahm, beschloß er dem zu so hohen Dingen berufenen Knaben eine sorgfältige Heldenerziehung zu geben. Er selbst lehrte ihn das Wagenlenken, denn in dieser Kunst war Amphitryon besonders erfahren; im Ringen und Faustkampf, im Bogenschießen und Fechten wurden die berühmtesten Helden des Herakles Lehrmeister. Auch in der Buchstabenschrift und im Spiel der Zither wurde er unterwiesen; aber seine Hand war für den zierlichen Schlag der Saiten zu schwer, und er machte in der Musik nicht die guten Fortschritte, wie in

*) Drittes Buch II, Nr. 4, 9, 10.

allen Leibes- und Kriegsübungen. Nun geschah es eines Tages, daß sein Lehrer der Musik, der treffliche Sänger Linos, ihm beim Unterricht einen Schlag gab, weil er nicht aufmerksam war. Darüber geriet Herakles in den heftigsten Zorn: er nahm die Zither, auf der er spielen sollte, und schlug damit dem Linos so kräftig auf den Kopf, daß der alte Mann auf der Stelle tot zu Boden fiel.

Über diese Mordthat, so unvorsätzlich sie geschah und so sehr sie von Herakles bereut wurde, war Amphitryon höchst entrüstet. Er fürchtete, der unbändige Knabe könnte sich leicht zu ähnlichen Vergehen fortreißen lassen; darum wollte er ihn nicht länger im Hause behalten. Er schickte ihn deswegen zu den Rinderherden, die ihm, nicht weit von der Stadt Theben, auf dem waldigen Gebirge Kithäron weideten, damit er dort in der Einsamkeit aufwachse.

In dem frischen Berg- und Hirtenleben gedieh Herakles zu einem Jüngling von wunderbarer Größe und Stärke: auf den ersten Blick erkannte man in ihm den Sohn des Zeus. Als er achtzehn Jahre zählte, war er vier Ellen hoch und von gewaltigen Gliedmaßen; wie Feuersglut leuchteten seine Augen. Nie verfehlte er im Bogenschießen und Speerwerfen sein Ziel. Jetzt sollte es sich entscheiden, ob er seine angeborene Kraft zum Guten oder zum Bösen gebrauchen werde.

2. Herakles am Scheidewege.

Eines Tages begab er sich von Hirten und Herden weg in eine einsame Gegend und überlegte still bei sich, welchen Lebensweg er einschlagen sollte. Da sah er auf einmal zwei Frauen von hoher Gestalt auf sich zukommen. Die eine zeigte in ihrem ganzen Wesen Anstand und edle Würde, ihr Blick war bescheiden, ihre Haltung sittsam, das

Gewand, welches sie trug, einfach und von fleckenloser Reinheit. Die andere sah aufgedunsen und verweichlicht aus; sie hatte sich über die Maßen herausgeputzt und ihre Haut geschminkt, den Kopf warf sie eitel in die Höhe und mit den Augen betrachtete sie bald selbstgefällig ihre eigene Gestalt, bald blickte sie um sich, ob auch andere sie sähen; oft schaute sie nach ihrem eigenen Schatten.

Als die beiden dem Herakles näher kamen, ging die erstere ruhig ihren Gang fort, die andere aber drängte sich vor, lief auf den Jüngling zu und sprach: „Herakles, ich sehe, du bist unschlüssig, welchen Weg durch das Leben du einschlagen sollst. Wenn du mich zur Freundin erwählst, so werde ich dich die angenehmste und gemächlichste Straße führen: keine Lust sollst du ungekostet lassen und dein Leben ohne jegliche Beschwerde hinbringen. Um Kriege und Geschäfte hast du dich nicht zu bekümmern; du darfst nur darauf bedacht sein, mit den köstlichsten Speisen und Getränken dich zu laben, deine Augen, deine Ohren und die andern Sinne zu ergötzen, auf dem weichsten Lager zu schlafen und dir alle diese Genüsse ohne Mühe und Arbeit zu verschaffen. Solltest du jemals um die Mittel dazu in Verlegenheit sein, so fürchte nicht, daß ich viele körperliche und geistige Anstrengungen dir aufbürden und durch Gefahr und Not dich dazu führen werde; nein, du wirst die Früchte fremden Fleißes genießen und nichts von dem entbehren, was dir Gewinn bringen kann. Denn ich gewähre meinen Freunden die Freiheit, alles zu benützen“.

Als Herakles diese lockenden Reden und Versprechungen hörte, fragte er verwundert: „Weib, wie ist denn aber dein Name?“ Sie antwortete: „Meine Freunde nennen mich die Glückseligkeit, meine Feinde dagegen, die mich herabsetzen wollen, heißen mich das Laster“.

Unterdessen war auch die andere Frau herzugetreten. „Auch ich“, sagte sie, „komme zu dir, lieber Herakles; denn ich kenne deine Eltern, sowie deine Natur und deine Erziehung. Hiernach hege ich die Hoffnung, daß du, wenn du meinen Weg einschlagen wolltest, ein trefflicher Arbeiter werden würdest auf dem Felde alles Guten und Großen, ich selber aber durch dich noch zu viel größerem Ansehen gelangen würde. Doch will ich dich nicht betrügen durch Vorspiegelung von Genüssen, sondern ich will dir alles der Wahrheit gemäß darstellen, wie es die Götter angeordnet haben. Wisse also, daß von allem, was gut und wünschenswert ist, die Götter den Menschen nichts ohne Arbeit und Mühe gewähren. Willst du, daß die Götter dir gnädig seien, so mußt du sie verehren; willst du, daß deine Freunde dich lieben, so mußt du den Freunden nützlich werden; strebst du danach, von deinem Vaterlande geehrt zu werden, so mußt du ihm Dienste leisten. Sollen deine Felder dir Früchte tragen, so mußt du sie bebauen; sollen deine Herden gedeihen, so mußt du sie pflegen. Willst du kriegen und siegen, so mußt du die Kriegskunst erlernen; soll dein Körper deinem Willen dienstbar sein, so mußt du ihn durch Arbeit und Schweiß abhärten“.

Hier fiel ihr das Laster in die Rede: „Siehst du wohl, lieber Herakles, wie lang und beschwerlich der Weg ist, auf welchem dieses Weib dich zu Glück und Freude zu führen verspricht. Ich dagegen werde dich auf dem leichtesten und kürzesten Pfade zur Seligkeit leiten“.

„Zur Seligkeit?“ erwiderte die Tugend, „nein, zu Schmach und Schande führet das Laster; verstoßen ist es von den Göttern und bei den Menschen verachtet. Ich aber habe mit den Göttern, habe mit allen guten Menschen Verkehr. Ich verbreite Glück im Hause, fördere die Geschäfte

des Friedens, kämpfe ruhmreich im Kriege. Meine Freunde sind geehrt bei jung und alt, geachtet vom Vaterlande, geliebt von den Göttern. Und ist zuletzt des Lebens Ende gekommen, so liegen sie nicht in Vergessenheit begraben, sondern leben, von der Nachwelt gepriesen und gefeiert, im Gedächtnis aller Zeiten. Zu solchem Leben entschließe dich, lieber Herakles, und die höchste Seligkeit ist dir beschieden".

Hierauf verschwanden die Gestalten, nnd Herakles befand sich wieder allein. Er entschloß sich, dem Rufe der Tugend zu folgen. Da sollten ihm freilich schwere Arbeiten und Kämpfe auferlegt werden; allein er bestand sie mit Heldenkraft und wurde dadurch der Wohlthäter seines Vaterlandes.

3. Die ersten Thaten des Herakles.

Die lange Reihe der Thaten des Herakles beginnt mit der Bekämpfung eines grimmigen Untiers, welches große Verwüstungen anrichtete. Während er noch unter den Hirten des Königs Amphitryon auf dem Berge Kithäron lebte, hauste dort im Walde ein furchtbarer Löwe, der brach, so oft er Hunger hatte, aus dem Dickicht hervor, warf sich auf die königlichen Herden und erwürgte eine Menge schöner Rinder, die andern jagte er in wilde Flucht. Alle Hirten kam ein Grauen an, sobald sie das Ungeheuer nur in der Ferne erblickten: keiner wagte sich in einen Kampf mit ihm einzulassen. „So lauft nur nicht wie Hasen davon, ihr Furchtsamen", rief Herakles ihnen zu, „bleibt ruhig bei euren Ochsen: der böse Löwe wird, denk' ich, euch bald nicht mehr schaden, mir aber in seinem Fell einen Mantel liefern, der einen jungen Helden trefflich kleidet". Und mit einem wuchtigen langen Pfahl und einem tüchtigen Messer bewaffnet, ging er kecken Mutes auf die Löwenjagd.

Bald stieß er auf das Raubtier, das, von seinem Lager aufgejagt, beutegierig auf ihn zurannte. Aber ehe es ihn erreichte, fuhren des Helden Hiebe wie Donnerkeile ihm aufs Haupt hernieder; unter grausigem Gebrüll brach der Löwe zusammen, und nun genügten einige weitere Schläge, ihn völlig zu töten. Hierauf zog Herakles dem erschlagenen Löwen die Haut ab und legte sie sich als Mantel um, sodaß der Rachen wie ein Helm sein Haupt deckte, und das übrige Fell, mit den Vordertatzen über die Brust zusammengeknüpft, ihm von den Schultern bis zu den Kniekehlen herabhing.

Als er nach dieser Heldenthat nach seiner Vaterstadt Theben zurückkehrte, traf er auf dem Wege mit Boten zusammen, die Ergīnos, der König der benachbarten Stadt Orchomĕnos, nach Theben gesandt hatte, um einen schimpflichen Tribut einzufordern. Erginos hatte nämlich die Thebaner im Kriege besiegt und zu einem Vertrage genötigt, nach welchem sie ihm zwanzig Jahre lang alljährlich hundert Rinder als Abgabe entrichten mußten. Diese Schmach wollte Herakles nicht dulden; er warf die Gesandten zu Boden, band ihnen die Hände mit Stricken über dem Nacken zusammen, schnitt ihnen Nasen und Ohren ab und rief ihnen zu: „Da habt ihr euren Lohn, den bringt eurem Könige zurück!“ Erginos geriet in Wut, als seine Boten so übel zugerichtet vor ihn traten. Sogleich sammelte er ein großes Heer und zog gen Theben. „Kein Mensch“, schwur er, „soll dort mehr am Leben, kein Stein auf dem andern bleiben“. Und dem Thebanerkönig Kreon wurde bange vor der Macht der Feinde. Herakles aber rief die Bürger zu den Waffen und stellte sich als Anführer an ihre Spitze. Als es dann zur Schlacht kam, wütete er unter der Schar der Feinde, wie ein Löwe unter der Schafherde. Den König Erginos erschlug er mit eigener Hand; ganze Haufen schmetterte er zu

Boden, die übrigen trieb er in schimpfliche Flucht. Zwar fiel auch sein Pflegevater Amphitryon, der mit zu Felde gezogen war, in dem blutigen Kampfe; aber der Sieg, den Herakles erkämpfte, war so entscheidend, daß die Feinde den seither von Theben empfangenen Tribut doppelt zurückzahlen mußten. Zum Lohne für diese verdienstvolle That gab der König Kreon dem Heldenjüngling seine Tochter Megära zum Weibe. Die Götter selbst ehrten den Herakles mit köstlichen Geschenken: Hermes gab ihm ein Schwert, Apollon Bogen und Pfeile, Hephästos einen Panzer aus lauterem Golde, Athene einen Waffenrock.

4. Herakles und Eurystheus.

Nur die Götterkönigin Hera ließ von ihrem Hasse wider ihn nicht ab. Sein wachsender Ruhm erregte ihren Verdruß; sie mißgönnte ihm, daß er glücklich in seinem Hause, angesehen unter seinen Mitbürgern zu Theben lebte. Um dieses Glück zu zerstören, suchte sie ihn mit einer schweren Krankheit heim, die bald in wilde Raserei ausartete. Ganz von Sinnen, kannte der unglückliche Held seine eigenen Kinder nicht mehr: er hielt die drei Knaben, welche Megara ihm geschenkt, für Raubtiere und warf sie ins Feuer, daß sie jämmerlich umkamen. Zwar wich dieser entsetzliche Wahnsinn nach einiger Zeit wieder von ihm; aber als er nun die grauenhafte That erkannte, welche er vollbracht hatte, erschrak er vor sich selbst und versank in den tiefsten Kummer. Er betrachtete sich als einen Missethäter, der nicht ferner unter seinen Mitbürgern wohnen dürfe, und verließ die Stadt Theben, um, fern von den Menschen, in den Wäldern umherzuirren.

Als endlich die Zeit seinen Schmerz gelindert hatte, ging er nach Delphi und befragte das Orakel des Apollon,

wo er hinfort wohnen, und wie er den begangenen schweren Frevel abbüßen solle. Das Orakel gebot ihm, nach dem alten Wohnsitze seiner Väter, nach Tiryns, der Stadt des Perseus, zu ziehen, die jetzt zu dem Reiche des Königs Eurystheus von Mykenä gehörte. Dem Eurystheus, seinem Verwandten, solle er zwölf Jahre lang dienen und alles gehorsam ausrichten, was der von ihm fordern würde. Der König werde ihm zwölf Arbeiten auferlegen, gefahrvolle und erstaunliche Kämpfe, wie sie kein anderer Held vollbringen könne; wenn Herakles diese siegreich bestehe, so werde er nach seinem Tode zu den Göttern erhoben werden.

Es war ein bitteres Los für den Göttersohn, der Dienstmann eines hochmütigen Feiglings zu werden, wie es Eurystheus war, der arglistig nur auf des Helden Verderben sann; doch Herakles fügte sich, so schwer es ihm wurde, dem göttlichen Befehle und begab sich zu Eurystheus, um dessen Aufträge zu empfangen.

5. Die zwölf Arbeiten:

1) Der nemeïsche Löwe. 2) Die Hydra.

Die erste Arbeit, welche Eurystheus ihm auferlegte, bestand darin, den nemeïschen Löwen zu erschlagen. Neměa war ein waldiges Thal zwischen hohen Bergen im Lande des Eurystheus; dort trieb ein fürchterlicher Löwe sein Wesen, von dem es hieß, er sei der Sohn eines feuerspeienden Riesen und einer ungeheuren Schlange, während andere sagten, er sei vom Mond auf die Erde gefallen. Angst und Entsetzen vor dem Ungeheuer erfüllte weithin die Gegend; kein Eisen konnte sein hartes, zottiges Fell durchdringen.

Herakles zog mit Bogen und Pfeilen gegen den Löwen aus, in der Rechten eine Keule aus dem Stamm eines wilden Ölbaums, den er im Walde aus dem Boden gerissen hatte; die behauene knotige Wurzel machte den Knopf der Keule aus. Als er in den Wald kam, suchte er den ganzen Tag lang nach dem Löwen, ohne seine Spur zu entdecken. Endlich gegen Abend sah er ihn auf einem Bergpfade daherkommen, um vom Raube in seinen Felsspalt zurückzukehren: Kopf und Mähne troffen ihm von dem Blute der zerrissenen Tiere, mit der Zunge leckte er sich das Kinn, mit dem Schweife schlug er sich die Seiten. Wie Donner durchhallte sein Gebrüll das Gebirge. Herakles versteckte sich hinter einen Baum, spannte flugs seinen Bogen und schoß dem Untier, als es nahe genug gekommen war, einen wohlgezielten Pfeil in die Flanken zwischen Rippen und Hüfte. Aber der Pfeil prallte von dem Fell ab wie von einem harten Stein und fiel kraftlos auf den Boden. Der Löwe stutzte, hob den Kopf empor und ließ seine Augen forschend nach allen Seiten rollen. Schon wieder spürte er einen Pfeil, der ihn diesmal vorn an die Brust traf, gleichfalls ohne in die Haut zu dringen; da entdeckte er plötzlich den Jäger an dem Stamm des Baumes, zog seinen langen Schweif zwischen die Hinterbeine, sträubte die Mähne, krümmte den Rücken wie einen Reif und sprang mit einem gewaltigen Satz auf Herakles los. Der hatte den Bogen, welcher ihm hier nicht nützen konnte, rasch beiseite geworfen, und als der Löwe mit den fürchterlichen Krallen ihn gerade packen wollte, versetzte er ihm mit dem harten Knopf seiner Keule einen solchen Schlag an die Stirn, daß das Ungeheuer zurücktaumelte, die Augen verdrehte und unsicher auf den Beinen hin und her schwankte. Jetzt warf Herakles auch die Keule aus der Hand, sprang dem Löwen entgegen, trat ihm mit den Füßen auf

die Hinterbeine, umschlang seinen Hals mit den Armen und drückte so lange, bis das Tier erstickt war. Umsonst suchte er dann dem toten Löwen das Fell abzustreifen: kein Stein und kein Eisen war dazu scharf genug; da lud er sich die ganze Last auf die Schultern und ging damit seines Weges



Wie Herakles den Löwen erstickt.
(Römisches Sarkophagrelief im Vatikan).

nach Mykenä. Als der feige Eurystheus den Helden mit dem gräßlichen Ungeheuer daherkommen sah, bekam er vor der göttlichen Stärke des Herakles eine solche Angst, daß er sich in ein ehernes Faß unter der Erde verkroch. Er ließ dem Helden durch einen Herold sagen, daß er forthin nicht wieder

vor sein Angesicht kommen, sondern seine Siegesbeute nur vor den Thoren der Stadt abgeben sollte.

Bald darauf hatte der König Eurystheus eine zweite Arbeit ersonnen, um den gefürchteten Dienstmann zu beschäftigen. Er befahl dem Herakles, die lernäische Hydra zu erlegen. Das war eine unmäßig große Schlange mit neun Köpfen, von denen acht sterblich, der in der Mitte stehende aber unsterblich war. Sie hielt sich in dem Sumpfe von Lerna (nicht fern von der Stadt Argos) auf und überfiel von da aus die Herden und verheerte das Land. Um dieses Ungeheuer zu bekämpfen, nahm Herakles seinen tapferen Neffen Iolaos als Waffengefährten mit; der lenkte an seiner Seite die Rosse des Wagens, auf dem sie bis in die Nähe der Höhle fuhren, in welcher die Schlange ihr Lager hatte. Dort sprang Herakles mit seinem Bogen vom Wagen herab, wickelte Werg mit Pech und Schwefel um die Pfeile, zündete sie an und schoß damit in die Höhle hinein, um die Hydra aus ihrem Schlupfwinkel aufzuscheuchen. Wütend fuhr sie hervor, und es war grauenvoll anzusehen, wie sie den ungeheuren Leib daherwälzte und drohend aus den neun emporgestreckten Hälsen zischende Zungen fletschte. Mit vorgehaltenem Schild und funkelndem Schwert sprang Herakles auf sie ein, und während sie mit dem Schweif ihm den einen Fuß umringelte, schlug er ihr mit raschen Hieben Kopf auf Kopf herunter. Aber er richtete damit nichts aus: für jeden abgehauenen Kopf wuchsen der Schlange alsbald zwei neue aus dem blutenden Rumpfe hervor. Gleichzeitig kam der Hydra ein Riesenkrebs aus dem Sumpfe zu Hilfe, der kneipte mit seinen Scheren den Herakles von hinten in das Bein, das die Schlange umwunden hatte. Doch diesen schaffte sich der Held durch einen kräftigen Tritt mit dem andern Fuß, der den Panzer des

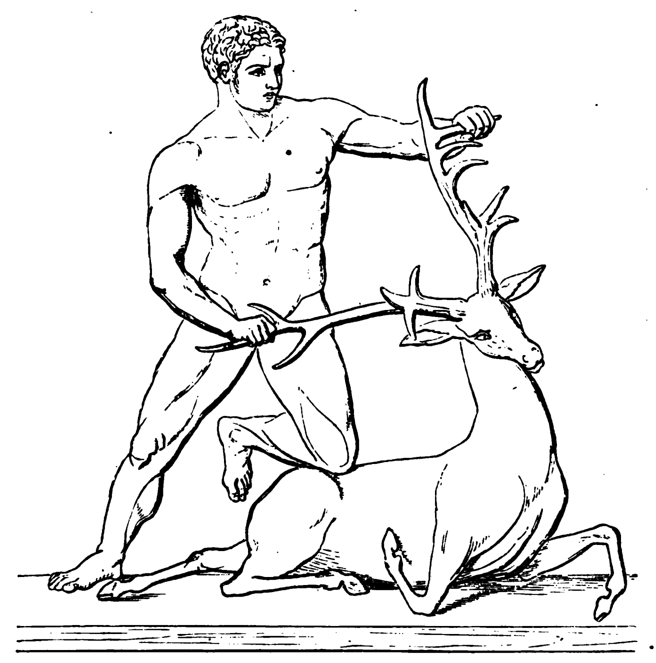
hinterlistigen Schleichers in tausend Stücke brach, ohne Mühe vom Leibe, dann rief er zum Beistand gegen die Schlange den Iolaos herbei. Der zündete einen Teil des umliegenden Waldes an, und so oft der Hydra ein Kopf abgeschlagen war, fuhr er sofort mit einem Feuerbrande über die frische Wunde, daß das Blut zischte, und aus den versengten Hälsen keine neuen Häupter aufschießen konnten. So gelang es dem Herakles endlich, alle Köpfe der Schlange abzuhauen, zuletzt auch das unsterbliche Haupt; dieses warf er in eine Grube und wälzte einen schweren Felsblock darüber. Hierauf schlitzte er der Hydra den Leib auf und tauchte die Spitzen seiner Pfeile in die giftige Galle; wem hinfort diese giftgetränkten Pfeile in die Haut fuhren, der mußte sterben.

6. Fortsetzung:

3) Die Hirschkuh der Artĕmis. 4) Der erymanthische Eber. 5) Der Stall des Augīas. 6) Die stymphalischen Vögel.

Als dritte Arbeit wurde dem Herakles von Eurystheus aufgetragen, eine der Göttin Artĕmis geheiligte Hirschkuh lebendig einzufangen. Diese war kein verderbliches und blutgieriges Ungeheuer wie die Löwen und Drachen, welche der Held bisher zu bekämpfen hatte, sondern ein prächtiges, helläugiges Tier mit goldenem Geweih und ehernen Füßen, das lustig in den schattigen Wäldern der Berglandschaft Arkadien umhersprang und nur den Jägern und Jagdhunden Verdruß machte, deren Nachstellungen es stets enteilte. Denn kein anderer Vierfüßler kam an Schnelligkeit diesem nimmer müden Hirsch gleich, der selbst den Wind außer Atem brachte, wenn er mit ihm um die Wette lief. Auch den Herakles, dessen Raschheit nicht minder erstaunlich war, als seine Stärke, kostete es unsägliche Mühe, das

Wundertier einzuholen. Ein ganzes Jahr lang jagte er ihm nach durch Gebirg und Thal, durch Wald und Feld, ja in ferne Länder und wieder zurück, ohne es zu erreichen. Da blieb die Hirschkuh endlich an einem vorüberrauschenden Flusse stehen: ihr bangte einen Augenblick vor dem wild-



Wie Herakles die Hirschkuh fängt.
(Pompejanische Bronzegruppe in Palermo).

flutenden Gewässer. Flugs zog Herakles einen Pfeil hervor, der nicht vergiftet war und schoß ihr ins Bein. Das rote Blut rann aus der Wunde; ächzend sank das ermattete Tier zu Boden. Nun sprang der Held hinzu und bemächtigte sich der herrlichen Beute. Voll Freude lud er die gefangene

Hirschkuh, die nur ungefährlich verwundet war, auf seine starken Schultern und trug sie nach Mykenä.

Unterwegs trat ihm die Jagdgöttin Artĕmis mit zürnenden Worten entgegen und wollte ihm das ihr geheiligte Tier entreißen. Doch Herakles erwiderte: „Vergieb mir, hohe Göttin, wenn ich gegen dich gefehlt; nicht Mutwille hat mich ja zu der That getrieben, sondern Eurystheus hat sie mir befohlen, den mir die Himmlischen zum Herrn gesetzt“. So besänftigte er den Unwillen der Göttin und konnte die Hirschkuh lebendig dem Eurystheus überliefern, der sie staunend betrachtete und bald wieder in Freiheit setzte.

Sogleich wurde der Held zu einer vierten Arbeit ausgesandt: er sollte den erymanthischen Eber gleichfalls lebendig herbeischaffen. Dieses borstige Untier hatte sein Lager in den Klüften des Berges Erymanthos in Arkadien und richtete ringsum in den Feldern arge Verwüstungen an; wer es wagte, mit einem Spieß auf den Eber loszugehen, den warf er zu Boden und riß ihm mit seinen entsetzlichen Hauern den Leib auf.

Als Herakles nach dem Erymanthos zog, kam er durch eine waldige Gegend, die von Kentauren*) bewohnt war, ungeschlachten Riesen, deren Leib vorn Menschengestalt hatte und nach hinten in einen Pferdeleib endete. Müde und hungrig trat er in die Höhle eines dieser Kentauren mit Namen Pholos, um dort auszuruhen. Pholos nahm ihn gastfreundlich auf und setzte ihm gebratenes Fleisch vor, während seine eigene Mahlzeit nach Kentaurensitte in rohem Fleische bestand. Aber Herakles hätte zu dem guten Essen auch gerne guten Wein getrunken, er meinte, beides gehöre zusammen, wenn er gut schlafen sollte. „Ja“, sagte Pholos,

---

*) S. unter Nr. 15 und Zweites Buch II, Nr. 5.

„da hast du ganz recht; wir Kentauren sind ja auch große Liebhaber des Weines, und ich habe ein Faß vom allerbesten in meinem Keller, ein Geschenk des Weingottes Dionysos*); aber das gehört uns allen gemeinschaftlich zu und darf nur angezapft werden, wenn wir hier in der Höhle zusammenkommen und mit einander schmausen. Auf Gastfreunde nehmen die Kentauren im Zorne keine Rücksicht: sie würden dich sicherlich tot schlagen, wenn sie dich hier beim Weine träfen". „O, mir ist gar nicht bange", erwiderte Herakles; laß mich nur das Faß öffnen, denn ich habe ganz erstaunlichen Durst. Dich aber werde ich gegen jeden dir drohenden Angriff verteidigen". So zapfte er sich denn einen tüchtigen Humpen voll Wein und schlürfte mit großem Behagen den köstlichen Trank, der, wie es des starken, feinen Weines Art ist, einen wunderlieblichen Wohlgeruch aushauchte. Das rochen die umwohnenden Kentauren, deren Nasen für den süßen Duft des Weines ebenso empfänglich waren, wie ihre Kehlen in unauslöschlicher Begier nach dem herzerfreuenden Getränke lechzten. Alsbald rannten sie von allen Seiten auf die Höhle des Pholos zu, brachen Felsstücke los, rissen Fichtenstämme aus der Erde und drangen in wilder Wut auf Herakles ein. Der so ungastlich aus seiner behaglichen Ruhe aufgestörte Held schleuderte den wilden Roßmenschen Feuerbrände, die er von dem Herde nahm, gegen die Brust und ins Gesicht, daß sie von der Höhle zurückwichen; dann verfolgte er sie mit seinen in das Blut der Hydra getauchten Giftpfeilen, streckte ihrer viele nieder und jagte die letzten vor sich her bis nach der Wohnung des weisen Kentauren Cheiron**), zu welchem sie sich in ihrer Bedrängnis

---

*) Erstes Buch Nr. 4 und zweites Buch II, Nr. 3.
**) Drittes Buch I, Nr. 2.

flüchteten. Auch diesen traf unglücklicherweise ein Pfeil des Herakles ins Knie, obgleich er sein alter Lehrmeister und Freund war, der ihn in allerlei Weisheit und Kunst unterwiesen hatte. Zu spät erkannte ihn Herakles in dem Gedränge und eilte bekümmert auf den Verwundeten zu; er legte ihm Heilkräuter auf, die der arzneikundige Cheiron selbst ihm angab; aber die Wunde des giftigen Pfeils war unheilbar und bereitete dem Kentauren unsägliche Pein. „Ach“, seufzte er in seinen Schmerzen, „wenn ich doch sterben könnte!“ Die Unsterblichkeit, welche dem götterentstammten Cheiron zu teil geworden, war ihm nun eine schwere Last; denn sie machte ja seine Qualen endlos. Aber Zeus erhörte gnädig sein Flehen und nahm die Unsterblichkeit von ihm, indem er ihm den Tod als Erlöser sandte. Als Herakles aus der Kentaurenschlacht nach der Höhle des Pholos zurückkam, fand er auch diesen tot Ein Pfeil, den derselbe aus dem Leibe eines der erschossenen Kentauren gezogen, war ihm aus der Hand gefallen und in den Fuß gefahren, so daß er alsbald an dem eingedrungenen Gifte starb. Herakles betrauerte herzlich den lieben Gastfreund und begrub ihn ehrenvoll.

Dann machte er sich auf, den erymanthischen Eber einzufangen. Er trieb ihn mit gewaltigem Geschrei aus seinem Lager im Dickicht des Waldes und jagte ihn vor sich her auf die beschneite Höhe des Berges, wo das Tier in einem tiefen Schneefelde erschöpft stecken blieb. Hier fing der Held den keuchenden Eber mit einer Schlinge, drückte ihn nach vornhin nieder und band ihm Beine und Leib so fest, daß er nur noch etwas zappeln und heiser grunzen, aber nicht mehr beißen und sich losmachen konnte. So lud Herakles das gefesselte Raubtier auf seine Schulter, und alle, an denen er mit der seltsamen Last auf seiner Wanderung nach Mykenä

einen Teil der Mauer ein. Dann grub er vom Stalle her Kanäle bis an zwei in der Nähe vorbeiströmende Flüsse. Damit war das Werk seiner Hände vollbracht. Das Weitere that das Wasser, das sich nun mit aller Macht aus den Flüssen durch die Kanäle in den Stall ergoß und den Mist in kurzer Zeit hinwegspülte.

Staunend sah der König Augias dem unerwarteten Schauspiel zu und erkannte, daß des Helden Klugheit nicht minder groß sei, als seine Stärke. Aber den geizigen Mann gereute jetzt des Lohnes, den er dem Herakles für das wohlgelungene Werk versprochen hatte. Er weigerte sich, ihm die zugesagten Rinder auszuliefern, ja er leugnete geradezu, ihm ein Versprechen gemacht zu haben. Als des Königs eigener Sohn den treulosen Vater bat, dem Helden das gegebene Wort zu erfüllen, jagte er zornentbrannt den wackeren Jüngling aus dem Lande. Auch dem Herakles gebot er, sein Reich auf der Stelle zu verlassen. So ging der Held seines Lohnes verlustig.

Später aber, als er seine Dienstzeit bei Eurystheus überstanden hatte, rächte er sich an dem wortbrüchigen Augias. Er zog mit einem Heere, das er um sich gesammelt, gegen ihn heran, zerstörte seine Stadt mit Feuer und Schwert und erschoß ihn mit seinem todbringenden Pfeil. Des Augias redlichen Sohn aber, der um seinetwillen vertrieben worden war, rief er aus der Verbannung zurück und setzte ihn zum Könige des Landes ein.

Die sechste Arbeit des Herakles war wieder ein Jagdabenteuer, das er diesmal gegen einen ganzen Schwarm geflügelten Wilds, die sogenannten stymphalischen Vögel, zu bestehen hatte; denn auch das Reich der Lüfte war in jener alten Heldenzeit mit allerlei Wundergetier erfüllt. So flatterten an einem See bei der Stadt Stymphālos in Ar-

kadien zahllose Raubvögel umher, so groß wie Kraniche; die hatten eiserne Flügel, Schnäbel und Klauen und konnten ihre Federn wie Pfeile abschießen, mit ihren scharfen Schnäbeln sogar eherne Panzer durchbrechen. Menschen nicht weniger als Tiere wurden von ihnen angegriffen und getötet, denn Menschenfleisch war ihr liebster Fraß. Wie sollte Herakles es anfangen, die zahllose Schar dieser unheimlichen Gäste, die auf den laubigen Bäumen am Seeufer den sichersten Versteck hatten, aufzujagen und fortzutreiben? Er wußte sich auch hier zu helfen; denn er hatte zwei mächtige eherne Klappern mitgebracht, welche ihm die Göttin Athene geschenkt hatte. Mit diesen stellte er sich auf einem Hügel in der Nähe des Sees auf, schlug sie mit aller Gewalt zusammen und machte durch das fürchterlich gellende Getöse den Vögeln so bange, daß sie wie betäubt aus allen Bäumen und Büschen hervorhuschten. Da griff Herakles rasch zu seinem Bogen und schoß Pfeil um Pfeil auf die Vögel, sodaß er ihrer eine Menge erlegte. Die andern flogen mit ängstlichem Gekrächz weit davon und kamen niemals wieder.

7. Fortsetzung:

7) Der kretische Stier. 8) Die Rosse des Diomēdes. 9) Der Kampf mit den Amazonen.

Um die siebente Arbeit zu vollbringen, schickte Eurystheus seinen Dienstmann Herakles nach der Insel Kreta: er sollte dort den wütenden Stier des Minos einfangen und ihn nach Mykenä führen. Dieses Tier hatte der Meergott Poseidon aus der Tiefe der See aufsteigen lassen, damit der König Minos es ihm als Opfer schlachte. Aber dem Könige gefiel der prachtvolle Stier so sehr, daß er ihn für sich behalten wollte: er steckte ihn heimlich unter

dazu, statt des Menschenblutes, klares Wasser als Trank, endlich kräftige Peitschenhiebe, sobald sie wieder einmal die geringsten Spuren von Trotz und Wildheit zeigten: alles dies hatte die beste Wirkung. Die Pferde wurden in kurzer Zeit geduldig und lenksam, so daß Herakles sie ohne Mühe auf sein Schiff bringen und dem Eurystheus zuführen konnte. Der traute jedoch ihrer Zahmheit nicht und ließ sie frei. Sie liefen in die Wildnis; dort fielen Raubtiere über sie her und fraßen sie auf.

Als neunte Arbeit des Herakles wird sein Zug gegen die Amazonen genannt. Das war ein streitbares Volk am fernen Ostende des schwarzen Meeres, ganz aus Weibern bestehend, die aber nicht Frauenwerke verrichteten, sondern auf Pferden ritten, sich in den Waffen übten und scharenweise zu Kriegen auszogen. Weithin waren sie gefürchtet um ihrer Tapferkeit willen. Ihre Königin Hippolyta trug als Zeichen ihrer Herrscherwürde einen kostbaren Gürtel von Gold und Edelsteinen, den sie vom Kriegsgotte Ares selbst zum Geschenk erhalten hatte. Diesen Gürtel sollte jetzt Herakles dem Eurystheus für seine Tochter holen, die Verlangen nach dem Kleinode trug. Es war eine weite und gefahrvolle Seefahrt, die der Held zu machen hatte, und schwerer Kampf stand ihm in sicherer Aussicht. Doch er brachte ohne Zögern eine Schar rüstiger Gefährten zusammen und segelte mit ihnen kühnen Mutes dem entlegenen Lande entgegen. Nach manchen Abenteuern lief das Schiff im Hafen der Amazonenstadt ein.

Hier kam die Königin Hippolyta mit ihren Frauen zu Herakles und versprach, als sie seine Forderung vernommen, ihm den Gürtel zu überliefern; denn die mächtige Gestalt des Göttersohnes flößte ihr Hochachtung ein. Da aber mischte sich Hera, die unversöhnliche Feindin des Herakles,

in Gestalt einer Amazone unter die Menge der übrigen und reizte sie durch den Ruf: „der Fremdling in dem Löwenfell will uns die Königin rauben!“ zum Kampfe auf. Alsbald griffen die kriegerischen Frauen zu den Waffen und rückten gegen das Lager an, das Herakles am Landungsplatze vor der Stadt aufgeschlagen hatte. Ein heftiger Kampf



Wie Herakles die Hippolyta bezwingt.
(Pompejanisches Wandgemälde).

entbrannte: die vornehmsten und tapfersten der Amazonen, die schon in andern Schlachten rühmliche Siege über Männer davongetragen hatten, warfen sich dem Herakles selbst entgegen; die übrigen fochten gegen seine Gefährten. Von den letzteren sanken mehrere unter den Geschossen der Frauen; Herakles aber fing alle gegen ihn entsandten Pfeile mit seinem

Schilde auf, während seine fürchterliche Keule jede Feindin zerschmetterte, die er im Gefechte erreichte. Entsetzt suchten einzelne Amazonen ihr Heil in windschneller Flucht; aber Herakles holte sie ein und hieb sie nieder oder nahm sie gefangen; auch die Königin Hippolyta, die wider ihren Willen in den Kampf hineingerissen worden war, geriet auf der Flucht in seine Hände; fast wäre sie ein Opfer seiner Waffe geworden, wenn sie sich nicht durch Übergabe des Gürtels von dem Helden Leben und Freiheit erkauft hätte.

Auf der Rückfahrt nach Griechenland vollbrachte Herakles eine neue ruhmwürdige Heldenthat. Er erlegte einen furchtbaren Seedrachen und errettete dadurch die trojanische Königstochter Hesiŏne, welche, an einen Felsen gefesselt, dem Ungeheuer zur Beute ausgesetzt war, vom Tode. Wir werden dieses Abenteuer in der Geschichte der Stadt Troja*) erzählen.

8. Die drei letzten Arbeiten im Dienste des Eurystheus.

10) Die Rinder des Geryŏnes. 11) Die Äpfel der Hesperiden. 12) Kerbĕros.

Nachdem Herakles aus dem fernen Osten von der Fahrt ins Land der Amazonen zurückgekehrt war, wurde er zur Ausführung der zehnten Arbeit nach dem äußersten Westen gesandt, wo der Okeănosstrom am Rande der Erde fließt. Der gewaltige Held sollte mit seinem Ruhme die ganze Welt erfüllen, wenngleich der arglistige Eurystheus sich nur abmühte, durch seine unerhörten Forderungen ihn zu verderben. Der Auftrag, welchen er jetzt dem Herakles erteilte, ging dahin, die Rinderherde des Geryŏnes herbeizutreiben.

*) Viertes Buch, Nr. 1.

Geryones war ein starker Riese, aus drei Leibern zusammengewachsen; er hatte drei Köpfe, sechs Arme und sechs Füße. Seine braunroten Rinder, die schönsten, die man sehen konnte, weideten auf der Insel Erytheia im Okeänos bei Spanien, wo jetzt die Stadt Kadiz liegt; ein anderer Riese und ein doppelköpfiger Hund, der sich mit zwei Wölfen zugleich beißen konnte, hüteten die Herde Tag und Nacht.

Um nach der entlegenen Insel zu gelangen, setzte Herakles zuerst nach Libyen oder Afrika über und zog dann unter unsäglichen Beschwerden bald durch heiße, wasserlose Sandwüsten, bald durch die Lagerstätten blutgieriger Raubtiere oder durch die ungastlichen Länder wilder Völkerstämme immer weiter gen Westen, bis er an die Meerenge kam, die Afrika von Spanien trennt. Hier pflanzte er als Zeugen seiner kühnen Heldenfahrt zwei gewaltige Felsensäulen auf, die nach ihm die Säulen des Herkules genannt wurden. Unerträglich brannten ihm die nahen Strahlen der Sonne auf den Leib, als Helios, der Sonnengott, seinen feurigen Wagen von der Höhe des Himmels zu dem Okeänos herabsenkte; da spannte er zornig seinen Bogen, um auf den Gott zu schießen. Helios erstaunte und freute sich über die Kühnheit des Helden, der selbst Götter anzugreifen wagte; er lieh ihm zur Fahrt nach der Insel Erytheia die goldene Schale, in welcher der Sonnengott jede Nacht mit seinem Gespann auf dem Okeanos um die Erde nach dem Osten zurückkehrte, um dort am Himmelsgewölbe wieder emporzusteigen. In diesem Sonnenkahne fuhr Herakles nach der Insel hinüber.

Nicht fern von dem Meeresgestade war die Herde auf der Weide, da stand das Gras so hoch, daß es den Rindern bis an den Leib reichte. Sogleich gewahrte der zweiköpfige Hund des Riesen den herannahenden Fremdling

und rannte mit fürchterlichem Gebell auf ihn los, um ihm den Zutritt zu verwehren. Aber Herakles zerschmetterte ihm mit seiner Keule den Schädel und erschlug dann auch den herbeieilenden Rinderhirten. Darauf sammelte er die Herde und trieb sie vor sich her; aber der dreiköpfige Geryŏnes, der von dem Raube seiner Rinder alsbald Kunde erhalten hatte, eilte ihm nach und erhob eben seine sechs Arme, um ihn zu umschlingen; da schoß er ihm einen Pfeil gerade an die Stelle, wo die drei Leiber zusammenliefen, sodaß der Riese tot zu Boden stürzte.

So war Herakles jetzt im Besitze der Herde; aber damit war erst ein Teil der gewaltigen Arbeit vollbracht; denn nun kam es darauf an, die zahlreichen erbeuteten Tiere weithin über Land und Meer, durch unwegsame Einöden, Wälder und Gebirge nach dem fernen Griechenland zu schaffen. Zunächst brachte er seine Herde zu Schiffe nach Spanien hinüber. Dann trieb er sie unter ungeheuren Beschwerden über die Pyrenäen und die schneebedeckten Alpen, indem er die Feinde, welche ihn unterwegs angriffen und bestehlen wollten, überall siegreich zurückschlug. Einmal hatte er alle seine Pfeile gegen die Räuber verschossen, da kam ihm noch rechtzeitig sein Vater Zeus zu Hilfe. Der ließ einen Hagel von Steinen herabregnen, welche teils die Übelthäter erschlugen, teils von Herakles aufgesammelt und auf die wilde Schar geschleudert wurden. Noch heutigen Tages kann man im südlichen Frankreich, nahe der Grenze Italiens, das mit wirr durcheinander liegenden Steinen übersäete Feld sehen, wo jener Kampf gewütet hat.

Als Herakles Italien erreicht hatte und am Tiberstrome an der Stelle, wo mehrere Jahrhunderte später die Stadt Rom erbaut wurde, des Nachts bei seinen Rindern eingeschlafen war, schlich sich ein feuerspeiender Riese mit

Namen Cacus, der in einer nahen Felsenhöhle hauste, unter die Herde und stahl einige der schönsten Stiere. Schlauer Weise zog er sie rückwärts in seine Höhle, damit Herakles aus den Fußspuren ihren Versteck nicht auffände. Denn es sah ja nach den Spuren aus, als ob Rinder nicht in die Höhle hinein, sondern von dort hinausgegangen wären. Herakles suchte am folgenden Morgen die gestohlenen Tiere allenthalben, und da er sie nicht finden konnte, begann er mit den übrigen weiter zu ziehen. Als er an der Höhle des Riesen vorüberkam, brüllte gerade eins von den Rindern seiner Herde, und wie die geraubten Tiere im Innern des Felsspaltes das hörten, so antworteten sie mit lautem Gebrüll. Hiermit war ihr Aufenthaltsort entdeckt. Herakles stürzte voll Zornes auf die Höhle zu, schleuderte den Felsblock, der ihren Eingang verschloß, hinweg, daß der ganze Berg erdröhnte, und drang in die Behausung des Cacus ein. Der blies ihm aus Nase und Mund Rauch und Feuer entgegen, damit er ihm nicht nahe komme; aber der Held ließ sich nicht bange machen: mit vorgehaltenem Schild wehrte er sich die Flammen vom Leibe und versetzte mit seiner Keule dem Riesen so fürchterliche Hiebe auf die Brust und ins Angesicht, daß er wie ein abgehauener knorriger Eichenstamm zu Boden schlug, wo ihm dann das Schwert des Herakles den Todesstoß mitten ins Herz gab. Die gestohlenen Stiere wurden nun aus der Felskluft hervorgeholt und einer derselben den Göttern als Dankopfer geschlachtet. Von allen Seiten aber strömten die Landleute herbei und priesen den Herakles als ihren Wohlthäter, weil er sie durch Erschlagung des räuberischen Riesen von einer unerträglichen Plage befreit hatte.

Auf seiner weiteren Fahrt kam der Held bis an die Südspitze von Italien. Dort entlief ihm einer seiner Stiere und setzte, durch die Meerenge schwimmend, nach Sizilien

über. Herakles schwamm nach der Insel, um den Ochsen zurückzuholen, während der Gott Hephästos ihm die zurückgelassene Herde bewachte. Nur durch einen neuen Kampf aber konnte der Held das entronnene Tier wieder erlangen. Der König Eryx, welcher auf Sizilien herrschte, hatte es auffangen lassen und weigerte sich, seine Beute herauszugeben, wenn nicht Herakles ihn im Faustkampfe überwände. So geübt aber auch Eryx in dieser Kunst war: Herakles besiegte und erschlug ihn und kehrte dann mit dem Stier nach Italien zurück. Hierauf zog er mit der gesamten Herde weiter. Noch hatte er manches gefährliche Abenteuer zu bestehen. Ein schlimmer Unfall traf ihn, als er schon seinem Heimatlande nahe gekommen war: seine mächtige Feindin nämlich, die Göttin Hera, schickte eine große Bremse, die flog summend und brummend unter die Rinder und stach sie so empfindlich, daß sie toll wurden und nach allen Seiten auseinander stoben. Nur mit großer Anstrengung konnte Herakles die wild umherschweifenden Tiere einfangen und die zerstreute Herde wieder zusammenbringen. Zuletzt jedoch kam er glücklich in Mykenä an und lieferte die weit gewanderten Rinder dem erstaunten Eurystheus richtig ab.

Auch die elfte Arbeit, welche dem Herakles auferlegt wurde, war wieder mit einer sehr weiten, gefahrvollen Wanderung verbunden. Eurystheus gebot ihm, die goldenen Äpfel der Hesperiden zu holen. Diese Äpfel hingen an einem Wunderbaum, den die Erde einst der Hera bei ihrer Vermählung mit Zeus zum Geschenk in einem duftigen Garten hatte hervorwachsen lassen. Vier göttliche Jungfrauen, Hesperiden genannt, pflegten den Baum mit den kostbaren Früchten, und ein hundertköpfiger Drache, über dessen Augen kein Schlaf kam, hielt Wache, daß keines Menschen Fuß der heiligen Stätte nahte.

Wo der Hesperidengarten lag, wußte Herakles nicht; und so mußte der Held erst lange und weit umherirren, um den unbekannten Ort aufzusuchen. Mancherlei staunenswerte Thaten verherrlichten seine Heldenfahrt.

Einem riesenhaften Räuber, der alle Wanderer mit seinem harten Hirnkasten zu Tode stieß, zerschmetterte er den festen Schädel. Bald darauf stieß er auf einen andern Riesen, einen Sohn des Kriegsgottes Ares. Als er ihn nach dem Garten der Hesperiden befragte, erhob der Unhold statt aller Antwort seine ungeheure Faust zum Schlage; doch Herakles bog aus, griff rasch nach seinem scharfen Schwerte und bohrte es dem Gegner in die Brust, daß er tot niedersank.

Weiter ziehend, kam der Held an einen Fluß im fernen Norden, an dessen Ufern freundliche Nymphen wohnten, Töchter des Zeus, denen die Gabe der Weissagung zugeschrieben wurde. Sie konnten dem Herakles zwar nicht die verlangte Auskunft über das Hesperidenland erteilen; aber sie wiesen ihn an den greisen Meergott Nereus, der aller Dinge kundig sei. Freilich müsse er diesen gefangen nehmen und ganz in seine Gewalt bringen; denn nur gezwungen werde er das Geheimnis offenbaren. Herakles folgte dem Rate der Nymphen. Er überraschte den Nereus, als er um die Mittagszeit aus dem Meere gestiegen war und sich in einer kühlen Grotte am Ufer zum Schlafe niedergelegt hatte. Da überfiel der Held den Schlummernden, fesselte ihn und ließ ihn nicht eher los, als bis er ihm den Sitz der Hesperiden angegeben hatte. Der Garten mit den goldenen Äpfeln lag im fernsten Abendland, wo der Okeanos das westliche Ende von Afrika umflutet. Dorthin also machte sich Herakles nun auf den Weg.

Zuerst zog er durch Libyen (Nordafrika). Hier traf er mit dem Riesen Antäos zusammen, der alle Vorüber-

ziehenden zum Ringkampfe zwang und die Besiegten umbrachte. Er selbst schien ganz unbesieglich, denn er war ein Sohn der Erde, die ihm unaufhörlich neue Kraft zuströmen ließ, so lange er sie mit den Füßen berührte. Darum half es dem Herakles nichts, daß er ihn wiederholt zu Boden warf: der Riese sprang jedesmal wieder auf und begann den Kampf wieder mit ungeschwächter Stärke. Endlich merkte der Held, woher seines Gegners Kraft komme. „Wohlan, du Erdensohn," rief er ihm zu, „steig' in das Reich der Lüfte empor!" schlang ihm seine mächtigen Arme um den Leib, hob ihn vom Boden in die Höhe und drückte ihn da zu Tode.

Darauf kam Herakles nach Ägypten, wo Busīris König war. Der ließ alle Fremdlinge, die sein Land betraten, aufgreifen und den Göttern als Opfer schlachten. Auch Herakles wurde gefesselt und zu dem Opferaltare geschleppt. Als aber der Priester das Schlachtmesser ergriff, um ihn zu töten, da riß er plötzlich seine Bande entzwei und erschlug den grausamen Busiris samt seinem Sohne und dem Opferpriester.

Nach solchen Thaten und mancherlei andern Abenteuern gelangte Herakles endlich in die Nähe des Gartens der Hesperiden, an den Rand der Erde, wo der riesige Atlas*) das Himmelsgewölbe auf seinen Schultern trug. Atlas war der Vater der Hesperiden; daher bat ihn Herakles, ihm die Äpfel zu holen, welche er den Jungfrauen nicht mit Gewalt entreißen wollte, wenn ihm auch vor dem Drachen nicht bange war. Zugleich erbot er sich, ihm die Himmelslast so lange abzunehmen, bis er mit den goldenen Früchten zu ihm zurückgekehrt sei. Der Himmelsträger willigte in den Vor-

---

*) Erstes Buch, Nr. 6, 2.

schlag, ließ seine schwere Bürde auf den Nacken des Herakles gleiten und machte sich auf den Weg. Er schläferte den wachehaltenden Drachen ein, pflückte drei Äpfel von dem Wunderbaum und kam damit zu Herakles zurück. Nun aber weigerte er sich, die Last des Himmels wieder auf sich zu nehmen. „Trage du das eherne Gewölbe noch eine Weile", sprach er zu Herakles; „ich selbst will dem Eurystheus die Äpfel nach Mykenä bringen." Da half sich der Held durch eine List aus seiner üblen Lage. „So löse mich," erwiderte er dem Atlas, „wenigstens für einen Augenblick ab, bis ich mir ein Polster aus Stricken geflochten und aufgelegt habe, damit die ungewohnte entsetzliche Last mir nicht die Schultern zerquetscht und die Hirnschale eindrückt!" Atlas konnte dieses billige Verlangen nicht ablehnen; aber als er nun die Äpfel auf den Boden gelegt und seinen Nacken dem Himmelsgewölbe wieder untergestemmt hatte, las der befreite Herakles rasch die Äpfel auf und eilte mit ihnen von dannen. Er kam glücklich nach Griechenland und überreichte dem Eurystheus die goldenen Früchte. Der aber scheute sich, die Äpfel zu behalten und gab sie dem Herakles als Geschenk zurück. Der Held weihte sie nun auf einem Altar der Göttin Athene, von welcher sie, wie es vom Schicksal bestimmt war, die Hesperiden wieder erhielten.

Die zwölfte und letzte Arbeit, welche Herakles zu vollbringen hatte, war die schwerste von allen. „Du hast nun", sprach der arglistige Eurystheus zu ihm, „die Länder der Erde bis zum fernen Okeănos durchwandert und mancherlei Abenteuer auf der Oberwelt glücklich bestanden; wohlan denn, steige jetzt in die Unterwelt hinab und hole den Kerbĕros herauf, mich gelüstet danach, dies seltsame Untier einmal vor mir zu sehen. Kerberos war der grausame Höllenhund, der an der Pforte des Totenreiches

Wache hielt, daß keiner der Schatten auf die Oberwelt zurückkehrte. Er hatte drei Köpfe mit gräßlichen Rachen, aus denen er giftigen Geifer spie; statt der Haare bedeckten zischende Schlangen seinen Rücken, und sein Schwanz lief in einen scheußlich gewundenen Drachen aus. „Dieser Höllenwächter wird dafür Sorge tragen, daß Herakles aus der unterirdischen Tiefe nimmer an das Licht des Tages zurückkehre," dachte Eurystheus in seinem Herzen. Doch der Held übernahm den furchtbaren Auftrag nicht minder entschlossen, als alle früheren Arbeiten.

Um in die Unterwelt zu gelangen, wanderte er zuerst nach dem Vorgebirge Tänaron, das ganz im Süden Griechenlands in das Meer hinausragt. Dort führte ein düsterer Felsschlund in das Schattenreich. Begleitet von dem Gotte Hermes, der die Seelen der Gestorbenen in ihre unterweltliche Behausung geleitet, stieg Herakles hinab und gelangte, während die Schatten der Abgeschiedenen vor dem Helden in seiner furchtbaren Waffenrüstung scheu zurückwichen, zu dem Throne des Königs Hades oder Pluton. Der ernste Gott, ein Bruder des Zeus, schaute den kühnen Eindringling anfangs mit zornigem Blicke an; als er aber vernommen, daß Herakles nicht in trotzigem Übermute, sondern durch den Befehl des Eurystheus gezwungen in sein Reich gekommen sei, erlaubte er ihm, den Hund mit sich zu führen, wenn er, ohne Waffen zu gebrauchen, sich seiner bemächtigte. So ging der Held, nur von seinem Panzer bedeckt und in die Löwenhaut gehüllt, dem Ungeheuer zu Leibe. Ein dumpfes, unheimliches Bellen empfing ihn; aber Herakles ließ sich nicht zurückschrecken: er packte den Kerberos von hinten an dem dreifachen Halse, und wenn auch der Drache, aus welchem des Höllenhundes Schwanz bestand, sich gräßlich emporringelte und wütend

um sich biß, so hielt der Held doch den Nacken des Dreikopfs unbeweglich fest und schnürte ihn so lange zusammen, bis das Tier zitternd sich niederduckte und ohne Widerstand fesseln ließ.

Nun machte sich Herakles auf den Rückweg und brachte seinen Gefangenen durch die dunkle Felsschlucht zu der Oberwelt hinauf. Mit Entsetzen erblickte da der Höllenhund zum ersten Male das Sonnenlicht; als seinen nur an ewige Nacht gewöhnten Augen plötzlich der helle Tag entgegenleuchtete, fuhr er geblendet zusammen, heulte angstvoll und ließ aus seinem dreifachen Rachen den Geifer zur Erde niederrinnen. Aus den Tropfen wuchs der Eisenhut, ein böses Giftkraut, hervor. Herakles aber schleppte den Kerberos ohne Aufenthalt weiter bis nach Mykenä. Eurystheus geriet in argen Schrecken, als er das Wundertier vor sich sah. „Fort," schrie er mit bebender Stimme, „fort mit dem gräßlichen Nachtungeheuer!" Da brachte Herakles den Hund wieder nach dem Felsspalt zurück nnd ließ ihn los. Kerberos aber sprang lustig in die Finsternis hinunter und kehrte zu Pluton, seinem lieben unterweltlichen Herrn zurück, um den unterbrochenen Wächterdienst von neuem zu übernehmen.

9. Herakles bei Admetos.

Die zwölf Arbeiten, welche Herakles im Dienste des Eurystheus zu verrichten hatte, waren nun vollendet, und der langen, harten Knechtschaft ledig, kehrte der Held nach seiner Geburtsstadt Theben zurück. Dort fand er seine Gattin Megära wieder; aber da er ihr einst im Wahnsinn die Kinder erschlagen hatte, so glaubte er, nicht ferner ihr Ehemann sein zu dürfen; er vermählte sie daher mit seinem lieben Freunde und Neffen Joläos und verließ Theben

wieder, um, seinem nie gestillten Thatendrange folgend, neue Kämpfe und Abenteuer aufzusuchen.

So kam er einst zu dem Könige Admētos, der in einer Stadt des nördlichen Griechenlands, zu Pherä in Thessalien, herrschte. Dem hatte der Gott Apollon, ein Freund des frommen und gastlichen Mannes, verkündet, daß ihm frühzeitig zu sterben von den Parzen oder Schicksalsgöttinnen*) bestimmt sei, wenn nicht ein anderer für ihn freiwillig in den Tod gehe. Aber wie sehr nun auch alle Unterthanen den milden, gerechten König liebten, so fand sich doch keiner, der für ihn das Leben hingeben wollte. Selbst sein greiser Vater und seine hochbetagte Mutter konnten sich nicht entschließen, die kurze Frist, welche ihnen noch auf der Erde zuzubringen vergönnt war, der Erhaltung des Sohnes zu opfern.

Nur seine treue Gemahlin, die tugendreiche Alkestis, so schwer es ihrer Jugend fallen mußte, dem holden Sonnenlichte zu entsagen und die fröhlich heranblühenden Kinder, welche sie umgaben, mutterlos zurückzulassen, schätzte des Gatten Leben höher als das eigene. „Ich bin zum Tode bereit, damit Admetos für seine Kinder und für sein Reich weiter lebe," so erklärte sie festen Sinnes, und keine Abmahnung erschütterte ihren heldenmütigen Entschluß. Als dann der entscheidende Tag kam, an dem sie sterben sollte, schmückte sie sich als ein dem Tode geweihtes Opfer mit festlichem Gewande, betete fromm zu den Göttern und schied, von dem wehklagenden Gatten und den weinenden Kindern umringt, unter herzlichen Segenswünschen für die geliebten Ihrigen aus dem Leben.

Eben war Alkestis gestorben, da betrat Herakles, auf einer seiner Wanderfahrten begriffen, das Haus des Königs.

*) Erstes Buch, Nr. 11.

Admētos suchte ihm sein tiefes Leid um die verlorene Gattin zu verbergen und nahm den edlen Helden liebreich auf: nie hatte er ja einen viel geringeren Fremden ungastlich von seiner Thüre gewiesen. Aber die Trauerkleider aller Hausgenossen machten den Herakles doch betroffen, und ein Diener des Königs, den er in dessen Abwesenheit darum befragte, offenbarte ihm endlich den Tod der Alkestis. „Was sagst du?“ rief der Held erschrocken aus; „eines so herrlichen Weibes ward der wackere Admetos beraubt, und dennoch hat er mich, den Fremdling, so gütig empfangen und seinen bittern Schmerz um meinetwillen zurückgedrängt?“

Rasch war sein Entschluß gefaßt. „Ich muß sie retten, die Gestorbene,“ sprach er zu sich selber, „muß sie aus dem Totenreiche dem edlen Gatten wieder lebend zuführen.“ Mit diesem Entschlusse verließ er in aller Stille das Haus des Gastfreundes und stieg zum zweiten Male in die Unterwelt hinab.

Der ernste Beherrscher des Schattenreiches erfüllte ohne Zögern die Bitte des Herakles um Losgebung der Alkestis, und hocherfreut kehrte die von der Macht des Todes Befreite unter des Helden sicherem Geleit aus dem unterirdischen Dunkel auf die lichte Oberwelt zurück.

Noch herrschte düstere Trauer im Palaste des Admetos, und kein Trostspruch vermochte den Kummer des Königs um den Verlust der teuern Gattin zu stillen. Da erschien Herakles wieder, ein verschleiertes Weib an der Hand führend. „Wenn ich auch,“ sprach er, „nicht von dir selber, lieber Admetos, sondern nur von andern den Tod deiner Gattin erfahren habe, so wollte ich doch nicht unterlassen, die mir von dir erwiesene Gastfreundschaft würdig zu vergelten. Siehe, hier bringe ich dir eine schöne und edle Frau, die dir die gestorbene Gattin wohl zu ersetzen vermag.“

„Rede nicht so leichtfertig", erwiderte Admetos finster. „Kein anderes Weib, keine Fremde wird je in meinem Hause an die Stelle der Verstorbenen treten."

„Keine Fremde?" rief Herakles heiter. „Aber wer spricht denn davon, du Böser? So sieh doch nur einmal hier meine Begleiterin recht an; du kennst sie vielleicht schon seit lange und wirst sie wohl nicht zurückweisen."

Mit diesen Worten hob er den Schleier der Verhüllten auf, und mit freudigem Erschrecken sah Admetos seine geliebte Gattin lebend vor sich stehen. „Siehst du nun," fuhr Herakles fort, „wie ich einem gütigen Gastfreunde mich dankbar zu erweisen vermag. Während du die Verlorene beweintest, bin ich rüstig in die Unterwelt gewandert und habe sie von dem Totengotte zurückgefordert. Dem Göttersohne Herakles konnte Pluton die billige Bitte nicht verweigern."

Admetos lud den herrlichen Helden zu längerem Bleiben ein, damit er die Tage der Freude mit ihm teile. Aber Herakles lehnte die Bitte ab. „Laßt mich von dannen ziehen," rief er den glücklichen Gatten zu; „mein Geschick treibt mich zu neuen Thaten." So schied er von den dankbaren Freunden, denen er in ihrem tiefsten Leid Heil und Rettung gebracht hatte.

10. Herakles und Eurytos.

Auf der im Osten Griechenlands sich lang erstreckenden Insel Euböa lag die Stadt Öchalia; deren König Eurytos war als Bogenschütze vor allen Helden hochberühmt und hatte einst den Herakles als Knaben in der Kunst des Bogens unterwiesen. Mehrere blühende Söhne, bogenkundig wie er selbst, umgaben den Vater, und die Schönheit seiner blondhaarigen Tochter Iöle zog viele edle

Jünglinge als Freier herbei. Doch der König verkündete, daß er nur demjenigen unter den Bewerbern die Jungfrau zum Weibe geben werde, der ihn und seine Söhne im Bogen schießen übertreffe. Keiner der Jünglinge aber vermochte diesen Kampf zu bestehen. Da erschien auch Herakles als Bewerber um die schöne Königstochter, schoß mit dem Eurytos und den Eurytiden um die Wette und besiegte sie alle.

Allein der verheißene Kampfpreis wurde ihm versagt. „Wie sollt' ich," sprach Eurytos voll bitteren Hohnes, „mein königlich Kind mit einem Manne verbinden, der dem Eurystheus als Knecht gedient, der seine eigenen Kinder ermordet hat!" „Aber," erwiderte Herakles, „warum hast du mich denn zum Wettkampfe zugelassen, wenn du mir dein Wort nicht erfüllen willst? Schäme dich doch, meines Unglücks zu spotten, das ich schwer gebüßt habe. Ein Sohn des großen Zeus, ein Held, dessen Ruhm die Welt erfüllt, ist wahrlich nicht unwert, dein Eidam zu werden."

Doch Eurytos beharrte auf seiner Weigerung. Da verließ Herakles voll tiefen Verdrusses das Haus des wortbrüchigen Königs. „Die Rache wird nicht ausbleiben," rief er dem Eurytos zu, als er fortging.

Nicht lange darnach wurde dem Könige Eurytos von einem schlauen Diebe eine Anzahl schöner Rinder aus seiner Herde gestohlen, und in seiner Erbitterung schrieb er den Raub dem beleidigten Herakles zu. „Sehet doch," rief er aus, „wie edel sich der Held in dem Löwenfell an mir rächt; denn kein anderer, als er, ist der Ochsenräuber." Doch des Königs Sohn Iphitos, der des Herakles Heldensinn bewunderte und fühlte, daß der Göttersohn eines so gemeinen Verbrechens nicht schuldig sein könnte, verteidigte ihn gegen des Vaters bösen Verdacht. „Er wird mir selbst die Rinder aufsuchen helfen, wenn ich ihn darum angehe,"

sagte er und machte sich auf den Weg nach Tiryns, wo Herakles wohnte. Der Held nahm den Königssohn gastfreundlich auf und stieg mit ihm auf die hohen Stadtmauern, von wo man weithin die umliegende Gegend überschaute. „Hier können wir vielleicht die geraubten Tiere deines Vaters entdecken," sprach er zu dem Gaste, während der bittere Groll, welchen er gegen den Eurytos im Herzen trug, plötzlich seinen Sinn verdüsterte, daß er den schuldlosen, ihm treu ergebenen Iphitos für einen Kundschafter des Vaters und arglistigen Feind hielt. Außer sich vor Wut ergriff er den Unglücklichen und warf ihn von der hohen Mauer hinab. Sein blinder Rachedurst machte ihn zum Mörder des Gastfreundes.

Diese schwere Unthat, obgleich in einem Unfall von Wahnsinn verübt, blieb nicht ungestraft. Kein Sühnopfer, durch welches Herakles sich von der auf ihm lastenden Blutschuld zu reinigen suchte, konnte ihm Frieden geben und die zürnende Gottheit versöhnen. Zeus, der Hüter des Gastrechts, sandte ihm eine qualvolle Krankheit, die nicht von ihm weichen wollte.

In dieser Not machte er sich auf und ging nach Delphi, um von dem Orakel des Apollon Rat und Hilfe zu erbitten. Aber die Priesterin des Gottes wies ihn als einen Mörder zurück und verweigerte ihm den Spruch. Solche Schmach vermochte Herakles nicht zu ertragen. Von wildem Jähzorn erfaßt, stürmte er den Tempel und trug den Dreifuß, von welchem herab die Priesterin die Weissagungen verkündete, aus dem Heiligtum hinweg, um ein eigenes Orakel zu errichten. Da aber eilte Apollon selber herbei, den Tempelschänder zu züchtigen. Den Bogen gespannt, standen die beiden Söhne des Zeus einander gegenüber, der Gott und der Halbgott. Einen solchen Bruder-

kampf aber konnte der hohe Göttervater nimmer zulassen. Er schleuderte daher zwischen die Streitenden seinen Blitzstrahl, der sie trennte. Dem Herakles gebot er, den Dreifuß zurückzugeben, dem Apollon, das Orakel zu erteilen. Der Spruch des Gottes lautete dahin: um den an Iphitos begangenen Mord zu sühnen, müsse Herakles sich auf drei Jahre als Sklaven verkaufen lassen und den Kaufpreis dem Eurytos als Blutgeld zahlen.

Das war sehr hart; aber der Held fügte sich gehorsam in den göttlichen Befehl und ließ sich zu Schiffe nach Kleinasien in die Sklaverei führen. Die Königin Omphäle, welche im Lande Lydien herrschte, kaufte ihn. Das Kaufgeld wurde dem Eurytos überbracht, der es aber nicht annahm. Da wurde es den Kindern des erschlagenen Iphitos gegeben.

11. Herakles im Dienste der Omphäle.

Die Königin Omphäle kannte anfänglich den Helden nicht, der in ihre Dienste getreten war; denn der Göttersohn, den die erniedrigende Knechtschaft tief bedrückte, hatte ihr seinen Namen nicht genannt. Aber sie hatte bald Ursache, sich der Thaten des starken Dienstmannes zu freuen. Er züchtigte die Räuber und Wegelagerer, welche die Wanderer plünderten, und zwang gewaltthätige Nachbarstämme, die das Land seiner Herrin bedrängten, zur Ruhe Den König Syleus, der alle Vorüberziehenden aufgriff und nötigte, ihm seine Weinberge zu graben, erschlug er mit der Hacke, und mancher andere Unhold empfing die verdiente Strafe von seiner gewaltigen Hand.

Ein solcher Held, dachte Omphale, darf nicht als Sklave leben, und als sie nun erfuhr, daß er kein anderer als der hochberühmte Herakles sei, der Sohn des Zeus, da

befreite sie ihn von dem gemeinen Knechtsdienst und machte ihn zu ihrem Gemahl. Jetzt ging mit Herakles eine seltsame Veränderung vor. Gleich als wäre er ermattet von den vielen Anstrengungen und Mühen seines Lebens, und als wäre der alte Heldensinn ganz in ihm erloschen, ergab er sich nach der Weise anderer morgenländischer Könige einem üppigen Leben voll weichlicher Genüsse. Omphale trieb ihren Spott mit ihm: sie nahm ihm die Löwenhaut und warf sie sich selbst um die Schultern, sie spielte übermütig mit seiner Keule, die einst Drachen und Riesen erschlagen hatte; dem erschlafften Gemahle dagegen ließ sie ein langes Frauengewand und von Edelsteinen funkelnde Armbänder anlegen und führte ihn in das Frauengemach, wo er, unter ihren Dienerinnen am Rocken sitzend, Wolle spann. „Jetzt gefällst du mir erst recht, mein Lieber," rief ihm Omphale heiter zu. „Wie du in dem stolz herabwallenden Gewande prächtig aussiehst! Zwar sind die Fäden, die deine knochigen Finger drehen, noch nicht recht fein; aber es wird ja immer besser mit dem Spinnen gehen. Ist's doch eine viel gemächlichere Arbeit, als das wilde Losschlagen auf die entsetzlichen Ungeheuer, denen du früher entgegengezogen bist. Aber wohlan, erzähle uns etwas von deinen mancherlei Wanderfahrten und Abenteuern; wir Weiber hören so gerne erstaunliche Heldengeschichten vortragen, wenn wir in der Spinnstube sitzen." Und der bethörte Herakles lachte wohlgefällig zu den Worten der Königin und fing an zu erzählen, und der Beifall, den ihm die horchenden Frauen klatschten, deuchte dem eitlen Weiberknecht noch köstlicher, als die weichen Prachtkleider, mit denen er angethan war.

Doch die Zeit dieser Entartung ging vorüber. Als die ihm auferlegten drei Dienstjahre bei Omphale abgelaufen waren, erwachte in Herakles die alte Thatenlust wieder:

wie unwürdige Fesseln warf der Göttersohn die Weiberkleider ab, verließ die Königin und kehrte, auf neue Heldenkämpfe sinnend, nach Griechenland zurück.

12. Der Kampf gegen die Giganten.

Zunächst unternahm er mit mehreren andern griechischen Helden einen Kriegszug gegen die Stadt Troja, deren König Laomĕdon ihn schwer beleidigt hatte. Wie Herakles die durch gewaltige Mauern geschützte Stadt eroberte und den Laomedon erschlug, werden wir später in der Geschichte des trojanischen Krieges erzählen*).

Weit furchtbarer war der Kampf gegen die Giganten, in welchem er den Göttern selbst zu Hilfe zog. Die Giganten waren ungeheure Riesen mit schrecklichen Gesichtern, langen Haaren und Bärten; statt der Füße hatten sie geschuppte Drachenschwänze. Aus dem Schoße der Erde emporgewachsen, wollten sie sich der Herrschaft des Zeus und der andern olympischen Götter nicht unterwerfen; denn der wohlgeordnete Gang der Weltregierung, die festen, heiligen Satzungen, welche die Himmlischen eingeführt hatten, widerstrebten dem trotzigen Sinne der Unholde. Daher erhoben sie sich in grimmiger Wut zum Kampfe wider die Götter, um diese von ihrem erhabenen Herrschersitze herabzustürzen. Voll unermeßlicher Kraft türmten sie Berge auf Berge, kletterten zu deren Spitze hinauf und schleuderten riesige Felsblöcke und brennende Eichstämme gegen den Götterberg Olympos. Zeus mit den übrigen Himmlischen trat ihnen entgegen. Er warf auf sie seinen Donner und Blitz, die Göttin Athene ihre Lanze, Ares, der ungestüme Schlachten-

*) Viertes Buch, Nr. 1.

gott, stürmte auf seinem Kriegswagen in das Mordgetümmel, Apollon und seine Schwester Artĕmis schossen ihre Pfeile ab, der Meerbeherrscher Poseidon focht mit dem Dreizack, Hephästos, der Feuergott, mit glühenden Eisenschlacken, und alle andern Götter und Göttinnen schwangen ihre Waffen.

Aber ein alter Orakelspruch hatte den Olympiern verkündet, daß sie die Gigantenschar nicht zu besiegen vermöchten, wenn nicht ein Sterblicher ihnen Hilfe brächte. Darum ließ Zeus durch Athĕne seinen Sohn Herakles zum Kampfe entbieten.

Freudig folgte der Held dem Rufe des göttlichen Vaters und erschien auf dem Schlachtfeld. Alsbald streckte er den stärksten und furchtbarsten der Giganten durch einen Pfeilschuß zu Boden. Dann sah er einen andern Riesen, wie er eben auf die Götterkönigin Hera losfuhr und ihr den Schleier zerriß: auch diesen erlegte sein todbringendes Geschoß. Einem dritten, dem Apollons Pfeil das linke Auge geraubt, durchbohrte Herakles das rechte. Immer heftiger wurden die Giganten bedrängt: einer nach dem andern erlag teils den Waffen der Götter, teils den mörderischen Händen des Herakles. Endlich wandten sich die übrigen zur Flucht, verfolgt von den siegreichen Olympiern. Auf einen der Fliehenden schleuderte Athene die Insel Sizilien; einem andern setzte Poseidon über das Meer nach, riß ein Stück von einer Insel los und bedeckte ihn damit. Die letzten wurden von den Blitzen des Zeus zerschmettert, oder Herakles gab ihnen durch seine nie fehlenden Geschosse den Tod.

So kehrte Herakles siegreich aus dem Kampfe zurück, der die Götter mit dem Untergange bedrohte.

Hierauf machte er noch eine Anzahl von Kriegszügen in den verschiedenen Landschaften Griechenlands: Könige

wurden von ihm aus ihrer Herrschaft vertrieben und andere auf den Thron gesetzt; wer je einmal sich gegen den Helden vergangen hatte, bekam seine rächende Hand zu fühlen; bedrängten Freunden dagegen verhalf er zu ihrem Recht. Eine berühmte Stiftung, welche er damals machte, ist die Einsetzung der olympischen Spiele. Bei ihrer ersten Feier soll selbst der Vater Zeus in Menschengestalt mit seinem gewaltigen Sohne gerungen und dessen Götterstärke bewundert haben.

13. Herakles im Kampfe um Deïanīra.

Während Herakles unter unaufhörlichen Kämpfen Griechenland durchzog, lebte in der Stadt Kalydon im Westen des Landes der friedliche und gastfreie König Öneus.*) Er hatte, außer mehreren Söhnen, eine sehr schöne Tochter mit Namen Deïanīra, um welche ein sonderbarer Freier warb, der Flußgott Achelōos. Der kam nach einander in drei verschiedenen Gestalten in das Haus des Vaters, um sie sich zum Weibe zu erbitten. Das erste Mal erschien er als kraftstrotzender Stier vor dem König, das andere Mal als schuppenreicher, buntschillernder Drache, der seinen Leib, dem Laufe des Flusses gleich, in vielen Windungen hin und her schlängelte; zuletzt trat er zwar in Menschengestalt auf, aber mit gehörntem Stierkopf, aus dessen zottigem Barte Wasserbäche niederströmten.

Man kann sich denken, daß Deïanīra entsetzt war über einen solchen Bewerber; aber ihr Vater trug doch Bedenken, den mächtigen Flußgott, welcher sich durch Überschwemmung der wohlgepflegten Fluren des Königs schwer rächen konnte, geradezu abzuweisen. Bekümmerten Herzens sah er dem

*) Erstes Buch, Nr. 11.

Tage entgegen, an dem er seine Entscheidung abzugeben dem Acheloos versprochen hatte.

In dieser Bedrängnis kam unverhofft ein zweiter Freier an des Königs Hof, ein Held, der Rettung bringen konnte. Es war kein anderer als Herakles, der von der schönen Deïanīra gehört hatte, sie jetzt sah und, von ihrer Anmut ergriffen, sie als Gattin begehrte. Doch der erzürnte Flußgott wollte vor dem Helden nicht von seiner Forderung zurücktreten, und so sprach denn nun der König Öneus: „Wohlan, die Jungfrau gehöre dem Stärkeren! Wer von euch den andern im Kampfe überwältigt, der führe sie als Gattin heim!"

Nun begann ein wütender Zweikampf, der dem Herakles dadurch sehr erschwert wurde, daß der Flußgott mitten im Ringen wiederholt die Gestalt wechselte. Aber diese Kunst half dem Ungeheuer nicht: Herakles warf den Gegner, der ihm zuerst in menschlicher Gestalt, doch mit einem Stierhaupt versehen, trotzig entgegentrat, mit furchtbarem Schwunge zu Boden; dann faßte er ihn, der sich plötzlich in eine Schlange verwandelte, mit umklammernden Händen an der Gurgel, um ihn zu erdrücken — der Held verstand sich ja von seiner frühesten Kindheit her auf den Schlangenkampf! — und als Acheloos jetzt rasch die Gestalt eines Stieres annahm, ergriff Herakles das wild gegen ihn anrennende Ungeheuer rasch an einem Horne und riß es mit solcher Macht zur Erde nieder, daß das Horn abbrach und ihm in der Hand zurückblieb. Nun erklärte sich der Stromgott für besiegt und tauschte gegen das mit einer unerschöpflichen Fülle der lieblichsten Früchte gefüllte Segenshorn, welches er einst von der Nymphe Amalthēa erhalten hatte, das verlorene eigene Horn wieder ein. Die Königstochter Deianira aber überließ er seinem Überwinder.

14. Herakles und Nessos.

Nach seiner Vermählung mit Deïanīra wohnte Herakles eine zeitlang in dem Hause seines Schwiegervaters Öneus. Schon schien es, als habe der Held das unstäte Leben, das er bisher geführt, aufgegeben, um nach so vielen Kämpfen endlich die Werke des Friedens zu pflegen. Aber er sollte auch hier keine dauernde Stätte finden. Eines Tages nämlich geschah es, daß der Knabe, der ihm vor der Mahlzeit das Becken zum Waschen der Hände reichte, unvorsichtigerweise ihn mit dem Wasser übergoß. Herakles wollte dafür den jungen Diener durch einen gelinden Schlag strafen; aber seine mächtige Hand traf so stark, daß der Knabe tot niederfiel. Dem Helden lag dieser Mord, obwohl er ihn ohne Vorsatz verübt hatte, so schwer auf dem Herzen, daß er in Kalydon nicht länger wohnen mochte.

Begleitet von seiner Gattin, zog er nach Trachis am Fuße des Berges Öta, wo ihm ein Gastfreund wohnte. Unterwegs kam er an einen Fluß, der durch Regengüsse angeschwollen war. Er selbst schritt voraus durch den Strom; seine Frau aber übergab er dem Kentauren*) Nessos, der in jener Gegend wohnte, um sie gegen Lohn auf seinem breiten Pferderücken durch die Flut ihm nachzutragen. Aber kaum am andern Ufer angekommen, hörte Herakles seine Gattin laut schreien; er kehrte sich um und sah, wie der rohe Kentaur die schöne Deïanīra mit Gewalt festhielt, um mit ihr davon zu fliehen. Sofort spannte er seinen Bogen, schoß, und sein in das giftige Blut der lernäischen Hydra getauchter Pfeil durchbohrte des Nessos Brust. Zum Tode verwundet, sank der Kentaur am Ufer nieder; aber noch im Sterben sann er darauf, sich an Herakles zu rächen.

*) Nr. 6, 4.

Während er die zitternde Deïanira freiließ, sprach er zu ihr die arglistigen Worte: „Verzeihe, Tochter des Öneus, meine unbesonnene Verwegenheit, die ich nun mit dem Leben büße. Um deinen Groll zu versöhnen, mache ich dir ein Geschenk, das dir vielleicht einmal sehr nützlich werden kann. In dem Blute, das aus meiner Wunde hervorquillt, liegt eine zauberhafte Kraft. Fange es auf und bewahre es sorgsam; wenn du je einmal fürchtest, daß dein Gemahl ein anderes Weib mehr liebe als dich, so bestreiche sein Kleid damit, und alsbald wird seine Liebe zu dir wiederkehren".

Hierauf verschied der Kentaur. Das leichtgläubige Weib aber traute seinen Worten, sammelte das durch den Pfeil des Herakles vergiftete Blut in ein kleines Gefäß, das ihr zur Hand war, und nahm es mit sich, ohne daß Herakles es merkte, als er herankam.

Die beiden Gatten zogen nun ihres Weges weiter und erreichten nach einer beschwerlichen Wanderung durch ödes Gebirgsland die Stadt Trachis, wo sie ihren neuen Wohnsitz aufschlugen.

15. Das Ende des Herakles.

Herakles wohnte viele Jahre zu Trachis mit seiner Gemahlin Deïanira, und es wurden ihnen vier Söhne geboren, von denen der älteste den Namen Hyllos erhielt. Aber der Held konnte von Kämpfen und Abenteuern sich noch immer nicht fern halten, um Ruhe und Glück in dem friedlichen Kreise seines Hauses zu finden. Von Trachis aus unternahm er wieder mehrere Streif- und Kriegszüge, aus denen er stets als Sieger zurückkehrte.

Sein letzter Zug ging gegen den König Eurytos zu Öchalia auf Euböa, dem er noch immer zürnte, weil der-

selbe, wie oben*) erzählt ist, ihm das Wort gebrochen und seine Tochter Jöle verweigert hatte. Mit einem stattlichen Heere, das sich um ihn gesammelt, setzte er über den schmalen Meeresarm zwischen Trachis und Euböa nach der Insel über, eroberte und zerstörte die Stadt Öchalia und erschlug den Eurytos mit allen seinen Söhnen. Die schöne Jole wurde seine Gefangene. Er schickte dieselbe mit andern gefangenen Frauen und Jungfrauen und reicher Kriegsbeute an seine Gemahlin nach Trachis voraus und ließ dieser durch seinen Herold Lichas melden, daß er selber nachkommen werde, sobald er an der Küste der Insel seinem Vater Zeus ein feierliches Dank- und Siegesopfer dargebracht habe.

Als Deïanira die gefangene schöne Königstochter vor sich stehen sah, ergriff sie der Verdacht, Herakles habe dieser seine Liebe zugewandt und werde sie selbst, seine rechtmäßige Gattin, verstoßen. Gequält von dieser Sorge, kam ihr der Gedanke an das Zaubermittel, welches sie besaß, an das im Verborgenen wohlverwahrte Gefäß mit dem Nessosblute. Sie holte es herbei, nahm dann ein köstliches Untergewand, das sie ihrem Gemahle bestimmt hatte, aus der Lade, bestrich es auf der inneren Seite mit dem Blute des Kentauren und übergab es, in ein Kästchen verschlossen, dem Lichas. „Bringe dies meinem Gatten!“ sprach sie zu ihm, „es ist ein von meiner eigenen Hand für ihn gewobenes Gewand. Herakles soll es bei dem feierlichen Opfer anlegen, das er dem Zeus weihen wird, denn es ziemt sich, daß er an dem festlichen Tage auch mit einem neuen Festkleide sich schmücke“.

Freudig empfing der Held das Geschenk seiner Gemahlin und zog das prächtige Gewand an, als die Opferfeier begann. Aber wie er nun an dem Altare, auf welchem die

*) Nr. 10.

heilige Flamme gen Himmel wallte, voll Siegesfreude die Hände betend emporhob, da durchbrach plötzlich ein heftiger Schweiß seine Haut, das Kleid klebte ihm wie angeleimt am Leibe fest und brannte ihn, wie wenn eine grimmige Natter an ihm fräße und Feuersglut ihm in den Gebeinen wühlte. Von unsäglichen Schmerzen gepeinigt, versuchte er das mörderische Gewand abzureißen, aber wo er heftig daran zerrte, riß er Haut und Fleisch mit hinweg. Wie ein Rasender stürzte er sich auf den unschuldigen Lichas, der das giftgetränkte Geschenk ihm überbracht hatte, packte den Unglücklichen beim Knöchel des Fußes und schleuderte ihn gegen einen Felsen der Meeresküste, daß ihm der Schädel zerbrach und Gehirn und Blut grauenvoll umherspritzte. Das ganze Volk schrie laut auf bei dieser That des Wahnsinns, und keiner wagte mehr, dem Rasenden zu nahen, der sich bald krampfhaft zur Erde warf und von einer Seite auf die andere wälzte, bald wieder aufsprang und schrie, daß rings die Uferfelsen und Waldgebirge dröhnend widerhallten. Endlich etwas ruhiger geworden, verlangte er, ohne Verzug nach Hause gebracht zu werden, damit er nicht im fremden Lande sterbe. Seine Freunde trugen ihn in einen Nachen und fuhren ihn, während er unaufhörlich unter den qualvollsten Zuckungen ächzte und stöhnte, nach Trachis hinüber.

Aber die Kunde von dem gräßlichen Ereignis war der Ankunft des Unglücklichen schon vorausgeeilt. Mit Entsetzen hatte Deïanira vernommen, welches Unheil sie wider Wissen und Willen angerichtet. Sie konnte den teuren Gatten, dem sie, in leichtfertigem Vertrauen auf das Wort des tückischen Kentauren, selbst das tödliche Gift gereicht, sie konnte den herrlichsten aller Helden von Wunden jammervoll entstellt und in den Qualen der Todespein ringend nicht vor sich sehen. In sinnloser Verzweiflung eilte sie durch das Haus in das

Gemach ihres Mannes, warf sich auf dessen Lager und stieß sich ein zweischneidiges Schwert ins Herz.

Bald darauf wurde der schmerzgequälte Herakles, auf einer Bahre ausgestreckt, ins Haus getragen. „O ihr Götter", rief er klagend aus, „was ist aus mir geworden? Aus mir, dem unüberwindlichen Helden, der einst den nemeïschen Löwen bezwungen und die lernäische Schlange erlegt, der mit den Giganten gekämpft und den Kerberos aus der Unterwelt heraufgeholt hat? Kein Speer, kein Ungeheuer des Waldes, kein Gigantenheer hat mich überwältigt; die Hand eines Weibes, der eigenen Gattin, hat mich vernichtet. O führet sie her, die Schändliche, daß ich sie strafe!"

Als er aber nun erfuhr, wie absichtslos Deïanira gefehlt, wie schwer sie ihre Unbedachtsamkeit durch Selbstmord gebüßt, besänftigte sich sein Zorn gegen die Unglückliche; das Blut des Nessos aber erinnerte ihn daran, daß seine letzte Stunde nahe sei. Denn er hatte einst die Weissagung erhalten, kein Lebendiger werde ihm das Leben nehmen, sondern einer, der selbst schon in das Totenreich hinabgegangen sei. Das war Nessos, der tote Kentaur.

„Wohlan denn", sprach Herakles zu den umstehenden Freunden, traget mich auf den höchsten Gipfel des Ötaberges, der dem Zeus geheiligt ist. Dort werden — so hat es mein göttlicher Vater mir verheißen — alle meine Leiden zu Ende gehen". Und die Freunde erhoben die Bahre und brachten unter feierlichen Gesängen den Sterbenden auf den Berg. Dort ließ Herakles einen Scheiterhaufen errichten und setzte sich darauf. „Nun zündet den Holzstoß an", befahl er den Seinen. Aber keiner mochte sich dazu verstehen. Endlich that es sein Freund Philoktētes, der Herrscher auf dem Öta, welcher eben hinzutrat und die flehentliche Bitte des von unerträglicher Pein Gequälten

vernahm. Dankbar für diesen letzten Dienst, überreichte ihm Herakles seinen Bogen samt den nie fehlenden Pfeilen. Als aber nun die Flamme an dem Holze lodernd emporschlug, siehe, da verfinsterte sich plötzlich der Himmel, furchtbare Blitze züngelten hernieder, und in donnernder Wolke stieg der Held zum Olympos empor, wo er, der irdischen Unvollkommenheit entkleidet, als Gott in die Reihen der Unsterblichen eintrat. Athene führte dem Vater Zeus den geliebten Sohn entgegen; selbst Hera hatte ihrem Hasse entsagt, nachdem er die zahllosen Arbeiten und Mühen seines irdischen Lebens so siegreich bestanden. Ihre Tochter Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, wurde des Herakles himmlische Gemahlin. Die Menschen aber weihten dem vergötterten Helden Opfer und Feste, und allenthalben im griechischen Lande wurden Altäre und Tempel errichtet zu Ehren des großen Herakles.





II.

Theseus.

1. Des Helden Jugend und erste Thaten.

Unter allen griechischen Helden ist Theseus durch den Ruhm seiner Thaten dem gewaltigen Herăkles am nächsten gekommen; auch lebte er mit ihm um dieselbe Zeit.

Er war der Sohn des Königs Ägeus von Athen, wurde aber nicht im Hause seines Vaters, sondern fern von Athen, bei den Eltern seiner Mutter in der Stadt Trözēn erzogen, welche auf der Halbinsel Peloponnēs im südlichen Griechenland lag. Dort hatte auch Ägeus einige Zeit zugebracht, und als er dann nach Athen zurückkehrte, hatte er seine Fußsohlen und sein Schwert unter einen mächtigen Felsblock gelegt und dabei gesagt: „Mein Sohn mag hier aufwachsen, bis er so stark geworden ist, diesen schweren Stein emporzuheben. Dann ist er wohl imstande, die Gefahren der Reise nach Athen zu bestehen, und er soll dorthin zu mir kommen, mit diesen Sohlen an den Füßen und mit diesem Schwerte gegürtet, woran ich ihn als meinen Sohn erkennen werde."

Als nun Theseus sechzehn Jahre alt geworden und zu einem kraftvollen und mutigen Jünglinge herangeblüht war, wurde er von den Seinen zu jenem Felsen hingeführt: er hob ihn mit Leichtigkeit in die Höhe, holte Schwert und Sohlen hervor und war sogleich entschlossen, zu seinem Vater nach Athen zu ziehen.

Man riet ihm, zur See dorthin zu reisen, weil der Seeweg kürzer und vor allem sicherer war als der Weg

zu Lande, welcher durch finstere Wälder, Gebirge und Einöden führte, wo allenthalben Räuber in Höhlen und Felsklüften hausten und gewaltthätige Frevler das Leben der Vorüberziehenden bedrohten. Aber Theseus hatte einst als kleiner Knabe im Hause seines Großvaters den weltberühmten Herakles als Gast gesehen, seine Löwenhaut und Keule angestaunt, und seitdem nur den Gedanken gehegt, auch einmal ein so ruhmreicher Held zu werden, wie dieser.

Jetzt war ihm eine Gelegenheit dazu geboten: jetzt konnte er des Vaters Schwert aus der rostigen Scheide ziehen und mit dem Blute der Missethäter und Landbeschädiger färben. Die Warnungen vor den Unholden und Untieren, die ihm in den Weg treten würden, erhitzten daher nur seine Kampfbegier. „Ich reise zu Lande," rief er mutig aus; „denn ich scheue keine Gefahr. Mein Vater, der mir seine Waffe zurückgelassen, verlangt, daß ich sie auch gebrauche und als erprobter Held vor ihn trete." Und die Brust von frischer Thatenlust geschwellt, machte er sich auf den Weg nach Athen.

Schon am ersten Tage seiner Wanderung stieß er auf einen riesengroßen Straßenräuber mit Namen Periphētes. Der verbreitete Schrecken weitumher; denn wenn jemand daher gezogen kam, stürzte er aus seiner Höhle hervor und zerschmetterte ihm mit seiner furchtbaren eisernen Keule das Haupt; man nannte ihn darum auch den „Keulenschwinger." Als Theseus ihn auf sich losschreiten sah, rief er ihm kecklich zu: „Tritt nur heran, unverschämter Riese; ich halte dir stand; denn nach deiner stattlichen Keule trage ich ein besonderes Verlangen." Und ehe noch der Wilde seine todbringende Waffe niederfahren ließ, stak ihm schon des Jünglings scharfes Schwert tief im Leibe, so daß er laut aufbrüllend zurückwankte und tot zu Boden stürzte. Freudig

ergriff Theseus die Keule des Erschlagenen und trug sie mit sich; denn bei künftigen Kämpfen und Abenteuern konnte er sie ja wohl gebrauchen.

Als er nun wohlgemut weiterzog, kam er auf der schmalen Landenge, welche den Peloponnes mit dem nördlicheren Griechenland verbindet, auf dem sogenannten Isthmos von Korinth durch einen dunklen Fichtenwald. Dort verübte ein anderer Frevler, der Fichtenbeuger Sinis, die schändlichsten Unthaten. Er beugte mit starker Hand zwei nebeneinander stehende Fichten an den Wipfeln zur Erde herunter, band die Fremden, welche in seine Gewalt gerieten, zwischen die Bäume fest und ließ dann diese wieder in die Höhe fahren, also daß die Leiber der Unglücklichen in grauenhafter Weise zerrissen wurden. Aber Theseus zeigte sich dem Bösewicht an Kraft überlegen. Er packte ihn, daß er sich nicht rühren konnte und hängte ihn an einer hohen Fichte auf, allen Wanderern, die des Weges kamen, zum Zeichen, daß der gefürchtete „Fichtenbeuger" den verdienten Lohn empfangen habe.

Auch von gefährlichen Tieren säuberte Theseus das Land. Eines Tages führte ihn sein Weg durch eine Gegend, in welcher alle Äcker gräßlich verwüstet dalagen; denn ein ungeheures Wildschwein durchschweifte das Gefilde, zerwühlte die Saaten und Weinberge und war durch seine Mordgier ein Schrecken für Menschen und Tiere. Theseus schlug dem Ungetüm, als es mit seinen fürchterlichen Hauern gegen ihn losfuhr, durch einen derben Keulenschlag den Schädel ein, das es tot niederstürzte. Dann überlieferte er das erlegte Wild den zahlreich herbeiströmenden Landleuten, die, von ihrer argen Plage glücklich befreit, den jungen Helden bewunderten und als ihren Wohlthäter durch ein fröhliches Festmahl ehrten.

Darauf hatte Theseus wieder gegen einen gewaltthätigen Wegelagerer und Räuber zu streiten. Es war der Riese Skiron. Der saß auf einem Felsblock neben einem schmalen Pfade, welcher an einer steil in das brausende Meer abstürzenden Bergwand sich hinzog, und zwang jeden, der vorüberkam, niederzuknieen und ihm die Füße zu waschen. War das geschehen, so gab er dem unglücklichen Wanderer



Wie Theseus den Skiron bezwingt.
(Antikes Relief.)

zum Lohne für den geleisteten Dienst unter Hohngelächter einen furchtbaren Fußtritt, daß er kopfüber ins Meer fiel, wo eine ungeheuere Schildkröte darauf lauerte, sich an dem zerschmetterten Leibe zu mästen. Theseus hätte die gefahrvolle Stelle vermeiden und einen andern Weg einschlagen können. Allein er hielt es für seine Heldenpflicht, auch diesen Missethäter auf immer unschädlich zu machen. Als

Skiron ihm seine Füße zum Waschen vorhielt, rief der junge Held ihm zu: „Fürwahr, deine Forderung ist allzu bescheiden: nicht deine Füße allein, sondern dein ganzer ungeschlachter Körper bedarf des Bades; die salzige Meeresflut da drunten wird ihn sicherlich am besten reinigen.“ Und er ließ dem Riesen keinen Augenblick Zeit, sich von seinem Steinsitze zum Kampfe emporzurichten: er ergriff den Unhold bei den Beinen und mit einem wohlgeführten Keulenhiebe vor die Stirn streckte er ihn betäubt zu Boden. Den ganzen Weg versperrend lag der Riese im Staube; das Schwert des Theseus gab ihm vollends den Tod. Nicht ohne Mühe gelang es hierauf dem siegreichen Helden, die ungeheure Last des Riesenleibes bis zu dem jähen Felsenrande fortzuschieben, über welchen nun Skiron, wie Theseus ihm verheißen, in die Meerestiefe hinabpolterte, daß die Wogen schäumend emporrauschten. Die gierige Schildkröte aber schonte seiner so wenig, als der andern.

Nach diesem anstrengenden Abenteuer zog der junge Held weiter und stieg bald darauf aus dem schroffen Felsengebirge wieder in ebneres Land nieder. Da trat ihm ein neuer Gegner in den Weg, der gewaltige Ringer Kerkyon, welche alle Vorbeireisenden zum Wettkampf nötigte und, wenn er sie besiegt hatte, totschlug. Theseus hatte schon als heranwachsender Knabe viel und gern auf den Ringplätzen sich getummelt und manchen jungen Ringer im Wettspiel überwunden; seine Kunst und Kraft nun an dem weithin gefürchteten Frevler zu bewähren, entsprach ganz seiner frischen Thatenlust. „Das ist ja eine hübsche Abwechslung in der Kampfart,“ meinte er; „mit dem Schwerte und der Keule habe ich auf meiner Wanderung schon oft genug dreinhauen müssen; nun gilt es, mit dem rüstigen Arm den Gegner niederzuwerfen.“ Alsbald begann der Zweikampf. Brust

drängte sich gegen Brust, Arm verschlang sich mit Arm und Fuß in Fuß; der Schweiß strömte den Ringern von Haupt und Gliedern, beide keuchten und stöhnten unter Anstrengung der höchsten Kraft. Endlich sank Kerkyon in die Kniee und schlug mit dem Kopf auf die Erde. Der Trotzige war überwältigt: unter den letzten Hieben des Theseus verhauchte er das Leben.

Ein neues Abenteuer gab es für den Heldenjüngling zu bestehen, als er dem Ziele seiner Wanderung schon ziemlich nahe gekommen war. Etwa eine Meile von der Stadt Athen entfernt hauste der schreckliche Damastes, allbekannt und berüchtigt unter dem Beinamen Prokrustes d. h. „Ausrecker." Man nannte ihn so wegen der eigentümlichen Grausamkeit, mit welcher er jeden Fremdling behandelte, der in seine Hände fiel. „Du darfst an meinem gastlichen Hause nicht unerquickt vorbeigehen; du wirst da die behaglichste Ruhestätte finden;" so sprach er mit frechem Hohne zu dem Wanderer, den er ergriffen hatte und führte ihn in seine Wohnung. Dort hatte er zwei Bettstellen, eine sehr kurze und eine sehr lange. War der Fremde klein von Gestalt, so zwang er ihn beim Schlafengehen, sich in das lange Bett zu legen. „Ei, welch ein Zwerg du bist!" sagte er dann, „ich muß dir den kurzen Leib etwas verlängern, damit er zu seiner großen Lagerstatt passe," und er band den Gefangenen an dem einen Ende fest und reckte ihm mit fürchterlicher Gewalt die Glieder auseinander, bis sie das andere Ende des Bettes erreichten und der entsetzlich Gequälte den Geist aufgab. Die kleine Bettstelle dagegen wies Prokrustes hochgewachsenen Leuten an. „Das paßt ja gar nicht", rief er hohnlachend, wenn er ihre Beine über den Rand des Bettes hinausragen sah; „da muß durch Abkürzung geholfen werden." Hierauf nahm er die Axt und

hackte die Beine soweit ab, bis der Körper des Verstümmelten sich in das Lager hineinfügte.

Theseus, der von dem Treiben des schändlichen Menschenschlächters gehört hatte, kehrte unverzagt und freiwillig bei demselben ein. „Der ahnt nichts von dem Lose, das hier seiner wartet,“ dachte Prokrustes, weil er den neuen Gast gar nicht mit Gewalt hatte auffangen müssen, wie die übrigen. Mit freundlicher Miene setzte er ihm eine reichliche Abendmahlzeit vor und führte nach derselben den stattlichen Helden nach der kurzen Bettstelle. „Hier strecke deine müden Glieder behaglich aus,“ sprach er hohnvoll. Aber Theseus erwiderte spöttisch: „Du irrst wohl, mein trefflicher Gastwirt, daß du mir ein Bett anbietest, das vielleicht für einen halberwachsenen Knaben taugt, für Männer von deiner und meiner Größe aber doch gar nicht ausreicht. Sieh nur, um wieviel dir selber das Bett zu kurz ist.“ Und plötzlich umschlang er den Frevler mit den Armen, warf ihn auf das Lager nieder und schnürte ihn dort so fest, daß er sich nicht mehr regen konnte. Darauf hieb er dem Unhold, dessen grausames Beispiel nachahmend, mit dem Beile, das so viele Unschuldige verstümmelt hatte, die weit hervorstehenden Beine ab, daß er jämmerlich umkam.

Prokrustes war der letzte der gewaltthätigen Frevler, die Theseus auf seiner abenteuervollen Wanderfahrt erlegte; ohne ferneren Kampf erreichte er nun Athen, den Herrschersitz seines Vaters.

2. Theseus in Athen.

Man kann sich denken, daß der König Ägeus seinen Sohn, als dieser nach langer Entfernung unerwartet vor ihn trat, ihm das wohlbekannte Schwert zeigte und die

ruhmreichen Thaten erzählte, welche er unterwegs vollbracht hatte, mit großer Freude aufnahm. Der greise Herrscher hatte außer Theseus keine Kinder. Er stellte daher den herrlichen Jüngling als seinen Erben und Nachfolger auf dem Throne dem versammelten athenischen Volke vor, und wie nun die Athener die von dem jungen Königssohne so tapfer und siegreich bestandenen Abenteuer erfuhren, da begrüßten ihn alle mit Staunen und Jubel und riefen: „wahrlich, ein zweiter Herakles ist aufgestanden; der gehört vor allen andern Griechen uns an und soll dereinst unsere Königskrone tragen!“

Nur die Neffen des Königs Ägeus — es waren ihrer nicht weniger denn fünfzig —, welche an den in weiter Ferne verborgen aufwachsenden Theseus gar nicht gedacht und sicher gehofft hatten, nach dem Tode ihres Oheims die Herrschaft zu erlangen, waren über den neuen Ankömmling, der ihre Hoffnung zu Schanden machte, höchlich ergrimmt, nannten ihn verächtlich einen hergelaufenen Abenteurer und Betrüger und griffen endlich zu den Waffen, um ihn und den alten Ägeus zu erschlagen oder aus der Stadt zu vertreiben. Aber Theseus wußte mit den trotzigen Empörern rasch fertig zu werden. Ehe noch ihre Rüstung zum Kampfe ganz vollendet war, überfiel er sie unversehens und hieb sie alle nieder.

Um die Wohlfahrt des athenischen Gebiets machte er sich hierauf durch eine neue Heldenthat verdient. In den Fluren des benachbarten Ortes Marăthon trieb sich ein wütender Stier umher; man sagte, es sei das von Herakles auf der Insel Kreta bekämpfte und eingefangene Untier, das von seinen Banden wieder frei geworden*). Entsetzlich waren

*) Zweites Buch I, Nr. 7, 7.

die Verheerungen, welche dieser sogenannte marathonische Stier anrichtete, und seit lange sehnten sich die Bewohner der Gegend nach einem Retter aus ihrer schweren Bedrängnis. Dieser Retter erschien ihnen nun in Theseus.

Sobald der thatenlustige Jüngling von der Not der armen Leute gehört hatte, zog er, stattlich gerüstet mit Schwert und Schild, in der einen Hand die mächtige Lanze, in der andern einen starken Strick, gegen das Ungeheuer zum Kampfe aus. Ein zahlreicher Haufe Volkes schaute aus sicherer Ferne dem gefahrvollen Abenteuer zu, und alle staunten ebenso sehr über die Kühnheit, mit welcher der Held den wutschnaubenden, dumpfbrüllenden Stier angriff, als über die Gewandtheit, mit der er dessen furchtbaren Stößen auszuweichen verstand. Zuletzt gelang es ihm, dem Ochsen den Strick um den Hals und die Hörner zu schlingen, worauf er den überwundenen und gefesselten Vierfüßler nach Athen führte, ein willkommenes Schaustück für die Bürger der Stadt, die den einziehenden Sieger mit brausendem Jubelgeschrei empfingen. Theseus war jetzt der gepriesene Liebling des athenischen Volkes; den marathonischen Stier opferte er unter allgemeiner Festfreude dem Gotte Apollon.

3. Die Erlegung des Minotauros.

Dem frohen Opferfeste folgten indes bald Tage schwerer Sorge und Kümmernis. Denn auf den Athenern lastete ein seltsames Geschick, das noch weit drückender war, als die Plage des wütenden Stiers. Vor Jahren war ein Sohn des mächtigen Königs Minos von Kreta*) nach ihrer Stadt zu einem Feste gekommen und hatte bei den Wettspielen, die

*) Erstes Buch Nr. 3 und zweites Buch I, Nr. 7, 7.

veranstaltet wurden, über alle Mitkämpfer den Sieg davongetragen. Erbittert über diese Schmach, hatten die Athener den Jüngling, als er heimkehren wollte, hinterlistig überfallen und erschlagen. Um des Sohnes Ermordung zu rächen, war dann Minos mit vielen Schiffen und Kriegern herangezogen, hatte die Stadt Athen belagert und bezwungen und den tief gedemütigten Bewohnern eine harte Strafe auferlegt. Sie mußten dem siegreichen Könige jedes neunte Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen als Tribut nach Kreta schicken, wo dieselben des entsetzlichsten Todes starben. Die Armen wurden nämlich bei der Ankunft auf der Insel in das sogenannte Labyrinth gebracht, ein großes Gebäude, aus dessen zahllosen, vielverschlungenen Irrgängen ein Entrinnen kaum möglich war. Der Minotauros, ein furchtbares Ungeheuer, halb Mensch, halb Stier, hauste dort; ihm wurden die vierzehn jungen Athener zum Fraße hingegeben.

Es war natürlich, daß das ganze athenische Volk trauerte und wehklagte, so oft die Unglücklichen nach der fernen Insel entsendet wurden. Zweimal war dies schon geschehen; jetzt kamen die Gesandten des Minos zum dritten Male, um den schrecklichen Menschentribut abzuholen.

Da trat Theseus kühnen Mutes vor die versammelte Volksmenge und erklärte, daß er die Fahrt nach Kreta mitmachen werde. „Ich, eures Königs Sohn," sprach der Heldenjüngling, „will nicht fehlen unter den Söhnen und Töchtern meiner Mitbürger, die durch das Los dem Minos als Opfer bestimmt sind. Doch mäßigt eure Klagen; wißt ihr doch, daß ich im Kampfe mit Riesen und Untieren nicht ungeübt bin, und so hoffe ich denn auch, den menschenfressenden Minotauros zu erlegen und dadurch mich und meine Begleiter vor dem uns zugedachten Verderben zu bewahren,

meine geliebte Vaterstadt aber von der unerträglichen Abgabe an den fremden Herrscher für immer zu befreien."

Zwar beschwor der alte König den raschen Jüngling, daheim zu bleiben und ihn nicht des einzigen Sohnes und Erben zu berauben, der eben erst sein väterliches Haus betreten; doch Theseus beharrte fest auf seinem Vorhaben. So gab denn Ägeus mit schwerem Herzen nach und ließ den Heldensohn ziehen; er erwartete kaum, daß derselbe aus der grausigen Todesgefahr lebendig hervorgehen und als Sieger wiederkehren werde; doch trug er ihm auf, wenn die That gelänge, auf der Heimfahrt ein weißes Segel als weithin leuchtendes Zeichen der Rettung aufzuziehen anstatt des schwarzen, das, wie es herkömmlich war, sich über dem Trauerschiff ausspannte.

Auf der Fahrt nach Kreta hatte Theseus Zeit, sein Unternehmen sorgfältiger als bisher zu überlegen. Da erkannte er, daß sein heldenmütiger Entschluß doch vielleicht allzu voreilig gefaßt war. Denn wenn er sich auch kühn und stark genug fühlte, den Kampf mit dem Minotauros selbst zu bestehen: wie gelang es ihm dann, einen Ausweg aus den verworrenen Gängen des Labyrinths zu finden? Sollte er, nach ruhmreich errungenem Siege, dort jammervoll zugrunde gehen? Er sann hin und her, ohne daß ihm ein ausreichendes Rettungsmittel einfiel, und so blieb denn die Erhaltung seines Lebens doch dem Zufalle preisgegeben, wenn nicht eine kundige Hand ihn auf seiner labyrinthischen Irrfahrt leitete und zurechtwies. Glücklicherweise sollte es ihm an dieser sicheren Führung nicht fehlen. Aphrodite, die hohe Göttin der Liebe, deren Beistand Theseus auf den Rat des delphischen Orakels vor seiner Abfahrt erfleht hatte, sandte ihm Hilfe zur rechten Zeit.

Als er mit seinen Gefährten auf der Insel Kreta anlangte, fügte es die Göttin, daß Ariadne, die schöne

Tochter des Königs Minos, den herrlichen Fremdling sah und lieb gewann. Die kluge Jungfrau reichte ihm insgeheim einen Knäuel Garn und belehrte ihn, wie er denselben als Wegweiser in den Irrgängen gebrauchen solle. Nun ging Theseus mit erhöhtem Mute dem Abenteuer entgegen. An der Spitze seiner Gefährten in das Labyrinth eintretend, band er, nach Ariadnes Anweisung, das Ende des Fadens am Eingange fest und ließ im Vorwärtsschreiten den Knäuel in der Hand ablaufen. So ging es durch das Wirrsal der Gänge fort von einem Gemach in das andere. Endlich ließ sich ein Brüllen aus der Ferne hören: der Minotauros witterte Menschenfleisch. Dann kam das Ungeheuer rasch näher; die Jünglinge und Mädchen drängten sich zitternd und kreischend in eine Ecke, Theseus aber erhob sein blankes Schwert. Plötzlich stand der Minotauros gerade vor ihm. Es war ein entsetzlicher Anblick. Oben ein Stierkopf mit mächtigem Gehörn, vom Halse abwärts ein riesiger Menschenleib mit gewaltigen Armen und Fäusten — so fuhr er auf den jungen Helden los, dessen Waffe wenig achtend. Doch ehe er ihn erreichte, war Theseus schon hinter ihn gesprungen und hatte ihm die Sehnen am Kniegelenk durchhauen, so daß er zur Erde stürzte. Nun stieß ihm der Jüngling das Schwert durch den Rücken ins Herz: ein dicker Blutstrom ergoß sich aus der Wunde, und unter grausigem Brüllen und Stöhnen entfloh dem menschenwürgenden Ungeheuer das Leben. Das gefahrvolle Werk war herrlich vollbracht. Jetzt kamen auch die Genossen des Theseus aus ihrer Ecke und schauten voll Bewunderung bald auf den daliegenden Minotauros, bald auf seinen Überwinder, ihren siegreichen Lebensretter. An dem Faden der Ariadne, den Theseus wieder aufzuwickeln begann, fanden dann alle glücklich den Ausweg aus dem Labyrinth.

Hierauf beeilten sich die Geretteten, nach ihrer Vaterstadt Athen zurückzukehren. Ariadne, ihrer Heimat, ihrem Elternhause heimlich entfliehend, begleitete den Theseus als seine Braut in die Fremde. Auf ihren Rat hatte Theseus vor der Abfahrt den kretischen Schiffen heimlich den Boden durchhauen, damit Minos den Flüchtlingen nicht nachsetzen könne.

So erreichten die Heimkehrenden ungefährdet die Insel Naxos, welche etwa in der Mitte des Weges von Kreta nach Athen aus dem inselreichen Meere emporsteigt. Hier legten sie an, um an dem lieblichen Gestade eine kurze Rast zu halten. In der Nacht, als alle im Schlafe lagen, erschien Dionysos (Bacchus), der Weingott,*) dem Theseus im Traume und verlangte, daß er die schöne Ariadne ihm überlasse, da sie vom Schicksal ihm, dem Gotte, als Gattin bestimmt sei. Theseus fürchtete den Zorn des mächtigen Gottes und fügte sich betrübten Herzens in dessen Willen. Leise weckte er seine übrigen Gefährten und segelte mit ihnen in aller Stille von dannen, während die tief schlummernde Ariadne zurückblieb.

Als die Verlassene am Morgen erwachte und, nach ihren Begleitern umschauend, das Schiff des Theseus in weiter Ferne ihrem Blicke entschwinden sah, brach sie in verzweiflungsvolle Klagen über den Treulosen aus, von dem sie sich so grausam hintergangen fühlte. Was sollte sie, die Verschmähte, die Heimatlose, auf dem einsamen Eilande beginnen? Schon dachte sie daran, ihr unseliges Leben in den Meereswellen zu enden: da trat plötzlich der Götterjüngling Dionysos zu ihr heran, die Stirne mit einem Diadem umwunden, das in glänzenden Locken herabwallende Haupthaar mit grünen Weinranken und Epheukränzen durchflochten — eine Erscheinung, so hehr und wunderbar, wie ihr sterbliches Auge sie nie geschaut. „Traure

*) Erstes Buch, Nr. 4.

nicht," sprach er sanft zu der Staunenden; „es war des Schicksals Fügung, daß Theseus dich verließ. Willst du aber mir, dem Gotte, der den Weinstock schuf, als Gattin angehören, so warten deiner hohe Ehren an meiner Seite." Und Ariadne vermählte sich mit Dionysos und begleitete ihn fortan auf seinen Zügen, wenn er Segen und Freude spendend auf seinem Pantherwagen durch die Lande fuhr.

Nach der Abfahrt von Naxos war das Schiff des Theseus raschen Laufes der Heimat entgegengeeilt. Die widerstreitendsten Gefühle erfüllten die Brust des jungen Helden: stolze Siegesfreude über die Erlegung des fürchterlichen Minotauros und tiefe Trauer um die verlorene Ariadne. In der heftigen Bewegung seines Herzens vergaß er des väterlichen Gebots, vergaß er, das schwarze Segel seines Schiffes mit einem weißen zu vertauschen. Um so mehr aber war der alte König Ägeus des Auftrages eingedenk, den er dem scheidenden Sohne erteilt hatte. Voll Unruhe seiner Rückkehr harrend, hatte er schon seit vielen Tagen von einem hohen Felsen am Meere nach dem heimkehrenden Schiffe und dem weißen Segel ausgeschaut. Endlich erblickte er in der Ferne das wohlbekannte Fahrzeug; es kommt näher und näher; aber wehe, es trägt das altgewohnte Trauerzeichen, das schwarze Segel. Da glaubt der Greis seinen trefflichen, einzigen Sohn tot und stürzt sich, vom Grame überwältigt, in die tiefe See. Zur Erinnerung an seinen Tod wurde das Meer, welches Griechenland im Osten umgiebt, fortan das ägäische Meer genannt.

Ohne Ahnung von dem traurigen Ende seines Vaters, landete Theseus bald darauf im Hafen von Athen. Ehe er die Stadt betrat, brachte er den Göttern, die ihn aus der schweren Gefahr so glücklich heimgeleitet, am Ufer des Meeres ein feierliches Dankopfer. Scharenweise strömten seine Mit-

bürger nach dem Gestade, um ihre geretteten Söhne und Töchter einzuholen und den edlen Königssohn, der dem schmachvollen Menschentribut ein Ende gemacht, mit den höchsten Ehren zu empfangen; nur die eben einlaufende Kunde von dem Tode des Königs Ägeus konnte sie zurückhalten, beim Anblick ihres hochverdienten Helden laute Freudenrufe zu erheben. In ernst-feierlichem Festzuge geleiteten ihn alle nach der Stadt.

Auch dem Schiff, das den Theseus nach Kreta und wieder zurück geführt, widerfuhr eine Auszeichnung, wie sie noch keinem Segler durch die Meereswellen zuteil geworden. Zum ewigen Andenken an die berühmte Fahrt wurde es aufbewahrt, indem an Stelle der abgängigen Balken und Bretter immer neue eingefügt wurden. So wurde es Jahrhunderte lang zu der heiligen Gesandtschaft gebraucht, welche die Athener alljährlich nach der Insel Delos zu dem großen Feste schickten, das dort dem Gotte Apollon gefeiert wurde.

4. Theseus als König. Der Amazonenkrieg.

Nach dem Tode des Ägeus wurde nun Theseus König von Athen. Und der ruhmstrahlende Kämpfer und Held zeigte bald, daß er auch weise und wohlthätig zu regieren verstehe. Er erhob Athen, das er durch Herbeiziehung neuer Ansiedler vergrößerte, zur Hauptstadt des umliegenden Landes und gab gute Gesetze, unter denen der Staat rasch und kräftig emporblühte. Um die Sitten seines Volkes zu mildern, hielt er es an, die Götter zu ehren, denen er Tempel und Altäre errichtete und neue Feste stiftete. Den Vorrang bei dem Götterdienste hatte Pallas Athene, die hohe Göttin der Weisheit und bürgerlichen Ordnung, die der Stadt ihren Namen gegeben hatte. Denn vor allen Orten Griechenlands

war Athen ihr Lieblingssitz. Einst hatte sich um die Schutzherrschaft über die Stadt zwischen ihr und dem Meergotte Poseidon ein Streit erhoben, und die zu Schiedsrichtern angerufenen andern Götter hatten beschlossen, derjenigen von beiden Gottheiten den Sieg zuzuerkennen, die den Bewohnern der Stadt und Landschaft die wertvollste Gabe gewähre. Da hatte Poseidon mit seinem Dreizack in die Erde gestoßen, und das schöne, mutige Roß war hervorgesprungen; Athene hatte den Boden mit ihrer Lanze berührt und einen Ölbaum aufsprossen lassen. Und die Götter hatten den Ölbaum als das nützlichere Geschenk für das Land und Athene als Siegerin erklärt. Seitdem waltete Athene als Schutzgöttin über die Stadt, und ihr weihte Theseus das großartigste Fest, das fortan von dem athenischen Volke begangen wurde. Dem Poseidon zu Ehren gründete er auf dem Isthmos von Korinth, wo er einst den Fichtenbeuger Sinis erschlagen hatte, die isthmischen Spiele, wie Herakles dem Zeus die olympischen Kampfspiele gestiftet hatte.

Aber das friedliche Walten genügte dem Könige Theseus nicht auf die Dauer: sein Sinn blieb doch vor allem auf Kampf und kühne Thaten gerichtet. So nahm er an dem Zuge des Herakles gegen die Amazonen*) teil und brachte von demselben als Siegespreis eine schöne Amazone nach Athen, mit welcher er sich vermählte. Aber die Amazonen ließen den Einfall der griechischen Helden in ihr Land nicht ungerächt. Unvermutet brach das streitbare Weibervolk mit gewaltiger Heeresmacht in Griechenland ein, umzingelte Athen und drang sogar bis in die Stadt vor, sodaß die erschrockenen Einwohner sich auf ihre Burg zurückzogen. Vor den Mauern derselben kam es zu einer großen Schlacht, in welcher des Theseus Gemahlin an dessen Seite mutig gegen die Amazonen

*) Zweites Buch I, Nr. 7, 9.

focht, bis ein Wurfspeer sie tot niederstreckte. Darauf ruhte der Kampf: die Streitenden schlossen Frieden, und die Amazonen zogen wieder in ihr Land zurück.

5. Theseus und Peirithoos. Kampf der Lapithen und Kentauren.

Nach dem Amazonenkriege schloß Theseus einen engen Freundschaftsbund mit dem Helden Peirithöos, der zu manchen neuen Kämpfen und Abenteuern Anlaß gab.

Peirithoos war König der Lapithen, einer wilden, kriegerischen Völkerschaft, die im nördlichen Griechenland in der Landschaft Thessalien hauste. Der Ruf von den tapferen Thaten des Theseus, der zu ihm gedrungen war, weckte in ihm das Verlangen, den berühmten Helden kennen zu lernen und sich mit ihm im Kampfe zu versuchen. Er kam daher bis in die Nähe von Athen in die Ebene von Marāthon und trieb dort eine Rinderherde weg, die dem Theseus gehörte. Der streitbare König von Athen machte sich, als er von dem Raube Kunde erhalten, sogleich auf und setzte dem kecken Frevler mit den Waffen in der Hand nach. Das eben hatte Peirithoos gewollt. Er suchte daher nicht mit seiner Beute dem heranziehenden Verfolger zu entfliehen, sondern ließ ihn nahe kommen und trat ihm kampfbereit entgegen. Als er aber nun den gewaltigen Helden, strahlend von Schönheit und Kriegsmut, vor sich sah, stand er, wie vor einer Göttererscheinung, voll Bewunderung still und entsagte dem Kampfe gegen den Herrlichen. Seine Waffen zu Boden werfend, eilte er auf ihn zu, streckte ihm die Rechte entgegen und rief: „Gerne weiche ich dir, ruhmvoller Held, und unterwerfe mich wegen des Raubes der Rinder deinem Richterspruche. Sage mir: welche Genugthuung verlangst

du?" Mit Wohlgefallen vernahm Theseus diese Worte und betrachtete mit freudigem Erstaunen die hohe Heldengestalt des jugendlichen Lapithenkönigs. „Keine andere Genugthuung", erwiderte er, „fordere ich von dir, als daß du fortan mein Freund und Waffenbruder seiest". Und die beiden umarmten sich und schwuren einander dauernde Freundschaft.

Nicht lange darnach vermählte sich Peirithoos mit Hippodameia, einer schönen Jungfrau aus dem Stamme der Lapithen und lud auch seinen Freund Theseus zu der Hochzeit. Zahlreiche Gäste erschienen bei dem fröhlichen Feste, unter ihnen neben mehreren griechischen Helden und den Fürsten der Lapithen auch die benachbarten Kentauren, deren Körper — wie schon in der Geschichte des Herakles erzählt ist*) — vorn dem Menschenleib glich und nach hinten in den Leib eines Pferdes auslief. Sie bezeugten dem Fürsten ihre Dankbarkeit für die Einladung durch reiche Darbringung von Gaben des Feldes und Waldes. Der weite Königspalast faßte nicht die Menge der Festgenossen: viele derselben, Lapithen und Kentauren gemischt, waren in baumumschatteten Grotten um reich besetzte Tische gelagert. Lautes Getümmel hallte durch die geschmückten Räume, Hochzeitslieder wurden gesungen, Feuer flammten auf Herden und Altären, und die Gäste schwelgten im Genusse erlesener Speisen und köstlichen Weines. In der Mitte des Saales saß, von einer Frauenschar umgeben, die junge Braut, so anmutreich und holdselig, daß alle um ihretwillen den Peirithoos glückselig priesen.

Ohne Störung rauschte das Fest eine zeitlang hin. Da plötzlich sprang, vom Weine aufgeregt, der stärkste und wildeste der Kentauren auf die Braut los und schleifte die

*) Zweites Buch I, Nr. 6, 4.

sich Sträubende an den Haaren auf dem Boden hin, um sie dem Peirithoos zu rauben. Sofort teilte sich seine Raserei den übrigen Kentauren mit: wie toll fallen die trunkenen Halbmenschen über die andern Frauen her, ergreifen sie mit

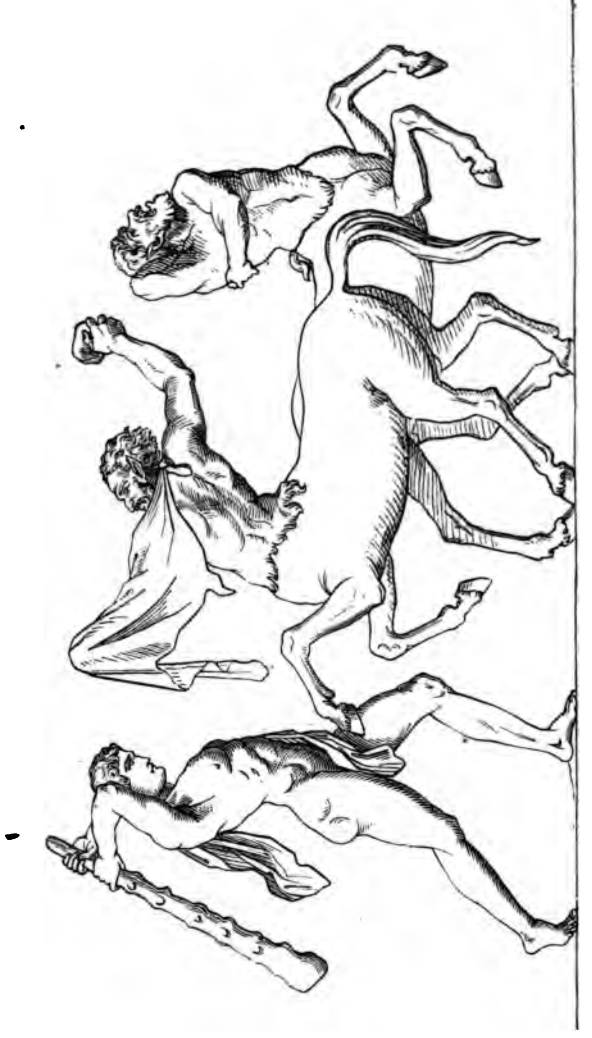


Wie die Kentauren zur Hochzeit des Peirithoos kommen.
(Pompejanisches Wandgemälde).

rohen Händen und suchen sie fortzuschleppen, wie aus einer eroberten Stadt. Durch Palast und Gärten schallt das Angstgeschrei der Verfolgten. Doch schon stürmen die andern Gäste, die Lapithen, und die fremden Helden, von ihren

Sitzen emporfahrend, den frechen Missethätern entgegen, allen voran der gewaltige Theseus. „Welcher Wahnsinn treibt dich, Elender“, ruft er dem Räuber der Braut zu, „daß du vor meinen Augen den Peirithoos zu reizen wagst und mit ihm zugleich mich beleidigst?“ Mit diesen Worten dringt er auf ihn ein und entreißt dem wütenden Kentauren die geraubte Jungfrau. Der versetzt mit geballter Faust dem Helden einen furchtbaren Schlag auf die Brust; doch Theseus erfaßt einen schweren ehernen Mischkrug, der gerade dasteht, und schmettert ihn dem Gegner ins Gesicht, daß er gespaltenen Hauptes rücklings niederstürzt und mit Gehirn und geronnenem Blute den Boden besudelt.

„Zu den Waffen, zu den Waffen!“ rufen bei seinem Falle die Kentauren allzumal; das Festgeräte wird ergriffen, Becher, Krüge, Becken fliegen hin und wieder; dann reißt einer der Roßmenschen von der Decke den Leuchter mit den brennenden Fackeln und schleudert ihn einem Lapithen gegen die Stirn; ein zweiter hebt einen ganzen Altar mit seinem Feuer empor und wirft ihn in die dichteste Reihe der Gegner; wieder ein anderer ficht mit einem Hirschgeweih, das er von der Wand der Grotte losbricht. Mit Brandfackeln von den Altären, mit angeglühten Pfählen, losgerissenen Pfosten und aus dem Boden gewühlten Steinschwellen dringen die Lapithen in die Feinde. An der Spitze der Seinen erlegt Peirithoos nach einander fünf der stärksten und wildesten mit dem Speere; Theseus, sein Waffenbruder, schlägt alle, die ihm zu stehen wagen, mit seiner wuchtigen Keule nieder: bald liegt ein ganzer Haufe von Kentaurenleichen zu seinen Füßen. Auch die andern Griechenhelden, die zur Hochzeit gekommen waren, streiten wacker und siegreich wider die unbändigen Störer des Festes, von denen nur wenige dem grausigen Gemetzel entrinnen. Die geretteten Kentauren flüchteten sich



Wie Theseus die Kentauren erschlägt.
(Antikes Vasenbild).

in die waldigen Schluchten des nahen Gebirges, wo sie bisher ihre Sitze hatten; aber Peirithoos und Theseus ließen ihnen auch dort keine Ruhe und trieben sie in ferne Einöden zurück, aus denen sie nimmer wieder hervorzubrechen wagten.

6. Des Theseus Raubfahrt in die Unterwelt.

Die schöne Hippodameia, deren Vermählung mit Peirithoos einen so furchtbaren Kampf hervorgerufen hatte, wurde ihrem Gemahl durch frühzeitigen Tod wieder entrissen. Da faßte der abenteuerliche Held einen seltsamen Gedanken: er sann darauf, eine Unsterbliche zur Gattin zu nehmen, und weil er dem unterweltlichen Gotte Hades (Pluton) zürnte, daß er ihm sein holdes Weib schon nach kurzem Besitze in der Blüte ihrer Jugend hinweggenommen, so traf seine Wahl keine andere, als Persephŏne, die Gemahlin des Hades selber, die er dem Schattenreiche zu entführen beschloß. Sein Waffenbruder Theseus schloß sich ihm bei diesem Wagestück an, das an Verwegenheit nicht seinesgleichen hatte.

So stiegen denn die beiden Freunde durch die tiefe Erdkluft hinab, die in die Unterwelt führte. Schon hatten sie den düstern, steilen Pfad zurückgelegt, schon waren sie bis an die Pforte des Schattenreiches gelangt, da setzten sie sich, ermüdet von der langen Wanderung, auf einen Steinblock nieder, um auszuruhen. Aber als sie nach einiger Frist wieder aufstehen wollten, um zur Ausführung ihres Werkes zu schreiten, da konnten sie sich nicht von der Stelle rühren: Hades, der von dem verwegenen Unternehmen wußte, hatte die Frevler an dem Felsen festwachsen lassen.

Lange schmachteten sie in der entsetzlichen Gefangenschaft. Endlich erschien Herakles in der unterweltlichen Behausung, um den Höllenhund Kerbĕros heraufzuholen.*) Flehend

*) Zweites Buch I, Nr. 8, 12.

streckten ihm die Gefesselten die Hände entgegen, daß er sie erlöse. Der gewaltige Held riß auch wirklich den Theseus mit einem mächtigen Ruck von dem Felsen los; aber der Versuch, auch den Peirithoos von seinen Banden zu befreien, mißlang: als Herakles den Unglücklichen bei der Hand ergreifen wollte, fing plötzlich die Erde an zu zittern und zu beben, zum Zeichen, daß die Götter den frevelhaften Anstifter des heillosen Unternehmens zum ewigen Sitzen in der unterirdischen Finsternis verdammt hatten.

7. Des Theseus Ende.

So kehrte Theseus allein auf die Oberwelt zurück, voll Reue über die unrühmliche Raubfahrt, zu welcher er sich von dem tollkühnen Freunde hatte fortreißen lassen. Die Lust zu mutwilligen Abenteuern war dem alternden Helden vergangen: nur durch friedliche, weise Herrscherthaten gedachte er hinfort seinen Staat zu beglücken.

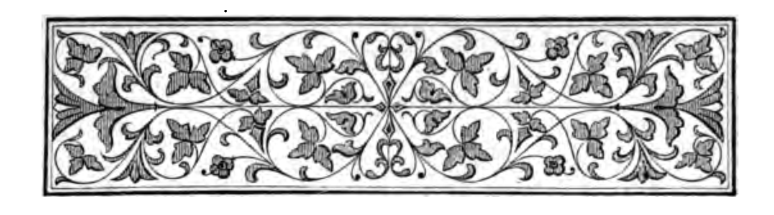
Aber er fand in Athen, statt des früheren Gehorsams seiner Unterthanen, überall Widersetzlichkeit und Auflehnung. Während seiner langen Entfernung hatte das Volk der Wohlthaten, die er ihm erwiesen, vergessen und wollte sich, von Aufwieglern und Schmeichlern irre geleitet, seine kraftvolle Königsherrschaft nicht mehr gefallen lassen. Da entsagte Theseus dem Throne und verließ die undankbare Stadt. Vor ihren Thoren sprach er über die treulosen Athener eine feierliche Verwünschung aus; dann schüttelte er den Staub von seinen Füßen und schiffte sich nach der Insel Skyros ein, wo er von seinem Vater her beträchtliche Güter hatte.

Lykomēdes, der König von Skyros, nahm den berühmten Helden scheinbar freundlich auf, sann aber auf schändlichen Verrat. Er fürchtete, ein Mann wie Theseus

könne ihn leicht aus seiner Herrschaft verdrängen; lieber wollte er sich dessen reiche Ländereien selber aneignen. Daher beschloß er, sich des unwillkommenen Gastes durch List zu entledigen. „Wohlan“, sprach er zu ihm, „laß uns den Felsen besteigen, der da vor uns emporragt; er ist zwar etwas steil, aber droben kannst du dein schönes väterliches Gut und die ganze Insel mit einem Blicke überschauen“. Ohne Mißtrauen folgte Theseus der Einladung und ließ, auf dem Gipfel angekommen, seine Augen freudig über die fruchtreichen Gefilde schweifen. Da versetzte ihm sein treuloser Begleiter plötzlich einen Stoß von hinten, und der Held stürzte über die schroffe Felswand in die jähe Tiefe. Sein zerschmetterter Leichnam wurde am Fuße der Anhöhe in einem Sarge begraben, in welchen auch des Helden Schwert und eherne Lanze gelegt wurden.

Das war das Ende des großen Theseus. Erst nach Jahrhunderten wurde sein Andenken wieder lebendig im Herzen des athenischen Volkes; auf eine Weisung des Orakels wurden seine Gebeine unter großem Gepränge von Skyros nach Athen gebracht und dort feierlich bestattet. Opfer und Festspiele ehrten den zum Halbgotte erhobenen Wohlthäter des Landes, und über seinem Grabe stieg ein prachtvoller Tempel empor, dessen stolze Säulen geblieben sind bis auf den heutigen Tag.





Drittes Buch.

Der Argonautenzug. Ödipus und sein Haus.

I.

Der Argonautenzug.

1. Phrixos und das goldene Vlies.

(Hierzu das Titelbild).

In einer Stadt der griechischen Landschaft Böotien herrschte einst der König Athämas, der hatte zwei Kinder, einen Sohn mit Namen Phrixos und eine Tochter mit Namen Helle. Seine Gemahlin, die Mutter der beiden Kinder, verstieß der König und nahm eine andere Frau; da ging es den Kindern sehr übel, denn die böse Stiefmutter haßte sie und trachtete ihnen sogar nach dem Leben. Als eine lange Dürre über das Land kam und der Ertrag der Felder ausblieb, trat sie vor ihren Gemahl und sprach zu ihm: „Eine göttliche Stimme, die ich im Traume vernommen, hat mir kund gethan, die Unfruchtbarkeit unserer Fluren werde nur aufhören, wenn du deinen Sohn Phrixos dem Zeus als Opfer schlachtest". Der König schenkte den trügerischen Worten des arglistigen Weibes

Glauben, und da die Bewohner seines Landes ihn drängten, daß er die drohende Hungersnot von ihnen abwende, so entschloß er sich, den eigenen Sohn zu opfern. Der arme Phrixos weinte, daß er so früh und so grausam sterben sollte, und seine Schwester Helle weinte mit ihm, und Tag und Nacht beteten die beiden Kinder zu den Göttern um Rettung.

Da, in der Nacht vor dem Opferfeste, kam der Gott Hermes zu ihnen, nahm sie freundlich bei der Hand und führte sie insgeheim aus dem Königspalast. Draußen stand ein großer, prächtiger Widder, den der Gott aus dem Olympos mitgebracht hatte. Das Wundertier konnte durch die Luft fliegen; sein Fell oder Vlies war von lauterem Golde. „Wohlan", sprach Hermes zu den Geschwistern, „setzet euch dem Widder auf den Rücken; er wird euch in ein Land tragen, wo ihr vor den Nachstellungen eurer Stiefmutter sicher seid". Und der junge Phrixos stieg mutig auf den goldwolligen Widder und faßte ihn mit der Hand am Horn; hinter sich nahm er seine Schwester Helle, und das Mägdlein schlang ihren Arm um den Bruder. Sogleich schwang sich das göttliche Tier in die Höhe, und der wunderbare Luftritt begann, ohne daß im Dunkel der Nacht eines Menschen Auge die Flucht der Königskinder merkte. Umsonst forschten am nächsten Morgen der Vater und die grausame Stiefmutter nach den Entflohenen und konnten ihr spurlos Verschwinden nicht begreifen. Da dachten sie wohl, daß die Hand der Götter eingegriffen habe, und der bösen Königin pochte das Herz aus Angst vor der verdienten göttlichen Strafe, von der sie auch nicht verschont blieb.

Unterdessen sauste der goldene Widder mit Phrixos und Helle über Berg und Thal durch die Lüfte, wie der Adler zwischen Himmel und Erde dahinfährt. Leicht und sicher trug er das jugendliche Reiterpaar über weite Strecken des

griechischen Landes; als er aber an die Meerenge gelangt war, die Europa von Asien trennt, und über die tiefe, glänzende Wasserfläche hinschwebte, da wurde Helle vom Schwindel befallen, stürzte von dem Rücken des Tieres herab und ertrank in dem Meere, das nach ihr Hellespontos d. i. Meer der Helle genannt wurde. Phrixos, der seine Schwester nicht hatte retten können, ritt fort und fort und gelangte endlich nach dem fernen Lande Kolchis am Ostufer des schwarzen Meeres.

Hier wurde er von dem Könige Äētes gastfreundlich aufgenommen und vermählte sich später mit einer Tochter des Königs. Den goldwolligen Widder opferte er dem Zeus zum Dank für seine Rettung, das Vlies schenkte er dem Äetes. Dieser hängte es in einem Haine, der dem Kriegsgotte Ares geheiligt war, an einem Eichbaum auf und ließ es von einem feuerschnaubenden, nie schlafenden Drachen bewachen. Denn das goldene Vlies galt als ein hoher Schatz, an dessen Besitz sich reicher Segen knüpfte.

Die Kunde von demselben gelangte bald auch nach Griechenland, und die Griechen trugen großes Verlangen nach dem köstlichen Kleinod; aber es seinem wohlgehüteten Versteck zu entreißen und aus dem entlegenen Lande hinwegzuführen, schien ganz unmöglich. Dennoch entschloß sich ein griechischer Held, das kühne Abenteuer zu unternehmen. Dieser Held hieß Jason.

2. Jason und Pelias.

Jason war der Sohn des Königs Äson von Jolkos, einer Stadt am Meere im nördlichen Griechenland; er stammte aus dem Königsgeschlechte, welchem Phrixos angehörte. Aber Äson wurde von seinem gewaltthätigen Stiefbruder Pelĭas

der Herrschaft beraubt und Jason, ein noch unmündiges Kind, nur mit Mühe vor den Nachstellungen des bösen Oheims zu dem weisen Kentauren Cheiron gerettet, der in dem benachbarten Waldgebirge wohnte. Bei diesem Erzieher vieler großer Helden*) wuchs der Königsknabe in stiller Verborgenheit zu einem herrlichen Jünglinge heran.

Als er zwanzig Jahre alt war, verließ er die einsame Höhle des Kentauren, um nach Jolkos in seine Heimat zu wandern und die ihm von rechtswegen gebührende Herrschaft von seinem Oheim zu verlangen. Seine hohe, kraftvolle Gestalt, sein stolzer Gang, sein feuriger Blick — dies alles kündete den Helden an, der zu kühner That entschlossen war. Über dem Gewande hing ihm als Mantel das bunte Fell eines Panthers, den er erlegt hatte; vom Haupte herab wallte sein unbeschorenes Haar in langen Locken über die Schulter; in den Händen trug er nach Heldenart zwei gewaltige Speere, den einen zum Werfen, den andern zum Stoßen.

Unterwegs kam er an einen Bach, der durch Regengüsse angeschwollen war. Dort stand eine alte Frau, die ihn flehentlich bat, ihr hinüber zu helfen. Es war die Götterkönigin Hera, des Zeus Gemahlin, die, um ihn zu versuchen, diese Gestalt angenommen hatte. Jason nahm die unbekannte Alte mitleidig auf seinen starken Arm und trug sie an das andere Ufer. Hier bemerkte er, daß er beim Durchwaten des Baches den einen seiner Schuhe vom Fuße verloren hatte; doch er wanderte, ohne sich mit Suchen aufzuhalten, seines Weges weiter und kam in Jolkos an, als gerade dem Meergotte Poseidon ein Opferfest begangen wurde. Der Marktplatz wimmelte von Menschen, die zu der Feier versammelt waren. Voll Bewunderung schauten alle

*) Z. B. des Herakles und Achilles.

auf den fremden Jüngling, der in ihre Mitte getreten. „Er gleicht an strahlender Schönheit dem Lichtgotte Apollon," sagten die einen. „Er ist voll stolzer Kraft und Kühnheit, wie der kriegsfrohe Ares," sprachen die andern. Jetzt erblickte ihn auch der König Pelias, der eben auf einem von schnellfüßigen Maultieren gezogenen Wagen zur Festfeier gefahren kam. Sogleich bemerkte er, daß der Fremdling nur an einem Fuße einen Schuh trug. Da geriet er in Schrecken: denn er gedachte eines Orakels, das er einst von Delphi erhalten hatte. „Hüte dich," hatte der Göttersspruch gelautet, „hüte dich, Pelias, vor dem Einschuhigen, der von den Bergen herab nach Jolkos kommt; von ihm droht dir Verderben." Mit Entsetzen sah der König nun den Einschuhigen vor seinen Augen; doch er verbarg seine Bestürzung im Herzen und trat, nach vollbrachter Opferhandlung, dem Fremdling mit der Frage entgegen, wer er sei und woher er komme. Jason antwortete offen und mutig: „Ich bin Jason, Äsons Sohn, von Cheiron, dem berühmten Kentauren, erzogen und in allen Heldentugenden unterwiesen. Von ihm komme ich jetzt hierher in meine Heimat, um in meines Vaters Rechte einzutreten.

So sehr diese Worte die Angst des Thronräubers Pelias vermehrten, empfing er den unwillkommenen Neffen doch mit aller Freundlichkeit. Dem starken Heldenjüngling mit offener Gewalt entgegenzutreten, durfte er ja nicht wagen; aber das heiße Verlangen nach Ruhm und großen Thaten, das aus Jasons Augen leuchtete, konnte er vielleicht schlau benutzen, um sich seiner in guter Weise zu entledigen.

„Ich hoffe, daß du als tapferer Held den Glanz unseres Königshauses vermehren werdest," gab er dem Jünglinge zur Antwort und fuhr in seinen Palast zurück, während Jason von der staunenden Volksmenge nach seines Vaters Hause

geleitet wurde, wo er seine Heimkehr in fünftägigen fröhlichen Festen mit seinen Verwandten feierte.

Am sechsten Tage traten sie mit einander vor den König Pelias. Und Jason sprach mit milden Worten zu ihm: „Mit Recht, Oheim, könnte ich von dir alles zurückfordern, was du meinem Vater entrissen hast. Aber ich möchte, daß Friede unter uns sei, weil wir ja einander so nahe verwandt sind. So behalte denn die Rinder- und Schafherden und alles Feld, so du dir angeeignet; das Königsscepter aber und den Thron, auf welchem einst mein Vater saß, gieb willig mir zurück, damit nicht neues Unheil entstehe."

Pelias, auf Jasons Forderung gefaßt, erwiderte gelassen, aber trugvoll: „Sehr gerne möchte ich dein Begehren erfüllen, denn ich bin ja schon alt und der Herrschaft müde. Doch höre; auf unserem Hause ruht noch eine Schuld, die gesühnt werden muß. Phrixos ist fern vom Vaterlande gestorben; das goldene Fell seines Widders befindet sich in Kolchis. Aber dieser Hort des Segens gehört uns, und wir müssen ihn aus der Fremde nach unserem Lande bringen, wenn wir uns dem Zorne der Götter entziehen wollen. Ein wunderbar Traumgesicht hat es mir verkündet, und das Orakel, welches ich befragt, hat mich ernstlich an das große Werk gemahnt. Doch in meinem Alter darf ich ja an eine so weite Fahrt nicht mehr denken. Freilich wär's ein gewaltiges, ruhmreiches Unternehmen, darnach jeden Helden gelüsten müßte. Darum habe ich hierbei an dich gedacht; denn du strahlst von Jugend und Kraft; aber ich weiß nicht, ob Heldensinn deine Brust erfüllt und du Verlangen darnach trägst, deinen Namen bei allen Griechen hochberühmt zu machen. Ich würde dich sonst getreulich hier in deiner Herrschaft vertreten und sie, sobald du heimkehrst, ganz in deine Hände niederlegen."

Es war unmöglich, daß der ruhmdürstende Jason diesen aufstachelnden Worten widerstehen konnte, so sehr er auch die List des Pelias durchschauen mochte, der ja für gewiß hielt, daß der gefürchtete Neffe von der gefahrvollen Fahrt nimmer zurückkommen werde. Der Heldenjüngling erschrak nicht vor den Gefahren, dachte nur an die Kühnheit und den Glanz des Abenteuers, das seinem Sinne mehr zusagte, als ruhmloses Wohnen in der Heimat; daher nahm er den Vorschlag seines Oheims bereitwillig an.

3. Die Argo und der Beginn der Fahrt.

Jason schickte nun Herolde durch ganz Griechenland, um die berühmtesten Helden zur Teilnahme an der Fahrt nach Kolchis aufzufordern. Alle sagten freudig zu: Heräkles und Theseus, der herrliche Sänger Orpheus und Meleägros, der Besieger des kalydonischen Ebers*), die Zeussöhne Kastor und Pollux (Polydeukes), Kaläïs und Zetes, die geflügelten Söhne des Borĕas (des Nordwindes) und viele andere, unter ihnen die Väter der größten Helden, die später vor Troja kämpften.

Das Schiff, welches diese Heldenschar aufnehmen sollte, wurde mit Hilfe der Göttin Athene von Argos, dem geschicktesten Schiffsbaumeister Griechenlands, erbaut und nach seinem Namen Argo, die Teilnehmer an der Fahrt Argonauten d. i. Argoschiffer genannt. Es war ein herrlicher Fünfzigruderer, das erste große Schiff, auf welchem sich Griechen in das offene Meer hinauswagten. Athene selbst hatte bei seinem Bau geholfen. In das Vorderteil hatte sie einen Balken von der redenden Eiche des Orakels

*) Erstes Buch, Nr. 11 und 12.



Wie Athene beim Bau der Argo hilft.
(Römisches Relief aus der Villa Albani.)

zu Dodōna eingefügt; der erteilte Weissagungen, wenn Jason ihn befragte.

Als die Ausrüstung des Schiffes vollendet war, und die mitziehenden Helden sich in Jolkos versammelt hatten, wurde dem Poseidon und allen übrigen Meeresgöttern ein festliches Opfer dargebracht, und die Priester weissagten aus den Eingeweiden der Opfertiere, daß die Götter zu dem großen Werke ihren Beistand leihen würden. Nun wurden die Plätze im Schiffe unter die Helden verlost, der Steuermann und der Lotse bestimmt, Jason aber einmütig zum Führer des ganzen Zuges gewählt.

Alles war zur Abfahrt bereit. Da wurden die Anker gelichtet, die Ruder schlugen in die Wellen, und ein frischer Wind, der in die Segel blies, trieb das Schiff lustig in die See hinaus. Orpheus erhob durch seinen wundervollen Gesang die Herzen aller Mitschiffenden. Angelockt von der Macht seiner süßen Töne tauchten die Meeresnymphen horchend aus den Fluten empor, und Scharen von allerlei Seegetieren folgten bezaubert dem Heldenschiff, das raschen Laufes durch die Wellen dahinfuhr.

4. Die Argonauten auf Lemnos.

Nach einer Fahrt von wenigen Tagen kamen die Argonauten nach der Insel Lemnos. Dort hatte sich nicht lange vorher ein seltsames Ereignis zugetragen. Die Weiber hatten ihre Männer, die ihnen untreu geworden waren, alle ermordet. Nur die Königstochter Hypsipyle hatte ihren Vater Thoas am Leben erhalten; sie hatte ihn heimlich in einen Kahn am Meere gebracht, der ihn glücklich an das Gestade einer andern Insel trug.

Die mörderischen Weiber bekamen die Folgen ihrer Frevelthat bald schwer zu fühlen. Sie sahen sich gezwungen, außer den Frauengeschäften nun auch die härtere Männerarbeit zu verrichten: sie mußten selbst ihre Herden weiden, ihre Rinder ins Joch spannen und ihre Felder bestellen; dabei waren sie kaum imstande, sich ausreichend zu schützen, wenn Feinde ihnen ins Land fielen. Zwar legten sie die Rüstungen ihrer erschlagenen Männer an und übten sich, wie die kriegerischen Amazonen, in den Waffen; aber sie konnten es doch diesem streitbaren Weibervolke in der Kriegskunst nicht gleich thun, und darum liefen sie in steter Unruhe an das Meeresgestade und schauten ängstlich in die See hinaus, ob nicht etwa ein feindliches Heer zu Schiffe gegen ihre Insel heranzöge.

Jetzt sahen die Späherinnen die stattliche Argo der Küste zurudern, sie verkündeten es den übrigen, und bald war der ganze Uferrand mit bewaffneten Weibern bedeckt. „Sehet da, ein neues Amazonenvolk!“ riefen die Argonauten einander zu, über den sonderbaren Anblick höchlich verwundert. Da die Helden jedoch nicht nach Kampf begierig waren, schickten sie einen Herold an die Königin mit der Bitte ab, ihnen eine kurze Rast auf der Insel zu gewähren.

Hypsipyle versammelte sofort ihr Frauenvolk auf dem Marktplatze der Stadt zur Beratung und sprach: „Liebe Schwestern, wir haben arg gefrevelt, indem wir unsere Männer umgebracht. Diese Unthat dürfen die Fremdlinge nicht erfahren; darum wollen wir sie von unsern Mauern fern halten und ihnen Wein und Speisen und was sie sonst begehren, auf ihr Schiff hinausbringen lassen; denn sie ungastlich fortzuweisen, wäre doch nicht geraten.“

„Nein, Königin,“ rief eine angesehene Alte, „es ist lange nicht genug mit den Geschenken an die Fremdlinge,

die du da vorschlägst. Ich meine, wir alle wüßten jetzt aus Erfahrung, daß wir des Beistandes der Männer nicht entbehren können. Oder gilt es nicht von uns: Arbeit und Mühe ohn' Unterlaß, und doch keinen Schutz in der Gefahr? Denn eure Waffenübungen sind ja nichts anderes, als ein eitles, vergebliches Spiel. Darum rate ich: ladet die Ankömmlinge ein, daß sie dauernd auf unserer Insel bleiben; vertraut ihnen euer Gut an und übertragt ihnen die Verwaltung und den Schutz der Stadt; fürwahr, die Männer verstehen sich besser darauf, als wir schwachen Frauen."

„Ja, ja," riefen alle Weiber wie aus einem Munde, „die Alte hat Recht: laßt uns ihrem Rate folgen!" Und die Königin schickte sogleich Botschaft an die Argonauten, sie möchten als willkommene Gäste in die Stadt kommen.

Da legte Jason ein köstliches Purpurgewand an, das ihm Athene geschenkt, nahm die mächtige Lanze in die Hand und schritt dem Palaste der Königin zu. Hypsipyle empfing ihn ehrenvoll und sprach: „Fremdling, warum bleibst du mit deinen Gefährten so scheu außerhalb unserer Mauern? In dieser Stadt wohnen ja keine Männer, daß ihr euch zu fürchten hättet. Unsere Gatten haben uns treulos verlassen; sie sind mit andern Weibern, die sie im Kriege erbeutet, von dannen gezogen und haben ihre Söhne mitgenommen; wir aber sind nun ohne Hilfe. Darum nehmen wir euch gerne auf, wenn ihr auf unserer fruchtbaren und schönen Insel bleiben wollet. Du sollst dann an meines Vaters Thoas Statt als König über uns herrschen."

So sprach sie, verhehlte aber klüglich die Ermordung der Männer. Jason kehrte sogleich ans Ufer zurück und erzählte seinen Gefährten, was die Königin ihm gesagt. Bald kamen auch viele Frauen auf Wagen dahin gefahren und brachten reiche Gastgeschenke. Die Helden ließen sich leicht überreden,

den Weibern in die Stadt zu folgen; nur Herakles mit wenigen blieb zurück, um das Schiff zu bewachen.

Die freundlichen Wirtinnen bereiteten nun ihren Gästen die üppigsten Festlichkeiten: es wurde gegossen und getrunken, gespielt und getanzt nach Herzenslust, eine schwelgerische Lustbarkeit reihte sich an die andere. So wurde die Abfahrt von Tag zu Tag verschoben; ja es schien den Weibern zu gelingen, worauf sie es angelegt hatten: die bethörten Männer ganz auf Lemnos festzuhalten und ihnen die Weiterfahrt nach Kolchis völlig aus dem Sinne zu bringen. Da aber eilte Herakles von dem Schiffe herbei, und ergrimmt über das leichtfertige Leben seiner Genossen schalt er sie aus und rief: „Ihr Elenden, habt ihr etwa um der Weiber willen diese Fahrt unternommen? Hattet ihr nicht Frauen zu Hause? Und wollt ihr als Bauern hier das Feld bestellen? Freilich, ein Gott wird für uns das goldene Vlies holen und es uns zu Füßen legen. Wir aber wollen doch lieber in unsere Heimat zurückkehren, als hier auf Lemnos ruhmlos zu Grunde gehen."

Diese Worte wirkten. Alle Argofahrer senkten beschämt ihren Blick vor dem zürnenden Helden und rüsteten sich sofort zur Abfahrt. Keine Bitten und Klagen, mit denen sie die Frauen gleich einem Bienenschwarm umsummten, vermochten sie länger auf Lemnos zurückzuhalten.

5. Die Argonauten auf der Insel der Dolionen.

Die Argonauten segelten hierauf durch den Hellespont in das Marmara-Meer (Propontis) hinein und landeten auf einer Insel, die von dem friedlichen Volke der Dolionen bewohnt war. König des Volkes war der fromme Kyzikos. Der hatte einst den Orakelspruch erhalten: „Wenn die gött-

liche Schar der Helden deiner Insel naht, so empfange sie gütig und hüte dich, sie zu bekriegen." Als ihm nun die Ankunft der griechischen Männer gemeldet wurde, deutete er das Orakel auf diese, ging den Fremdlingen mit zahlreichem Gefolge entgegen und ließ ihnen ein köstliches Mahl bereiten. Auch versah er das Schiff für die Weiterfahrt reichlich mit Wein und fetten Schafen, ehrte den Führer Jason durch die herrlichsten Gastgeschenke und gab ihm Auskunft über den ferneren Weg, den er zu nehmen hätte.

Am folgenden Tage fuhren die Argonauten, von den Glückwünschen der Dolionen begleitet, fröhlich weiter; sobald es aber Nacht geworden, erhob sich ein heftiger Gegenwind, der das Schiff wieder nach der Insel zurücktrieb. Die Helden stiegen in der dichten Finsternis ans Land und banden ihr Fahrzeug am Strande fest, um das Ende des Sturmes abzuwarten; keiner ahnte, daß sie an derselben Küste gelandet waren, wo ihnen kurz zuvor so edle Gastfreundschaft zu teil geworden. Auch die Dolionen, welche durch das Geräusch des ankommenden Schiffes aus ihrer nächtlichen Ruhe aufgestört wurden, erkannten in der Dunkelheit die Freunde nicht wieder. Sie dachten, ein wilder Nachbarstamm, der sie schon oft durch feindliche Landungen überrascht hatte, sei ihnen wieder ins Land gefallen, und griffen eilig zu den Waffen. Eine unglückselige Schlacht entspann sich unter Gastfreunden. Jason stieß dem edlen Dolionenkönig, der an der Spitze seiner Leute focht, die Lanze mitten in die Brust, ohne ihn zu kennen. Die Dolionen wurden endlich zurückgetrieben, und die Argonauten konnten von dem Kampfe ausruhen. Am Morgen wurde der Irrtum offenbar und heftiger Schmerz ergriff alle, als sie die Leichen der jammervoll Erschlagenen, namentlich den blutbedeckten Leib des gütigen Königs Kyzikos daliegen sahen. Drei Tage lang

trauerten und klagten die Argonauten und Dolionen gemeinschaftlich, ehrten den gefallenen König, der in der Blüte seiner Jahre dahingesunken, durch feierliche Leichenspiele an seinem Grabmal und suchten durch reuige Opfer die Götter zu versöhnen. Betrübten Herzens traten dann die Helden die Weiterfahrt an.

6. Herakles und Hylas.

Die nächste Rast hielten die Argonauten an der Küste von Mysien im nordwestlichen Kleinasien. Während sie, im weichen Grase gelagert, sich an Speise und Trank erlabten, verließ Herakles gegen Abend die schmausenden Genossen, um sich in dem nahen Walde eine schlanke Tanne zu einem neuen Ruder zu holen. Er fand bald eine solche, legte Löwenfell und Keule zu Boden und riß mit beiden Händen den Stamm samt der Wurzel aus der Erde.

Unterdes war der junge Diener und Freund des Helden, der schöne Knabe Hylas, ausgegangen, um für seinen Herrn frisches Wasser zu schöpfen. In einem einsamen Thale blitzte ihm, von Waldblumen und Schlinggewächs umrahmt, der helle Spiegel eines kühlen Quells entgegen. Er eilte dahin und tauchte, niedergebeugt, seinen Krug in die Flut. Da sah ihn die Nymphe des Quells, umschlang ihn und zog ihn hinab ins Wasser. Wie ein Stern in der Nacht vom Himmel fällt und im Dunkel erlischt, so versank der junge Hylas in der Tiefe. Einer der Argonauten, der dem Herakles entgegengegangen war, hörte den Hilfeschrei des Knaben; aber er konnte den Verschwundenen nicht auffinden. Dagegen traf er den Herakles, der eben mit der Tanne aus dem Walde zurückkam. „Dein Hylas ist fort," rief er dem Helden zu; „Räuber haben ihn weggeschleppt, oder ein reißendes

Tier hat ihn überfallen; ich selbst habe sein ängstliches Schreien vernommen". Herakles, von Schreck ergriffen, warf den Tannenstamm auf den Boden und rannte wie ein Stier, den die Bremse gestochen, dem Quell zu. Die ganze Nacht und den folgenden Tag schweiften die beiden Männer suchend und laut den Namen des Hylas rufend durch Wald und Gebirge; kein Laut des Verlorenen antwortete ihrem Ruf; alles Suchen war vergeblich.

Unterdessen fuhren die Argonauten in der Morgendämmerung ab, da eben ein günstiger Wind sich erhoben hatte. Zu spät fiel ihnen ein, daß die beiden Helden am Ufer zurückgeblieben seien. Ein heftiger Streit erhob sich unter ihnen, ob sie ohne dieselben weiter segeln sollten. Da tauchte ein weissagender Meergott aus den schäumenden Wogen empor, hielt mit starker Hand das Schiff an und rief den Streitenden zu: „Was begehret ihr, den Herakles mit euch nach Kolchis zu führen? Nicht ist das der Wille des Zeus; dem gewaltigen Helden sind ganz andere Arbeiten vom Schicksal auferlegt." So setzten die Argonauten beruhigt ihre Fahrt fort; Herakles aber kehrte nach Griechenland zurück.

7. Amykos und Pollux.

Am folgenden Tage erreichten sie das Land der Bebryker, über welche der wilde Amykos als König herrschte, ein Mann von riesiger Größe und Stärke. Der eilte, als das Schiff am Ufer anlangte, auf die Argonauten zu und rief voll rohen Übermuts: „Höret, ihr See-Abenteurer, was hier Gesetz und Brauch ist. An meiner Küste dürfen nur Fremdlinge aussteigen, die bereit sind, es mit mir im Faustkampfe aufzunehmen. Habt ihr einen unter euch, der dazu das Herz hat, so stellet ihn mir; sonst ergeht's euch übel."

Ohne den geringsten Schreck hörte der jugendliche Held Pollux (Polydeukes), des Zeus Sohn, die trotzige Herausforderung und erwiderte: „Wohlan denn, hochmütiger Prahler, wenn dich so sehr nach Schlägen gelüstet, so komm' her; in mir hast du deinen Mann gefunden." Und Pollux stand heiter da, wie ein strahlender Stern am Himmel, während der kampfbegierige Barbar mit rollenden Augen, gleich einem blutdürstigen Berglöwen, den kühnen Jüngling anblickte.

Ein Diener des Amykos warf jetzt die harten Faustriemen zwischen die beiden Gegner auf den Boden. „Wähle dir, welchen du willst," rief der König, „ohne daß wir losen, damit du hernach dich nicht beschwerest. Binde ihn um die Hand; du wirst bald merken, daß ich ein guter Riemenschneider bin und blutige Backenstreiche auszuteilen verstehe."

Pollux nahm ruhig lächelnd den Riemen, der ihm gerade zunächst lag und ließ ihn sich von seinen Freunden an die Hand festbinden. Das gleiche that Amykos, und der Faustkampf begann. Wie eine mächtige Meereswelle, Vernichtung drohend, sich gegen ein Schiff heranwälzt, so stürmte der riesenstarke Barbarenkönig auf den Griechen ein und suchte ihn durch furchtbare Stöße niederzustrecken. Pollux aber wich seinem Angriffe stets gewandt aus und blieb unversehrt. Er ersah bald des Gegners schwache Seite und versetzte ihm manchen wirksamen Schlag. Doch verstand sich auch Amykos auf seinen Vorteil, und rastlos hämmerten beide auf einander ein, daß die Kinnbacken krachten und die Zähne knirschten, bis endlich den Kämpfenden der Atem ausging. Da ruhten sie eine Weile aus, um sich den strömenden Schweiß abzutrocknen und frische Luft zu schöpfen. Hierauf begann der Kampf von neuem, und der Sieg blieb nun nicht lange mehr zweifelhaft. Denn als der Bebrykerkönig durch einen verfehlten Streich nach des Gegners Haupt einen Augenblick

seine gedeckte Stellung aufgab, erhielt er plötzlich von Pollux einen Faustschlag über das Ohr, daß ihm die Knochen im Kopfe zerbrachen und er vor Schmerz in die Kniee sank. Laut jauchzten die Argonauten auf; Amykos aber neigte sterbend sein Haupt auf den Boden.

Wütend, daß ihr König gefallen, sprangen nun die Bebryker, die dem Kampfe zugeschaut, mit Keulen und Jagdspießen auf Pollux los; doch die Griechen schützten ihn mit ihren blanken Schwertern, trieben die Feinde zurück und verfolgten sie noch weit in das Land hinein. Darauf fielen sie über die Rinder und Schafe des getöteten Königs her und machten reiche Beute. Einen Teil derselben brachten sie nach ihrem Schiffe, die schönsten Tiere schlachteten sie den Göttern zum Opfer. In froher Siegeslust schmückten sie sich das Haupt mit Kränzen, die sie aus den Zweigen des Uferlorbeers wanden, und bei den vollen Bechern des heitern Mahls sangen sie zu dem Saitenspiele des Orpheus festliche Lieder. Pollux, der herrliche Göttersohn, war es, dessen Ruhm sie im Gesange erhoben.

8. Phineus.

Auf ihrer weiteren Fahrt kamen die Argonauten nun in den Bospörus, die schmale Meerenge, an welcher jetzt Konstantinopel liegt. Dort am linken (europäischen) Ufer wohnte der alte König Phineus. Er besaß die Gabe der Weissagung, war aber wegen eines Vergehens von den Göttern mit Blindheit geschlagen und noch von einer andern Plage betroffen worden, die ihm das Leben ganz unerträglich machen mußte. Sobald er sich nämlich zum Essen niedersetzte, kamen die Harpyien, wilde, häßliche Jungfrauen mit großen Flügeln, herbeigeflogen, aßen ihm die Speisen

von dem Munde weg und verdarben und beschmutzten das, was sie zurückließen, so abscheulich, daß man es nicht anrühren konnte. Doch hatte der schwer geplagte Mann einen tröstlichen Spruch vom Orakel erhalten: „Wenn die Boreassöhne mit griechischen Schiffern an seine Küste kommen würden, sollte er wieder Speise genießen können.“

Diese Weissagung näherte sich jetzt der Erfüllung. Denn unter den Argonauten befanden sich wirklich die verheißenen Retter: es waren die geflügelten Söhne des Windgottes Borĕas, Kalaïs und Zetes, Schwäger des Phineus, welche alle andern, ja selbst die Vögel im Fluge an Schnelligkeit übertrafen. Der alte Phineus gedachte des ihm gewordenen Orakels, als er von der Ankunft der griechischen Schiffer hörte. So matt und elend er sich fühlte durch den entsetzlichen Hunger, der ihn peinigte, raffte er sich sogleich von seinem Lager auf, um die willkommenen Fremdlinge zu empfangen. Bis auf die Knochen abgezehrt, wie ein fleischloses Gespenst, wankte er mit schlotternden Knieen, mühselig auf einen Stab gestützt, aus seinem Hause, und als die Argonauten voll Mitleid zu dem armen blinden Manne herantraten, erzählte er ihnen mit schwacher Stimme sein schreckliches Geschick und fragte nach den Boreassöhnen, von denen er Hilfe erwarte.

Alsbald erklärten sich Zetes und Kalaïs bereit, ihn von der Qual der Harpyien zu befreien. „Bringet nur Speise herbei,“ sprachen sie, „um die unholden Gäste anzulocken; es wird die letzte Mahlzeit sein, zu welcher sie sich einstellen.“ Das Mahl wurde bereitet; aber sobald Phineus sich zu Tische setzte, stürzten mit rauschendem Flügelschlage die greulichen Harpyien aus der Luft herab und rafften gierig die Speisen weg, die er zum Munde führen wollte. Die Argonauten erhoben ein lautes Geschrei; aber die Gefräßigen ließen sich nicht schrecken und zehrten alles auf,



Wie die Harpyien dem Phineus die Speisen rauben.
(Antike Vase im Britischen Museum.)

was da war; dann flogen sie, heiser kreischend, davon. Sofort spannten Kalaïs und Zetes ihre Flügel aus und erhoben sich in die luftige Höhe, mit gezückten Schwertern die Harpyien unermüdet über Land und Meer verfolgend. Endlich kamen sie ihnen so nahe, daß sie schon mit den Schwertern ausholten, um den Todesstreich gegen sie zu führen. Da erscholl eine göttliche Stimme aus den Wolken: „Haltet inne, ihr Söhne des Boreas; denn nicht ist es erlaubt, die Harpyien, die von dem großen Zeus als Rächerinnen gegen Übelthäter ausgesandt sind, mit dem Schwerte zu erlegen. Doch seid gewiß, daß sie hinfort nimmer wieder das Haus des Phineus berühren werden." Die beiden Helden gehorchten der göttlichen Mahnung und kehrten zu ihren Gefährten zurück.

Dort, im Kreise der Argonauten, konnte der ausgehungerte Phineus jetzt ungestört die reichlichen Speisen verzehren, welche die gastlichen Männer ihm vorsetzten. Es war ein Fest für den Alten, wie er es lange nicht gehabt, als sie die Schafe schlachteten, die sie der Herde des erschlagenen Amykos entführt, um ein köstliches Mahl zu bereiten: er schien gar nicht fertig zu werden mit Essen und Trinken, und als er endlich von dem Schmause aufstand, konnte er sich kaum noch erheben, aber nicht, weil ihm der Leib noch kraftlos eingeschrumpft, sondern weil er durch die Fülle der leckeren Speisen über die Maßen belastet war. Zum Danke für seine Rettung von den abscheulichen Harpyien gab er den Argonauten, wie wir gleich hören werden, manchen guten Rat für ihre fernere Fahrt.

9. Die Symplegaden.

Die nächste Gefahr, welche die Helden zu bestehen hatten, trat ihnen bei der Einfahrt aus dem Bospörus in

das Schwarze Meer entgegen. Dort am Ende der schmalen Meerenge befanden sich die Symplegaden, zwei steile, mächtige Felsen, welche mit ihren untersten Wurzeln nicht im Boden festgewachsen waren, sondern die mit grausigem Toben und Krachen und unter zischendem Aufwallen der zusammengepreßten Meereswogen unaufhörlich mit so großer Geschwindigkeit von den beiden Ufern aus gegen einander anschlugen, daß bis jetzt noch kein Schiff gewagt hatte, hindurchzufahren. Von diesen Wunderfelsen hatte Phineus den Argonauten erzählt. „Euer Fünfzigruderer," hatte er gesagt, „ist freilich schneller, als andere Fahrzeuge; aber ihr müsset doch alle Kraft und Vorsicht anwenden, wenn ihr nicht mit Mann und Maus von den Symplegaden zerquetscht werden wollet. Laßt vor der Durchfahrt durch die Felsen eine Taube auffliegen; kommt diese glücklich hindurch, so ist das ein Zeichen von den Göttern, daß es auch euch gelingen wird, wenn eure Ruder dem Schiffe Vogelschnelligkeit verleihen."

Die Argonauten nahmen den Rat des greisen Wahrsagers zu Herzen. Ein weißes Täublein in der Hand, stellte sich einer der Helden auf das Vorderteil des Schiffes, und als eben die Felsen sich öffneten, ließ er es fliegen. Mit atemloser Spannung schauten die Helden dem Vöglein nach, und siehe, es flog mitten hindurch. Nur die äußersten Schwanzfedern wurden ihm von den zusammenklappenden Felsen abgerissen. Freudig schrieen die Argonauten auf, und wie nun die Felsen wieder weit auseinander fuhren, arbeiteten alle mit gewaltiger Anstrengung, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff und die Ruder sich krümmten. Wie ein Pfeil schoß das Schiff durch die Wellen, während die Felsen bezaubert dem Liede zu lauschen schienen, das Orpheus zu den Tönen seiner Leier sang. Auch die Göttin

Athene gewährte den Helden ihren mächtigen Beistand, indem sie mit unsichtbarer Hand der Argo zuletzt noch einen Stoß gab, der sie aus der furchtbaren Enge hinaustrieb. Es erging dem Schiffe wie der vorausgeflogenen Taube: nur die Zieraten wurden zerschmettert, die an seinem hintersten Teile angebracht waren. Das war der letzte Zusammenschlag der Symplegaden: noch einmal gingen die Felsen auseinander; dann standen sie für immer auf dem Meeresgrunde fest. Denn es war vom Schicksal bestimmt, daß das Meer hinfort allen offen und zugänglich sei, nachdem das erste Schiff die Wunderfahrt durch den Felsenschlund glücklich bestanden hatte.

10. Die Argonauten in Kolchis. Jason vor dem Könige Äetes.

Die Argonauten frohlockten, als sie nun die verderbendrohenden Symplegaden hinter sich hatten und in das Schwarze Meer hineinsteuerten. „Fortan haben wir nichts mehr zu fürchten," rief ihr trefflicher Steuermann aus; „alle andern Arbeiten nach dieser Gefahr hat uns der kundige Phineus als gering bezeichnet." Und so fuhren denn die Helden gehobenen Mutes an der Nordküste von Kleinasien entlang immer weiter gen Osten, ihrem Ziele entgegen. Sie bekamen noch manche unbekannte Küste und Insel zu sehen und segelten an mancherlei fremden Völkern vorüber, auch hatten sie noch einige Abenteuer zu bestehen; endlich jedoch erreichten sie glücklich die Küste von Kolchis.

Es war Nacht, als sie an die Mündung des Flusses Phasis gelangten, der sich dort wirbelnd ins Meer ergoß; freudig nahmen sie die Segel herunter und trieben mit Rudern das Schiff eine Strecke stromaufwärts bis in die

Nähe der Hauptstadt des Landes. Dort brachte Jason aus goldenem Becher den Göttern ein Trankopfer für die wohlvollbrachte Fahrt und flehte um ihren ferneren mächtigen Beistand. Dann ließ er das Schiff in einer sicheren Bucht des Flusses vor Anker gehen, und die müden Helden legten sich zu einem erquickenden Schlummer nieder.

Am nächsten Morgen begab sich Jason mit zweien seiner Gefährten in die Stadt nach dem prächtigen Palaste des Königs Äetes. Die drei Helden wurden gastlich aufgenommen und bewirtet; aber als Jason nun in ehrerbietigen Worten die Auslieferung des goldenen Vlieses begehrte, geriet der König in Schrecken; denn er war keineswegs geneigt, das Widderfell herauszugeben, das er als seinen größten Schatz achtete. Da er aber den starken griechischen Helden, deren Waffen er fürchtete, die Forderung doch nicht geradezu verweigern mochte, beschloß er, dem Jason eine Aufgabe zu stellen, vor welcher auch der kühnste Held zurückbeben mußte.

„Höre, Fremdling,“ sprach er voll arger Tücke, „nur dem tapfern Manne gebührt das köstliche Vlies, das Phrixos mir hinterlassen hat. Bestehst du die Arbeit, die ich dir auferlege, so sollst du es haben. Draußen auf dem Felde, das dem Kriegsgotte geweihet ist, weiden mir zwei feuerschnaubende Stiere mit ehernen Hufen, ein Geschenk des Gottes Hephästos. Mit diesen durchpflüge ich das rauhe Feld, und habe ich alles umgeackert, so säe ich Drachenzähne in die Furchen. Daraus wachsen geharnischte Männer hervor, die ich mit meiner Lanze alle erlege. Vollbringst du das Gleiche, so magst du das goldene Widderfell in deine Heimat mitnehmen; sonst aber nicht; denn es ist nicht billig, daß der tapfere Mann dem schlechteren weiche.“

Dem Jason erbebte das Herz bei den Worten des Äetes; er wagte es nicht, die Ausführung des ungeheuren

Werkes kecklich zu versprechen. Endlich jedoch faßte er sich und sprach: „Ich will die Arbeit versuchen, die du, o König, von mir forderst. Schlimmeres kann den Menschen ja doch nicht treffen als der Tod; ich darf mich dem Auftrage nicht entziehen, der mich hierher geführt hat."

„So gehe denn jetzt zu deinen Genossen," sprach der König, „und überlege dir's wohl! Fühlst du dich dem Heldenstücke nicht gewachsen, so unterlaß es und gehe mir aus dem Lande."

11. Jason und Medea.

Sorgenvoll kehrte Jason mit seinen beiden Gefährten aus dem Königspalaste nach dem Schiffe zurück. Er erzählte den Helden, was Äetes ihm aufgetragen, und sie sannen und sprachen lange darüber, wie das gefährliche Abenteuer anzugreifen sei, ohne daß sie doch zu einem einmütigen Entschlusse gelangten. Da kam ihnen unerwartete Hilfe.

Medēa, die Tochter des Königs Äetes, hatte den Jason in ihres Vaters Hause gesehen und den schönen Jüngling lieb gewonnen. Sie war der Zauberei kundig und beschloß, mit ihrer Kunst dem Helden beizustehen. In einem Tempel der Zaubergöttin Hekäte, wohin sie ihn insgeheim rufen ließ, reichte sie ihm eine Wundersalbe, welche seinen Leib für den Tag des Kampfes gegen alle Schwertstreiche unverwundbar und gegen die Feuerströme, welche die Stiere aushauchten, unverletzlich machte. „Wenn dir," sprach sie, „mein Vater die schrecklichen Drachenzähne zum Säen übergeben haben wird, so gehe in schwarzem Gewande allein um Mitternacht zu dem Flusse, und wenn du dich dort gebadet, so opfere der Göttin Hekäte ein Lamm; dann kehre still zu deinen Gefährten zurück. Am andern Morgen salbe dir den

Körper mit dem Zaubermittel, das ich dir gereicht habe; dann wirst du in dir eine unermeßliche Kraft spüren und dich nicht allein den tapfersten Männern, sondern sogar den unsterblichen Göttern gewachsen fühlen. Auch deine Lanze, den Schild und das Schwert mußt du salben. Dann wird kein Eisen der erdentsprossenen Männer, kein Feuer der wilden Stiere dir schaden können. Und hast du dann die Drachenzähne gesäet und sind die Eisenmänner aus der Erde aufgeschossen, so wirf einen mächtigen Stein unter sie; um diesen werden jene wilden Gesellen kämpfen, wie gierige Hunde um ein Stück Brot; indessen kannst du auf sie losstürzen und sie niedermachen."

Jason, hocherfreut über die Ratschläge und den Beistand der klugen Jungfrau, versprach alles zu thun, was sie ihn geheißen, und schwur feierlich, sie als Gattin nach Griechenland heimzuführen, wenn er das große Werk glücklich werde bestanden haben. „Dort, in meinem Vaterlande," rief er aus, „wirst du von Frauen und Männern wie eine Gottheit verehrt werden, weil du ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Gatten vom Tode gerettet." Gestärkten Mutes kehrte hierauf der Held zu seinen Genossen auf dem Schiffe zurück, während Medea wieder nach ihres Vaters Hause eilte. Wer die Königstochter aus dem Tempel kommen sah, meinte, sie habe dort der Göttin Hekäte geopfert.

12. Jasons Arbeiten.

Am andern Tage schickte Jason zwei seiner Helden an den König Äetes, um die Drachenzähne von ihm zu erbitten. Äetes war sehr verwundert über den kecken Mut des griechischen Jünglings, gab aber die Zähne ganz ohne Bedenken her; denn er glaubte fest, daß der Verwegene gar nicht

einmal zum Ausstreuen der Drachensaat gelangen werde. „Meine wilden Stiere," dachte er in seinem Herzen, „werden ihm schon vorher durch ihr furchtbares Gehörn allen Übermut aus dem Leibe herausstoßen oder ihn durch ihren Glutatem in die Flucht jagen." Ungeduldig erwartete er den Augenblick, wo er sich an der schmählichen Niederlage des verhaßten Griechen weiden könnte.

So fuhr er denn am nächsten Morgen in aller Frühe, als eben die ersten Strahlen der Sonne die Schneegipfel des Kaukasusgebirges röteten, in stolzer Waffenrüstung, gleich als habe er selber den Kampf gegen die Ungeheuer zu bestehen, auf seinem Streitwagen nach dem Felde des Ares hinaus. In zahllosen Scharen folgte ihm das Volk der Kolchier.

Bald darauf kamen auch die griechischen Helden, an ihrer Spitze der kampffreudige Jason. Er hatte in der Nacht das Bad genommen und das Opfer dargebracht, dann am Morgen Schwert, Schild und Lanze mit der Zaubersalbe bestrichen, wie es Medea ihm aufgetragen. Als er sich darauf auch den Leib gesalbt, fühlte er von einem göttlichen Feuer sich durchströmt und seine Glieder von einer Kraft erfüllt, die alles vor sich niederwirft. Wie ein Streitroß wiehernd den Boden stampft und die Ohren spitzend sich stolz aufrichtet, wenn es in die Schlacht geht: so reckte sich der Held empor und schwang voll Kampfbegier Schild und Lanze in seinen Händen. Herrlich, wie der Kriegsgott selbst, betrat er jetzt das Feld, wo der Kampf stattfinden sollte. Dort lag auf dem Boden das eherne Joch der Stiere, dabei Pflug und Pflugschar aus Eisen gehämmert. Und plötzlich kamen aus einem unterirdischen Gewölbe, wie aus einem Schlunde der Unterwelt, mit entsetzlichem Schnauben, ganz in schwarzen Rauch gehüllt, die beiden Untiere hervorgestürmt, daß alle sich entsetzten, die das sahen. Jason aber

erwartete ihren Anlauf mit vorgehaltenem Schild, unerschüttert, wie ein Fels den brausend anschlagenden Meereswogen widersteht. Grausiger als der wildeste Donnersturm umdröhnte ihn das Wutgebrüll der Stiere; wie verzehrende Blitzstrahlen, wie zischende Feuerflammen, die von den Blasbälgen einer Eisenwerkstatt aufgeweckt sind, umzuckten ihn ihre Gluthauche. Doch ihn schützte Medeas Zaubermacht. Mit fester Hand packte er die Stiere nach einander am Horne, riß sie mit einem gewaltigen Ruck auf die Kniee nieder, und warf ihnen rasch das eherne Joch über den Hals. Dann fügte er die Deichsel in den Ring des Joches und zwang durch die Stiche seiner spitzigen Lanze die widerstrebenden, flammensprühenden Ungeheuer, den Pflug zu ziehen. Staunend sah Äetes, sahen die Kolchier alle dem Heldenwerk zu; und als nun Jason durch die Kraft seines Stiergespanns und sein unermüdliches Antreiben in wenigen Stunden den ganzen Acker mit der Pflugschar aufgerissen hatte, erkannte der König mit Zorn und Bestürzung, daß der erste Teil der ungeheuren Arbeit vollbracht war. Aber freilich, das Schwerste fehlte noch: Äetes durfte ja sicherlich hoffen, daß der Held den Kampf gegen das ganze wilde Heer der aufsprossenden Drachensaat nimmer bestehen werde.

Nie sah man ein so wundersames Schauspiel, wie es sich jetzt den Blicken der Zuschauer darbot. Als Jason die Stiere vom Pfluge losgespannt und mit seinen Waffen über das Feld in ihren Stall zurückgeschreckt hatte, schritt er als rüstiger Säemann über das umgeackerte Feld und streute aus schimmerndem Erzhelm die Drachenzähne in die frischen Furchen. Siehe, da war im Augenblick der ganze Acker mit Helmen überdeckt, diese hoben sich in die Höhe, und man sah bald Schultern, dann Harnische, Schilder und Schwerter, zuletzt vollständige, riesengroße Krieger von schreckhaftem

Ansehen emporstarren. Jetzt faßte Jason, wie die kluge Medea ihn geheißen, einen mächtigen Feldstein: vier starke Männer hätten ihn nicht vom Boden heben können; er aber ergriff ihn leicht mit der Hand und schleuderte ihn weit hinein in das Gewimmel der erdgeborenen Geharnischten. Gleich wütenden Hunden rannten diese alsbald auf einander selbst los und zerfleischten sich mit ihren Schwertern und Lanzen: scharenweise, wie Tannenstangen, welche der Wirbelwind niederreißt, fielen sie zu Boden. Als der Kampf auf dem ganzen Felde entbrannt war, stürzte Jason unter die Scharen, wie ein fallender Stern durch die dunkle Nacht schießt. Das blitzende Schwert in der Hand, teilte er nach allen Seiten hin mächtige Hiebe aus, spaltete vielen das Haupt und machte jeden nieder, der noch kampffähig aufrecht stand. So sanken die Männer alle wieder zur Erde nieder, aus der sie hervorgewachsen waren: Jason hatte das ganze Werk, welches Äetes ihm auferlegt, glücklich vollendet. Siegesfroh verließ er am Abend mit den übrigen Argonauten den Kampfsplatz, um auf dem Schiffe von der schweren Tagesarbeit auszuruhen.

13. Der Raub des goldenen Vlieses.

Voll Verdruß, daß Jason seine tückischen Anschläge zu Schanden gemacht, fuhr der König Äetes nach der Stadt zurück. Er zweifelte nicht, daß seine Tochter Medea den Argonautenhelden durch ihre Zauberkunst unterstützt habe. Daher dachte er nicht an die Auslieferung des goldenen Vlieses und sann nur darauf, wie er den verhaßten Griechen Tod und Verderben bereiten möchte.

Medea ahnte ihres Vaters böse Anschläge gegen Jason und fürchtete nicht minder die harte Strafe, von der sie

sich selbst bedroht sah. Darum flüchtete sie in der Stille der Nacht aus dem Königspalaste und eilte, ihren kleinen Bruder Apsyrtos an der Hand führend, zur Stadt hinaus nach dem Schiffe der Griechen. „Rettet mich und euch," rief sie den Helden zu, „vor dem Zorne meines Vaters! Denn alles ist verraten. Äetes wird euch am Morgen mit zahlreicher Mannschaft überfallen und morden und die Argo in Brand stecken, wenn ihr seiner Gewalt nicht schon entronnen seid. Das goldene Vlies werde ich euch noch in dieser Nacht verschaffen, indem ich den wachehaltenden Drachen durch Zauberkunst einschläfere."

Jason empfing die Jungfrau, seine Beschützerin und Braut, mit dankbarer Freude und ging mit ihr sogleich nach dem heiligen Haine des Ares, wo das Vlies an einer Eiche aufgehängt war. Wie eine glänzende Wolke, die von dem Golde der Morgensonne beschienen wird, so strahlte es durch die Nacht. Neben dem Baume aber reckte der Drache mit den blitzenden Augen seinen langen Hals unter fürchterlichem Zischen den Kommenden entgegen und wälzte seinen leuchtenden Schuppenpanzer in unzähligen Krümmungen daher. Medea trat furchtlos auf ihn zu; denn das Untier kannte die Jungfrau, die ihm oft Futter gebracht hatte, und that ihr nichts zu leide. Diesmal reichte sie ihm einen süßen betäubenden Trank, den der Drache begierig einschlürfte. Von dem Zaubersafte wurden ihm zum ersten Mal in seinem Leben die Augen müde, er schloß seinen drohenden Rachen und streckte, von Schlaf überwältigt und laut schnarchend, seinen langen Leib durch den Wald hin.

Jetzt eilte Jason, der sich bis jetzt vorsichtig zurückgehalten, auf den Eichbaum zu und nahm das goldene Vlies herab. So war er endlich im Besitze des ersehnten Schatzes: von der Schulter bis zu den Füßen herab hing ihm die

köstliche Last und erhellte mit ihrem goldenen Scheine ihm den nächtlichen Pfad. Ehe noch der Morgen empordämmerte, erreichten Jason und Medea das Schiff. Alle Argonauten betrachteten voll Staunens das Vlies, das funkelte wie der Blitz des Zeus. Jeder drängte sich heran, das Wunderfell zu betasten; Jason aber entzog es ihren Händen und deckte ein Gewand darüber. Dann sprach er zu seinen Genossen: „Jetzt, Freunde, laßt uns ohne Zögern die Heimfahrt antreten! Der Schatz, um deswillen wir die Fahrt hierher unternommen, ist in unsern Händen; Medea hat ihn uns verschafft und wird mich als meine Gemahlin nach Griechenland begleiten. Es bedarf aber der Eile, damit wir der Rache des ergrimmten Königs Äetes, von dem wir bedroht sind, entfliehen!“ Nach diesen Worten hieb er mit dem Schwerte die Taue ab, mit denen das Schiff an das Ufer festgebunden war, und die Argo fuhr den Fluß hinab dem Meere zu, der teuren Heimat entgegen.

Unterdessen hatte Äetes die Flucht Medeas aus dem Vaterhause sowie den Raub des goldenen Vlieses erfahren und sich sogleich mit einer großen Schar Bewaffneter aufgemacht, um die Griechen noch vor dem Einlaufen ihres Schiffes in die See einzuholen und zu bestrafen. Als er aber mit seinem Kriegsvolke an die Mündung des Flusses kam, siehe da schwamm das griechische Fahrzeug, von dem eifrigen Schlage der Ruder beflügelt, schon weit in dem offenen Meere. „Sie sind fort, die Übelthäter,“ schrie der König in wütendem Zorne; „aber, bei den Rachegöttern! das Verderben soll sie ereilen. Ungesäumt werden wir ihnen nachsetzen und nicht umkehren, bevor wir sie ergriffen haben.“ Und noch an demselben Tage machten die Kolchier ihre besten und schnellsten Schiffe segelfertig und fuhren in die See hinaus, der rachedürstende König Äetes an ihrer Spitze.

14. Die Heimfahrt der Argonauten.

Die heimkehrenden Argonauten waren ihren nachsegelnden Verfolgern anfänglich um eine beträchtliche Strecke vorausgeeilt und günstige Winde begleiteten sie auf der Fahrt durch das Schwarze Meer. Aber statt den gleichen Weg einzuhalten, auf welchem sie nach Kolchis gekommen waren, wandten sie sich diesmal der Mündung der Donau (des Ister) zu, um auf diesem Strome nach der Heimat zu gelangen.

Als sie eben in einen Arm des Flusses einbiegen wollten, gerieten sie plötzlich in die große Gefahr, der sie schon glücklich entronnen zu sein glaubten. Der König Äetes mit seinen Kolchiern kam hinter ihnen her, und mit Schrecken gewahrten die griechischen Helden, wie die schnellfahrenden Schiffe der Feinde näher und immer näher auf sie losstürmten. Medea sah alles verloren, wenn sie nicht durch ein gräßliches Mittel ihre Rettung versuchte. Sie ergriff ein Schwert und stieß es ihrem kleinen Bruder Apsyrtos ins Herz, zerstückelte dann den Körper des Knäbleins in viele Teile und warf diese hierhin und dorthin in das Gras und Gebüsch des Ufers, an welchem das Schiff hinsegelte. Der Zweck der schauderhaften That wurde erreicht. Äetes, welcher mit Entsetzen den an einem Felsen des Strandes aufgesteckten Kopf seines Kindes erkannte und sah, wie die übrigen Glieder umhergestreut wurden, ließ ab von der Verfolgung, bis erst die Gebeine alle zur Bestattung eingesammelt waren, ein Geschäft, das sehr viele Zeit erforderte. Unterdessen hatte das Schiff der Griechen einen so großen Vorsprung gewonnen, daß der alte König endlich die Hoffnung ganz aufgab, die Flüchtlinge einzuholen, und traurig nach Hause zurückkehrte.

Die Argonauten aber hatten noch lange Irrfahrten zu machen und mancherlei Gefahren und Abenteuer zu bestehen,

ehe sie die liebe Heimat erreichten. Furchtbare Stürme, welche der Zorn der Götter zur Strafe wegen des an Apsyrtos verübten grausamen Mordes ihnen zusandte, warfen das Schiff auf den Wogen hin und her und trieben es aus einem Meere in das andere, zu entlegenen Inseln und unwirtlichen Küsten.

So wurden sie einst an dem öden Nordufer von Afrika in eine Bucht verschlagen, deren träges, schlammiges Gewässer von dichtem Seegras überdeckt war. Ringsum dehnten sich weite Sandflächen aus; das Schiff aber wurde von der Flut so heftig auf das Gestade geworfen, daß der Kiel unbeweglich in dem Uferschlamme festsaß. Erschreckt sprangen die Helden ans Land und schauten mit Grausen über die trostlose Einöde hin, die vor ihnen lag. Kein Wasserquell war zu sehen, kein Baum oder Strauch, kein Pfad, kein lebendiges Wesen; das tiefe, starre Schweigen des Todes ruhte über der unermeßlichen Einöde. „Da sitzen wir auf dem Sande," sagte der Steuermann traurig, „und mit meiner Kunst ist es hier aus; denn an ein Loskommen des Schiffes dürfen wir nicht mehr denken. Alle Hoffnung auf Heimkehr ist uns entschwunden."

In stummer Verzweiflung schlichen die Männer am Meeresufer hin. Als der Abend kam, reichten sie einander die Hände zum Abschied, warfen sich, der eine hier, der andere dort, im Sande nieder und erwarteten, in ihre Mäntel gehüllt, den nächsten Tag, der sie dem unvermeidlichen Tode entgegenführen mußte. Und sicherlich wären alle in der entsetzlichen Verlassenheit ruhmlos umgekommen, wenn nicht wunderbare Hilfe ihnen erschienen wäre. Drei menschenfreundliche Nymphen, die über diesen Landstrich walteten, erbarmten sich der unglücklichen Fremdlinge und traten zu ihrem Führer Jason heran, der schlaf- und mutlos

auf dem Boden lag. „Stehe auf,“ sprachen sie, „und ermuntere deine Gefährten, daß sie nicht länger trauern! Wenn der Meergott Poseidon seinen Wagen losgeschirrt hat, dann vergeltet eurem Schiffe, das euch so lange getragen hat, mit gleichem Dienste, und ihr werdet in euer liebes Vaterland zurückkehren.“

Hierauf verschwanden die Göttinnen, und Jason erzählte seinen Freunden das ihm erteilte Orakel. Die Weissagung klang so seltsam, daß keiner der Argonauten ihren Sinn sogleich verstand. Da sprang plötzlich ein riesiges, prächtiges Roß mit wallenden Goldmähnen aus dem Meere ans Land und eilte, den Wasserschaum vom Leibe schüttelnd, mit Windesschnelle über die Sandfläche dahin.

„Jetzt ist der Götterspruch klar,“ rief freudig einer der Helden. „Poseidon hat seinen Wagen ausgespannt; wohlan, laßt uns unser Schiff auf die Schultern nehmen und durch die Wüste tragen, wie es uns bisher durch das Meer getragen. Die Spuren des Götterrosses zeigen uns den richtigen Weg; denn es wird ja nicht im Sande verschwinden, sondern in irgend einer zugänglichen Bucht in die See zurückkehren.“

Mit neu gestärktem Mute folgten die Argonauten diesen Worten. Sie luden die Last des Schiffes auf ihre Schultern und trugen es zwölf Tage und zwölf Nächte durch das öde Sandmeer. Fast verschmachtet von Hitze und Ermüdung, erreichten sie endlich die See und setzten die Argo wieder ins Wasser. Das hölzerne Fahrzeug war durch die lange Wüstenwanderung so völlig ausgetrocknet, daß es ihm doch einige Mühe machte, sich wieder an sein feuchtes Element zu gewöhnen. Übrigens gewann es bald seine alte Schwimmkraft wieder, daß es rasch über die Meereswellen dahinflog und nach einer ungestörten Fahrt von einigen Tagen sich der Insel Kreta näherte, die nicht fern von dem griechischen

Festlande gen Süden liegt. Dort wollten die Argonauten ans Land gehen, um sich auszuruhen und wieder mit Speise und frischem Trinkwasser zu versorgen. Aber die Insel war von einem seltsamen, schrecklichen Riesen bewacht, der allen Fremdlingen die Landung zu verwehren suchte.

Der Riese hieß Talos; er war von Hephästos, dem kunstreichen Feuer- und Schmiedegotte, ganz aus gediegenem Erze gearbeitet; eine einzige Ader, in der Blut floß, ging ihm vom Kopfe bis zur Ferse herab und war unten mit einem eisernen Nagel wie mit einem Stöpsel geschlossen. Minos, der König von Kreta, der den Eisenmann von dem Gotte zum Geschenke erhalten, ließ ihn dreimal des Tages die Runde um die Insel machen; da mußte er, trotz seiner langen Beine, entsetzlich rasch laufen; denn Kreta ist ein großes Land, das sich wohl dreihundert Kilometer in die Länge erstreckt. Aber der Wunderriese vollbrachte diesen Lauf sehr pünktlich; ja er verrichtete dabei noch einen weiteren Dienst, durch den er sein Rennen unterbrach, sobald ein fremdes Schiff an der Insel landete. Da sprang er in ein mächtiges Feuer, wie es zu diesem Zwecke an allen kretischen Landungsplätzen unterhalten wurde, machte seinen Eisenleib glühend und umschlang dann die ans Land gestiegenen Fremdlinge mit seinen heißen Armen, daß sie des qualvollsten Todes starben.

Als der furchtbare Inselwächter jetzt die Argonauten auf die Insel zusteuern sah, riß er von einem Uferfelsen ungeheure Steinblöcke los und schleuderte sie gegen das Schiff, um es zu zerschmettern oder doch in die hohe See hinauszuscheuchen. Mit Schrecken schauten die Helden auf den wilden Riesen hin und wollten von der ungastlichen Insel eiligst wegrudern, so sehr sie von Durst geplagt wurden; doch Medea wußte den Zagenden wieder Mut einzureden.

„Haltet das Schiff nur so weit vom Strande," sprach sie zu ihnen, „daß die Steinwürfe des Ungeheuers uns nicht erreichen! Ich werde dann den eisernen Hüter dieser Insel nicht weniger bewältigen, als den schlaflosen drachenschuppigen Hüter des goldenen Vlieses." Und mit furchtbaren Zaubersprüchen betäubte sie den Riesen, daß seine Augenlider sich schlossen und er in tiefen Schlaf niedertaumelte. Jetzt fuhren die Argonauten rasch ans Land, und Medea zog dem Schläfer leise den Nagel aus der Ader am Fuße. Stromweise ergoß sich das rote Blut aus der Öffnung. Da wachte der Riese, von Schmerz gequält, aus dem Schlafe auf; aber er war schon zu matt geworden, um sich wieder emporrichten und dem Bluterguß Einhalt thun zu können. Mehr und mehr schwand ihm die Lebenskraft aus den Gliedern, und wie das letzte Blut in den Sand geronnen war, lag der eherne Riesenleib tot über den Boden hingestreckt gleich einem gewaltigen Eichstamm, den die Axt des Holzhauers gefällt hat.

Die Argonauten hielten nun auf Kreta eine kurze behagliche Rast; dann fuhren sie an der Ostküste von Griechenland weiter gegen Norden und liefen ohne weiteren Unfall endlich in den Hafen von Jolkos ein.

15. Der Tod des Pelias.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat überreichte Jason dem Pelias das goldene Vlies. Der alte König war höchlich verwundert, aber wenig erfreut darüber, daß der Held das gefahrvolle Abenteuer glücklich bestanden. Hatte er doch geglaubt, denselben durch die Sendung nach Kolchis dem gewissen Tode zu überliefern. Jetzt aber, nach Jasons siegreicher Wiederkehr, war er durch feierliches Versprechen verpflichtet, ihm die Herrschaft über Jolkos abzutreten. Da trat seine Unredlichkeit klar zu Tage.

„Es ist wahr," sprach er zu dem jungen Helden, „du hast durch die Erwerbung des goldenen Widderfells ein großes Werk vollbracht. Ganz Griechenland wird deinen Namen preisen. An diesem Ruhme laß dir genügen oder suche ihn noch zu erhöhen, indem du auf neue Abenteuer ausziehst. Nimm dir den gewaltigen Herakles zum Vorbilde, der unaufhörlich die Welt durchschweift und Heldenthat an Heldenthat reiht. Zur ruhigen Herrschaft über das kleine Reich von Jolkos bist du einmal nicht geschaffen; auch fehlt dir ja alle Erfahrung in der Regierungskunst. Auf das Herrschen verstehe ich mich besser als du; darum werde ich von dem Throne, auf dem ich so lange gesessen, auch jetzt nicht zu deinen Gunsten herabsteigen. Dir aber rate ich, meine Königskrone nicht anzutasten; es möchte dir sonst übel bekommen."

So sah sich Jason um seine väterliche Herrschaft, auch nachdem er sie durch die Heldenfahrt nach Kolchis sich von neuem verdient hätte, schmählich betrogen. Dem treulosen Thronräuber das Reich mit Gewalt zu entreißen, dazu fehlte es ihm an ausreichender Macht. Da kam ihm seine kluge Gattin Medea zu Hilfe. „Ich werde dich," sprach sie zu Jason, „an dem wortbrüchigen Pelias rächen und den Arglistigen durch meine List verderben. Halte dich nur ruhig und laß mich handeln!"

Ohne Zögern machte sie sich dann ans Werk. In eine alte Zauberin mit runzeligem Gesicht und grauem Haar verkleidet, kam sie in den Palast des Pelias, erzählte den Töchtern des Königs viel von den Wunderkünsten, die sie verstände, und gab vor, das Alter verjüngen zu können. Als ihr die Mädchen keinen Glauben schenken wollten, begab sie sich in ein anderes Gemach, nahm die künstlichen Zeichen des Alters hinweg und trat dann als schönes, jugendliches

Weib wieder vor die erstaunten Königstöchter. Daß es Medea war, die vor ihnen stand, konnten sie ja nicht wissen, da Medea ihnen unbekannt war. Sie zweifelten daher nicht daran, daß die Verjüngung wirklich erfolgt wäre, und der alte Pelias selbst brannte vor Verlangen, durch die Kunst der göttlichen Fremden wieder ein rüstiger Jüngling zu werden. Medea versprach, die Verwandlung vornehmen zu wollen. Sie nahm die drei Königstöchter beiseite und sagte heimlich zu ihnen: „Bei alten Männern ist das Verjüngungswerk etwas umständlich, und wenn es gelingen soll, dürft ihr vorher eurem Vater kein Wort von dem sagen, was wir mit ihm vornehmen werden. Denn hört: das Alter muß ihm ausgekocht werden." „Ausgekocht?" schrieen die Jungfrauen. „Ja, ja," erwiderte die schlaue Zauberin, „aber erschreckt nicht allzusehr; ihr sollt mit euren eigenen Augen sehen, wie alles zugeht, damit ihr jeden Zweifel an dem Gelingen meines Zauberwerkes fahren lasset. Heute Nacht, wenn euer Vater zur Ruhe gegangen, will ich eine Probe meiner Kunst vor euch ablegen."

Am Abend ließ Medea einen alten Widder herbeischaffen, schlachtete und zerstückte ihn vor den zuschauenden Mädchen und legte die Stücke in einen großen Kessel mit kochendem Wasser, in den sie allerlei Zauberkräuter streute. Plötzlich erschallt aus der Tiefe des Kessels ein zartes Blöken, und während die Töchter des Pelias über die seltsamen Töne staunen, springt auf einmal ein junges Lämmlein heraus und hüpft lustig vor ihnen umher.

„Da ist kein Zweifel mehr; wir sehen es ja mit eigenen Augen," riefen die Königstöchter aus und trugen nun kein Bedenken weiter, auch bei ihrem Vater die Zaubermacht Medeas anzuwenden. War es ja doch, wie sie meinten, eine große Wohlthat, die dem alten Manne erwiesen wurde, wenn

er die verlorene Jugendkraft wieder zurückempfing. Nicht ohne Schaudern freilich, aber von Medeas trügerischen Worten unablässig angetrieben, traten die drei Schwestern des Nachts an das Lager des Vaters und stießen dem Schlummernden mit raschen, zitternden Händen scharfe Messer in den Hals und die Brust. In wenigen Augenblicken war Pelias eine blutbedeckte Leiche. Medea warf dann seine zerschnittenen Glieder in den brodelnden, mit Kräutern gefüllten Verjüngungskessel. Aber die Kräuter hatten keine Zauberkraft, und vergebens harrten die Töchter mit klopfendem Herzen auf die Wiederbelebung des gemordeten Vaters. „Seid nur unverzagt!“ beruhigte sie die listige Medea. „Um das Werk zu vollenden, muß ich noch droben von der Zinne des Palastes den Beistand der Zaubergöttin anrufen!“ Und sie stieg auf das platte Dach des Hauses und schwenkte dort eine brennende Fackel. Das war das verabredete Zeichen, welches den Mord des Pelias dem draußen lauernden Jason verkündete. Alsbald drang dieser mit seinen Leuten in den Palast ein, den die betrogenen Königstöchter mit herzzerreißendem Jammergeschrei erfüllten. Doch gelang es ihm nicht, sich der Herrschaft von Jolkos zu bemächtigen. Akastos, der Sohn des Königs Pelias, vertrieb ihn aus der Stadt, und Jason floh mit Medea nach Korinth.

16. Jasons Ende.

In der Stadt Korinth wurden Jason und Medea, deren Namen durch die Erwerbung des goldenen Vlieses sehr berühmt geworden waren, freundlich aufgenommen. Zehn Jahre lang lebten sie dort in ungetrübter Eintracht zusammen, und zwei schöne Knäblein, die ihnen geboren wurden, schienen das Glück ihres Hauses zu mehren und

zu befestigen. Doch war der Friede der beiden Gatten nicht von dauerndem Bestande.

Jason wandte der jungen Glauke, der Tochter des Königs Kreon von Korinth, seine Neigung zu, und da ihr Vater seine Bewerbung nicht zurückwies, so verstieß er treulos seine Gattin Medea, um sich mit der schönen Königstochter zu vermählen. Keine Thränen, keine Drohungen der tiefgekränkten Medea, welcher er seinen Heldenruhm verdankte, die ihm Eltern, Heimat, alles geopfert hatte, konnte den ehrvergessenen Mann von dem unseligen Schritte zurückbringen. Der Tag seiner Hochzeit mit Glauke wurde festgesetzt, Medea aber erhielt von dem Könige Kreon den Befehl, sofort die Stadt Korinth zu verlassen und mit ihren Kindern in die Verbannung zu gehen. Diese Schmach war zu groß: das schnöde verratene und verstoßene Weib sann auf Rache. Je mehr sie ihren Gatten bisher geliebt, um so glühender war nun der Haß, den sie gegen den Undankbaren faßte: sie beschloß, ihm mitsamt seiner Braut und dem Könige Kreon das Verderben zu bereiten.

List und Verstellung, sowie die Zauberkunst, deren sie mächtig war, mußten ihr zur Ausführung des furchtbaren Rachewerkes helfen. Durch flehentliche Bitten wußte sie von dem Könige die Erlaubnis zu erlangen, noch einen einzigen Tag in der Stadt zu bleiben, damit sie sich auf einen Ort besinnen könne, der ihr und ihren Kindern als Zufluchtsstätte diene. Dem Jason gegenüber nahm sie den Schein an, als verzeihe sie ihm den Treubruch und willige in seine Vermählung mit der korinthischen Königstochter. „Ich habe mir alles ruhig überlegt," sprach sie zu ihm, „und sehe jetzt ein, daß du nur unser Bestes im Auge hast: du willst durch deine neue Heirat in Verwandtschaft mit dem mächtigen Königshause treten und unsern Kindern eine glänzende Zu-

kunft sichern. Um der Kinder willen entsag' ich gern. Behalte sie bei dir, wenn ich von hier fortziehe! Sie sollen nicht das Brot der Verbannung essen, sondern als Fürstenkinder von dir erzogen werden und zu edlen Männern und Helden heranwachsen. Der König Kreon wird ihnen ja gestatten, hier zu bleiben, und deine junge Braut wird sie gütig aufnehmen. Siehe, ich sende der Königstochter, um sie freundlich zu stimmen, durch der Kinder Hand die prachtvollsten Brautgeschenke. Ein goldstrahlendes Festgewand und einen goldenen Kranz, die größten Kostbarkeiten, welche ich in meiner Vorratskammer bewahre, sollen sie ihr überreichen. Führe du selbst die Kinder zu der Braut in das Königshaus."

Jason ließ sich durch diese Worte bethören und begab sich mit den Knaben, die Medeas Geschenke trugen, zu seiner Braut. „Nimm," sprach er zu ihr, „diese Gaben, die dir freundlich geboten sind, freundlich an und bitte deinen Vater, daß er meine Söhne nicht mit ihrer Mutter das harte Los der Verbannung teilen lasse." Mit Entzücken betrachtete Glauke den köstlichen Schmuck und versprach, ihres Bräutigams Wunsch zu erfüllen. Als dann Jason mit den Kindern wieder aus dem Palaste hinausgegangen war, griff sie von neuem nach den schönen Sachen, legte das goldschimmernde Gewand an und drückte sich den Goldkranz auf die vollen Locken. Selbstgefällig beschaute sie sich in dem hellen Spiegel, dann wandelte und tanzte sie durch die Gemächer des Palastes, ganz stolz auf die Herrlichkeit ihrer Erscheinung. Da plötzlich durchfuhr ein heftiges Zucken und Zittern ihre Glieder; totenblaß, mit wild verdrehten Augen, weißen Schaum aus dem Munde sprudelnd, stürzte sie schreiend zu Boden. Das Gewand war von Medea mit einem Giftsafte bestrichen, und wie der Saft sich am Leibe der Jungfrau erwärmte, drang die tödliche Glut des Giftes

ihr durch alle Glieder. Auch der Kranz auf ihrem Haupte war mit giftigem Zauber behaftet und loderte jetzt in zischenden Flammen auf. Umsonst suchte die Arme den goldenen Reif abzuschütteln: je mehr sie sich abmühte, desto fester klammerte er sich an, desto heftiger sprühte das verzehrende Feuer empor. So rang sie in gräßlicher Todesqual, und als ihr Vater, von den wehklagenden Dienerinnen gerufen, herbeistürzte und sich bitterlich weinend über sein sterbendes Kind warf, wurde auch er von dem Gifte und dem Feuer des Zaubergewandes ergriffen und lag bald als Leiche neben dem entstellten Leichnam seiner Tochter.

So hatte Medea Rache genommen an denen, die an Jasons Verrat teilhatten, und mit grausiger Freude empfing sie die Kunde von dem Gelingen ihres Mordwerks. Aber damit war ihr Racheburst noch nicht gestillt: alles, was dem gehaßten Manne lieb und teuer war, sollte zugrunde gehen, er selbst in grenzenlose Verzweiflung gestürzt werden. Noch lebten seine Kinder, die eben aus dem Königspalaste zu der Mutter zurückgekehrt waren. Mit mütterlicher Zärtlichkeit betrachtete Medea die unschuldigen Knaben, deren frische Kindergesichter sie freundlich anlächelten; sie konnte die Lieben ja mit sich in die Fremde nehmen und an ihnen Trost im Elend finden; aber nein, ihr Anblick erinnert sie an den Gatten, der so schändlich sich von ihr losgesagt; darum sollen auch sie nicht länger leben, und, wahnsinnig vor Wut, stößt das entsetzliche Weib den eigenen Kindern das Schwert ins Herz.

Die Greuelthat war eben vollbracht, als Jason herbeieilte, um die Mörderin seiner Braut zu bestrafen. Mit Schaudern erfuhr er, daß auch seine Kinder ermordet seien. Medea aber war seiner Gewalt entrückt. Ehe er in das Haus eindrang, fuhr sie auf einem mit geflügelten Drachen

bespannten Wagen, den ihre Kunst herbeigezaubert hatte, durch die Lüfte davon. Sie begab sich zunächst nach der Stadt Athen und soll später in ihr Vaterland Kolchis zurückgekehrt sein.

Der unglückliche Jason konnte nirgends mehr Ruhe und Frieden finden: einsam und traurig schlich er umher, ein Mann, dem jede Hoffnung entschwunden war. Am liebsten weilte er auf dem Isthmos von Korinth bei dem Denkmal seiner früheren Heldenthaten, der Argo, die dort dem Meergotte Poseidon als Weihgeschenk aufgestellt war. Das berühmte Schiff war alt und morsch geworden; als Jason einst unter dem Verdeck eine Schlafstätte gesucht hatte, stürzte es über ihm zusammen, und herabfallende Balken erschlugen den lebenssatten Führer des ruhmreichen Argonautenzuges.





II.

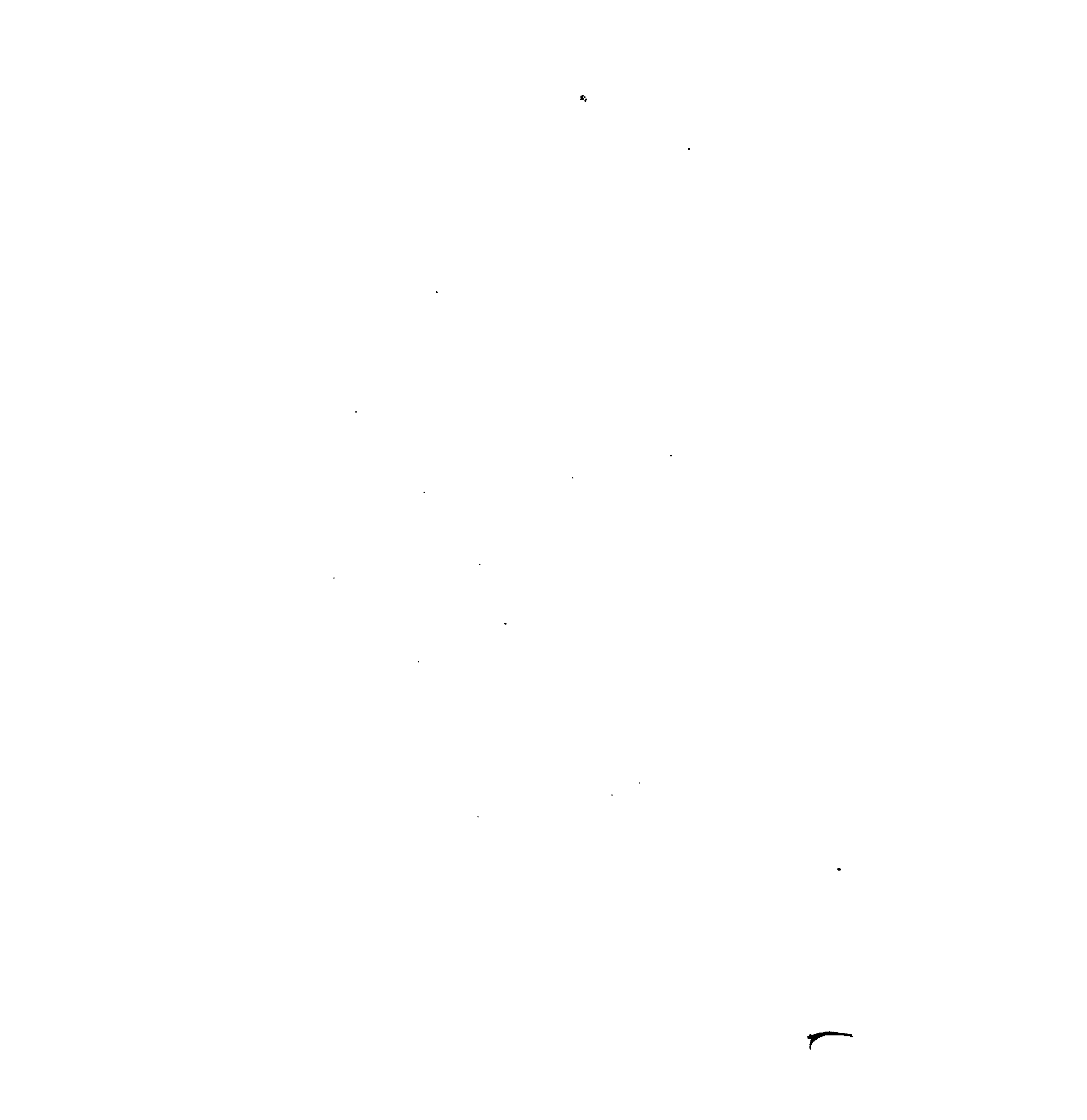
Ödipus.

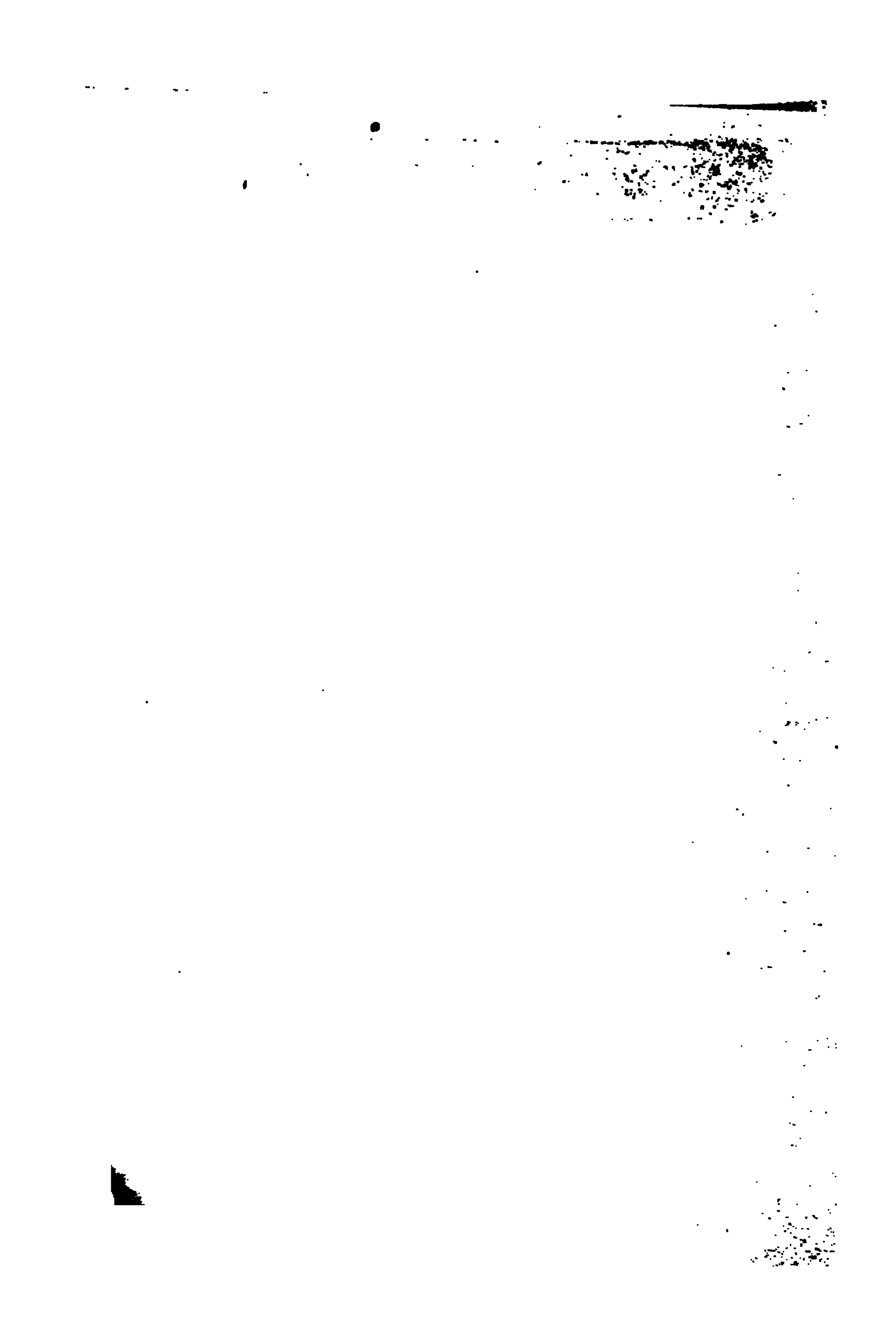
1. Ödipus' Verstoßung und Rettung.

In der berühmten siebenthorigen Stadt Theben herrschten zuerst Könige aus dem Geschlechte ihres Gründers Kadmos.*) Der vierte dieser Könige war Laïos; seine Gemahlin hieß Jokaste. Lange Zeit blieb die Ehe des Königspaares ohne Kinder, und voll sehnlichen Verlangens nach einem Sohne, dem er dereinst den Thron seiner Väter hinterlassen könne, wandte sich Laïos um Auskunft an das Orakel zu Delphi. Das Orakel des Apollon antwortete ihm: „O Laïos, du erflehest dir Kindersegen. Wohl, dir soll ein Sohn gegeben werden. Aber es ist dir vom Schicksal bestimmt, daß du durch deines Sohnes Hand das Leben verlieren wirst."

Der König und seine Gemahlin waren sehr betrübt über diese Weissagung, und als ihnen nun wirklich nach einiger Zeit ein Söhnlein geschenkt wurde, nahmen sie es nicht liebreich in die Arme, wie andere Eltern ihr erstgeborenes Kind, sondern sie waren nur darauf bedacht, sich seiner zu entledigen, um dem unheilverkündenden Orakelspruche auszuweichen. Ein Hirt, der in des Königs Diensten stand, erhielt den Befehl, den Knaben, welchem die Füße durchstochen und zusammengebunden wurden, in dem rauhen Gebirge Kithäron auszusetzen, damit er dort umkomme.

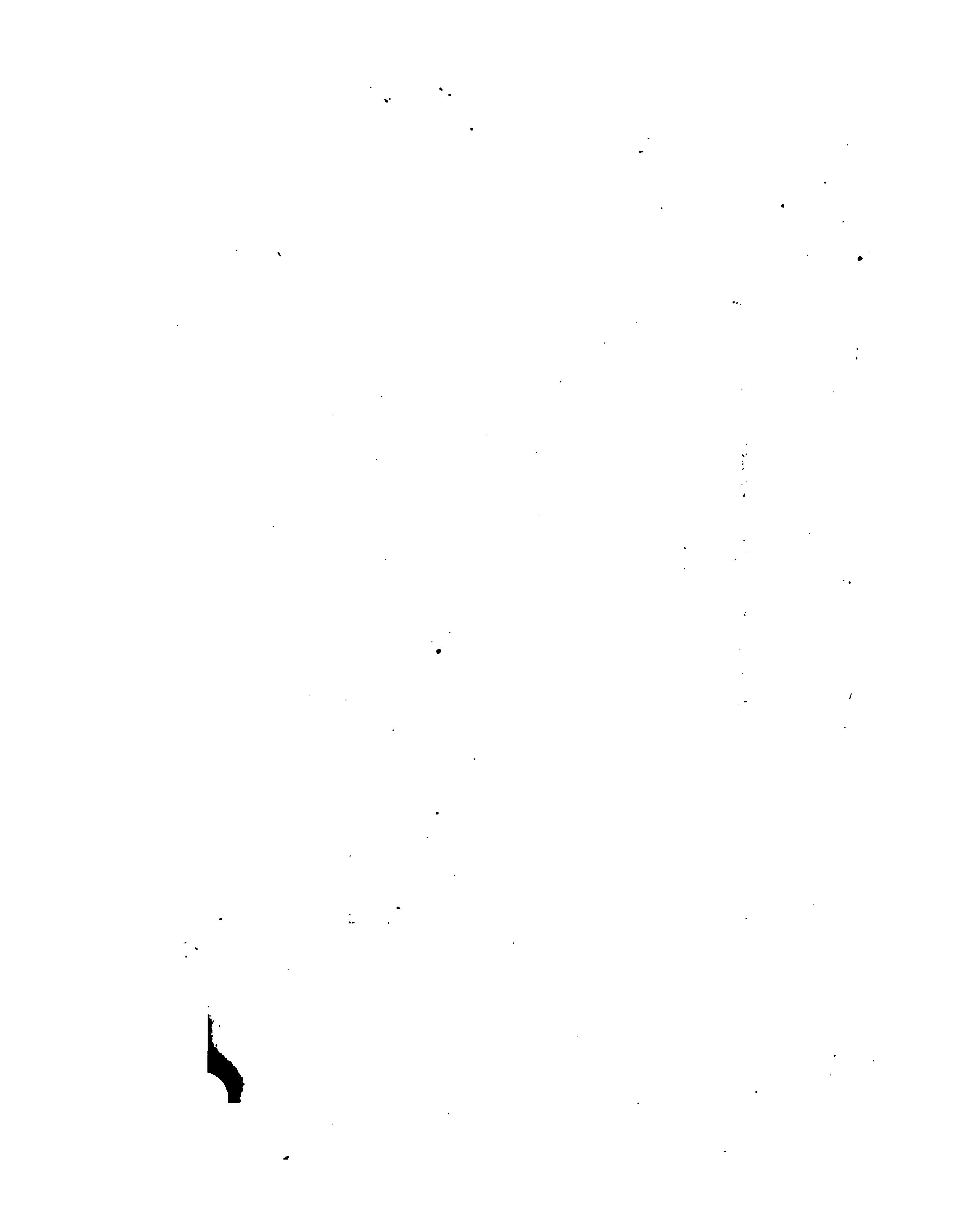
*) Erstes Buch, Nr. 4.







Wie der kleine Ödipus zum König Polybos gebracht wird.
(Antike Vase aus Vulci.)



Der Hirt versprach zu gehorchen. Aber als er nun auf dem Gebirge angelangt war, regte sich ihm das Herz bei dem Anblicke des wimmernden unschuldigen Königskindes, das so elendiglich verschmachten oder von wilden Tieren zerrissen werden sollte. Es konnte ja doch wohl am Leben erhalten werden, ohne daß die Eltern darum wußten. Er beredete daher einen andern Hirten, der auf den grasreichen Triften desselben Gebirges die Herden des Königs Polybos von Korinth weidete, daß er das Knäblein nehme und pflege; dann kehrte er, ohne dem Korinthier etwas von des Kindes Herkunft zu sagen, eilig nach Theben zurück und meldete dem Laïos, er habe seinen Auftrag ganz so ausgeführt, wie er befohlen. So zweifelten denn der König und seine Gemahlin nicht daran, daß ihr Kind umgekommen und die Erfüllung des Orakelspruches unmöglich geworden sei, und sie redeten sich die schwere Frevelthat damit aus dem Sinne, daß sie ja ihren Sohn durch den Tod vor dem entsetzlichen Verbrechen des Vatermordes bewahrt hätten.

Unterdessen hatte der korinthische Hirt dem ihm übergebenen Kinde die drückenden Bande von den kleinen Füßen gelöst und heilende Kräuter auf die Wunden gelegt. „Wie der Junge schön und stark ist," sprach er zu sich selber, „und wie er mich so klug aus seinen großen Augen anblickt! Nein, er soll nicht grausam hier sterben: ich trage ihn zu Polybos, meinem Herrn, der wird sich seiner gütig annehmen." Und der Mann machte sich alsbald auf den Weg nach Korinth und brachte das Knäblein dem Könige Polybos. Dieser war kinderlos und betrachtete das fremde Kind, das ihm so unerwartet geschenkt wurde, als eine Gabe der Götter. „Siehe," sprach er zu seiner Gemahlin, „da senden uns die Himmlischen den Sohn und Erben, um den wir so oft sie angefleht." Und König und Königin nahmen den von seinen

Eltern hartherzig Verstoßenen freudig und liebreich auf, nannten ihn wegen der Narben, die an seinen durchstochenen Füßen zurückgeblieben waren, Ödipus d. i. Schwellfuß und erzogen ihn mit elterlicher Sorgfalt und Liebe als ihren eigenen Sohn.

2. Der Vatermord.

So wuchs Ödipus in Korinth zum Jüngling heran; alle Bürger der Stadt ehrten in ihm den Königssohn und Thronfolger; Polybos war ihm ein gütiger Vater, die Königin erwies sich ihm als liebende Mutter; daß beide nicht seine leiblichen Eltern seien, blieb ihm völlig unbekannt.

Da geschah es eines Tages, daß bei einem fröhlichen Gelage ein anderer Jüngling, vom Weine berauscht, Streit anfing und ihm zurief, er wisse nicht einmal, wer sein Vater sei, denn er sei ja gar nicht ein Sohn des Königs Polybos, für den er gelten wolle. Dies Wort überraschte den Ödipus höchlich. Schwer gekränkt von dem Vorwurf, mit bangen Zweifeln im Gemüt, kam er von dem Gelage nach Hause. „Wie?" fragte er sich, „Polybos wäre nicht mein Vater? Ich wäre nicht als der natürliche Erbe seines Thrones geboren? Wer aber bin ich denn selber? Und wer sind meine Eltern? Sind's vielleicht gar Bettler oder Sklaven, deren Kind nur aus Barmherzigkeit von dem gütigen Königspaar aufgenommen ist?" Mit solcherlei Sorgen und Fragen trat er am nächsten Morgen vor den König Polybos und dessen Gemahlin. Diese waren sehr entrüstet über den vorlauten Schwätzer, der durch sein unbedachtes Wort ihren Pflegesohn so beunruhigt hatte. Sie nannten den Ödipus ihr teures Kind, von dem sie nimmer lassen würden, und suchten ihm seine Zweifel auszureden, ohne sie freilich durch

eine ganz klare und bestimmte Antwort völlig zu beseitigen. So dauerte die Unruhe in seinem Herzen fort, ja das Verlangen, volle Gewißheit über seine Herkunft zu erlangen, ergriff ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Er verließ daher Korinth ohne Wissen seiner Pflegeeltern und begab sich nach Delphi, um das Orakel des allwissenden Gottes Apollon wegen seiner Abstammung zu befragen. Die weissagende Priesterin ließ ihn ohne Auskunft über seine Frage, rief ihm aber die grauenvollen Worte zu: „Fliehe deine Heimat, Jüngling! Wenn du dorthin zurückwanderst, so wirst du deinen Vater ermorden und deine Mutter heiraten."

Ödipus schauderte, als er diesen Göttersprüch vernahm. Er konnte bei dem Gebote, seine Heimat zu meiden, nur an Korinth denken, das er für seine Geburtsstadt hielt; mit den Worten: „Vater" und „Mutter" konnten, wie er meinte, nur Polybos und dessen Gemahlin bezeichnet sein, die ihn ja stets ihren Sohn genannt und als Sohn behandelt hatten. Und an diesen liebreichen Eltern sollte er sich bei der Rückkehr in die Heimat so unerhört versündigen? Nein; er beschloß, so schwer es ihn ankam, seine Vaterstadt Korinth und die teuren Eltern nimmer wiederzusehen, damit nicht die furchtbare Gewalt des Verhängnisses ihn zu solch entsetzlichen Freveln fortreißen möchte.

Düsteren Sinnes verließ er Delphi; wohin sollte er sich wenden? Er schlug — warum? wußte er selber nicht — den Weg nach Theben ein. Da kam ihm in einer engen Gebirgsschlucht, durch welche die Straße führte, ein Wagen entgegen, auf welchem ein fremder älterer Mann mit einigen Dienern saß. Der Wagenlenker drängte den Fußwanderer, der in dem schmalen Hohlwege kaum ausweichen konnte, ungestüm auf die Seite, worauf Ödipus, jähzornig, wie er

war, mit seinem Stocke auf ihn losschlug. Nun ergriff der Herr des Wagens den Stachelstab, mit dem man die Pferde anzutreiben pflegte, und hieb dem Ödipus zweimal über den Kopf. Das war dem feurigen Jünglinge zu viel: außer sich vor Wut erwiderte er den Schlag mit solcher Kraft, daß der Alte tot vom Wagensitze herabstürzte. Auch die Diener, welche jetzt auf ihn eindrangen, um ihres Herrn Tod zu rächen, erschlug er alle bis auf einen, dem es gelang, sich aus dem Getümmel in den Wald zu retten.

Hierauf zog Ödipus seines Weges weiter, ohne sich viel Sorge um die vollbrachte Mordthat zu machen; denn er glaubte nur in gerechter Notwehr sein Leben verteidigt zu haben. Wen er erschlagen habe, konnte er nicht ahnen. Der Ermordete aber war kein anderer, als sein eigener Vater, der König Laïos von Theben, der eben auf einer Reise nach Delphi begriffen war. Die Weissagung von dem Vatermorde, welche Vater und Sohn erhalten, und der zu entfliehen sie beide sich alle Mühe gegeben, war also an beiden in Erfüllung gegangen.

3. Ödipus und die Sphinx.

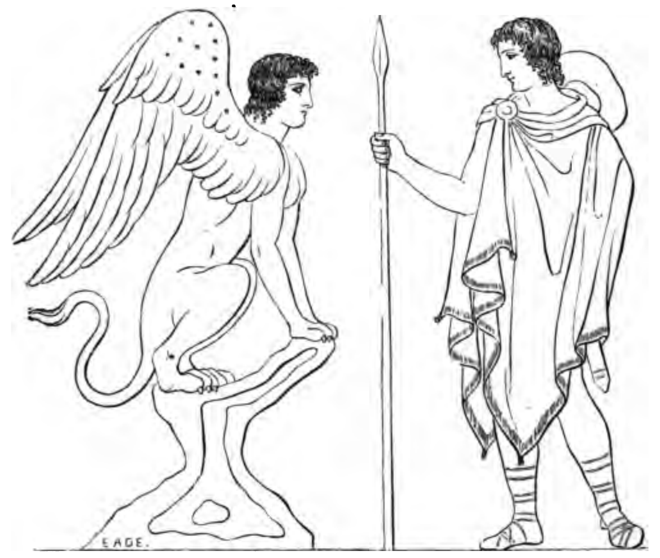
Nicht lange darnach kam Ödipus nach Theben. Hier herrschte damals große Not.

Auf einem Felsen vor der Stadt hatte die sogenannte Sphinx sich gelagert, ein geflügeltes Ungeheuer mit dem Kopfe einer Jungfrau und dem Leibe eines Löwen. Die Thebaner mußten ihr täglich einen Menschen in die Gewalt geben, mit dem sie ein grausames Spiel trieb. Sie legte ihm ein Rätsel vor, und wenn er es nicht löste, so packte sie den Unglücklichen mit den krummen Krallen ihrer Löwenfüße und zerriß ihn. Das Rätsel lautete: „Welches Wesen

geht morgens auf vier, mittags auf zwei und abends auf drei Füßen? Je mehr Füße es bewegt, desto geringer ist seine Kraft und Schnelligkeit." Kein Mensch hatte das bis jetzt erraten können, und das Ungetüm hatte schon zahlreiche Opfer verschlungen. Erst wenn jemand die Rätselfrage löste, sollte das Land von der unerträglichen Plage befreit werden. Aber wo war ein solcher zu finden? Die Thebaner boten für ihre Rettung keinen geringen Preis. Da ihr König Laïos eben auf einer Reise von einem Unbekannten erschlagen worden war und keine Kinder hinterließ, so war der Thron erledigt. Kreon, der Bruder der verwitweten Königin Jokaste, hatte einstweilen die Regierung übernommen. Sein eigener Sohn, der schönste Jüngling von Theben, welcher, voll edler Vaterlandsliebe, die Lösung des Sphinxrätsels versucht, aber verfehlt hatte, war von dem menschenvertilgenden Ungeheuer erwürgt worden. Da ließ Kreon öffentlich ausrufen, wer Theben von der Sphinx erlöse, der solle Krone und Reich des verstorbenen Königs Laïos und die Hand der Königswitwe Jokaste erhalten.

So standen die Dinge, als Ödipus in Theben eintraf. Heimatlos, wie er war, von schreckhaften Weissagungen beunruhigt, hielt er sein Leben nicht für zu kostbar, um es nicht für die Errettung eines schwer bedrängten Volkes und die Erlangung eines glänzenden Königsthrones einzusetzen. So trat er denn kühnen Mutes vor den Felsensitz der Sphinx und fragte nach dem Rätsel. Als sie es ihm vorgesagt, zog er einen Augenblick die Stirn zusammen und dachte nach. Dann glättete sich plötzlich sein Angesicht, und er rief mit glänzenden Augen: „Ich hab's gefunden. Dein Rätsel ist der Mensch: der kriecht am Morgen seines Lebens, als kleines, schwaches Kind, auf allen Vieren; am Mittag d. i. in den Jahren seiner Kraft geht er aufrecht auf seinen

zwei Füßen; am Abend des Lebens aber, wenn das Alter ihn geschwächt und seine Schritte unsicher gemacht hat, greift er zu dem Stabe, der ihm als dritter Fuß dienen muß." Das war die richtige Deutung des Spruches der Sphinx: kaum hatte Ödipus ausgeredet, so stürzte sich die überwundene Menschenwürgerin — so war es ihr vom Schicksal



Ödipus vor der Sphinx.
(Antikes Vasenbild).

verhängt — von der Zinne des Felsens und lag zerschmettert in der Tiefe.

4. König Ödipus.

Kreon und die Bürger von Theben erteilten dem Fremdling, der der Retter ihrer Stadt geworden war, den ausgesetzten Preis: sie riefen ihn jubelnd zu ihrem Könige aus

und gaben ihm die verwitwete Königin Jokaste zur Ehe. So wurde Ödipus, nachdem er den Vater erschlagen hatte, der Gatte seiner eigenen Mutter. Der grausige Orakelspruch war vollständig erfüllt, ohne daß der Unglückliche wußte, welche Verbrechen er begangen. Glaubte er sich doch für glücklich halten zu dürfen, da er, der unbekannte Mann, durch wunderbare Fügung zur Königsherrschaft in der siebenthorigen Kadmosstadt emporgestiegen war und nun alles um ihn her, im Staate wie in seinem Hause, wohl gedieh. Jokaste gebar ihm vier Kinder: die Söhne Eteŏkles und Polyneikes und die Töchter Antigŏne und Ismēne. Seine Unterthanen ehrten und liebten ihn, weil er gerecht und milde regierte und mit weiser Hand den Frieden aufrecht erhielt, der seine Segnungen in reichem Maße über das Land ergoß.

Lange Jahre dauerte dieser glückliche Zustand ungestört. Fast schien es, die Frevel, welche Ödipus ohne Wissen und Willen verübt hatte, würden nimmer ans Licht treten. Aber die heiligen Satzungen der Götter dulden keine Verletzung: der verborgene Greuel, welcher auf dem Königshause lastete, mußte endlich aufgedeckt und gesühnt werden. Daher geschah es auf göttliche Veranstaltung, daß plötzlich Mißwachs und Pestilenz über das thebanische Land kamen. Aus dem heißen Süden her wehte ein versengender Glutwind, unter dessen Gifthauch alle Früchte der Felder und Gärten verwelkten, die Menschen aber, von tödlicher Seuche befallen, hinstarben wie Grashalme unter der Sichel des Schnitters. Kein menschliches Heilmittel half gegen die Wut der entsetzlichen Pest; jammernd zog das Volk durch die Straßen der Stadt und flehte in allen Tempeln unter Opfern und frommen Bußgesängen zu den Göttern um Errettung aus der schweren Trübsal.

Ein Teil der Bewohner suchte in seiner Angst Rat und Hilfe bei dem geliebten und weisen König, den sie für einen

Günstling der Himmlischen hielten. In feierlichem Zuge erschienen, von Priestern geführt, Greise, Jünglinge und Kinder, mit Ölzweigen in den Händen, vor dem königlichen Palaste und scharten sich wie Bittflehende um den Altar des Burghofs. Als Ödipus, von den Klagelauten der Menge gerührt, aus seinem Hause heraustrat, redete der oberste der Priester ihn ehrerbietig an und sprach: „Du weißt, o Herr, welcher Jammer auf uns lastet; du weißt, wie die grausige Pest durch unsere Wohnungen schreitet und zahllose Menschenopfer in die Nacht der Unterwelt hinabsendet. Wie vermag unsere Stadt aus diesem Wogenschwall des Verderbens wieder ihr Haupt zu erheben? Du hast sie einst aus tiefer Not erlöst, du hast sie von dem bösen Zins an die mörderische Sphinx befreit. So hoffen wir denn, daß deine Weisheit auch jetzt einen Ausweg aus der Flut des großen Unheils finden werde."

„Ach, arme Kinder," antwortete Ödipus, „ich leide schwerer als ihr alle. Euch drückt nur das eigene und der Euern Unglück; auf meinem Herzen liegt die Not der ganzen Stadt. Darum habe ich Tag und Nacht unter Thränen nach Rettung aus dem Elend geforscht und endlich, wie ich glaube, den rechten Weg gefunden. Ich habe meinen Schwager Kreon an das Orakel zu Delphi abgesandt, damit er dort Weisung einhole, was zu unser aller Heil geschehen müsse. Mit Verlangen harre ich seiner Rückkehr entgegen."

Kaum hatte Ödipus ausgeredet, so erschien Kreon, von Delphi zurückkehrend, vor der Versammlung und überbrachte den Ausspruch des Orakels: „Der Mord des Königs Laïos lastet als eine schwere Blutschuld auf dem Lande. Der Thäter muß aufgespürt und ausgetrieben oder getötet werden; dann wird die vom Zorne der Götter über Theben verhängte menschenwürgende Pest entweichen."

Ganz ohne Ahnung, wie nahe die Ermordung des Laïos, welche allgemein als die That einer Räuberbande betrachtet wurde, ihn selber angehe, versprach Ödipus, daß er alle Mühe aufbieten werde, die ruchlosen Mörder ausfindig zu machen, und entließ die ihn umringende Menge. Sofort wandte er sich in einer Bekanntmachung an das gesamte thebanische Volk und befahl jedem, der irgend eine Kunde von dem begangenen Verbrechen habe, dies offen und genau anzuzeigen; wer die ihm bekannte Wahrheit verschweige, werde streng bestraft werden. Den Thäter endlich verfluchte er mit furchtbaren Verwünschungen. „Sollte ich selbst,“ fügte er hinzu, „ihn an meinem Herde ernähren, so treffe mich derselbe Fluch.“ Hierauf sandte er — so glaubte er am sichersten dem Mörder auf die Spur zu kommen — sogleich Boten ab, den blinden Seher Teiresias zu holen, der tiefer als irgend ein anderer Sterblicher in das Verborgene zu schauen vermochte*).

Teiresias kam, von der Hand eines Knaben geleitet. Wie ein Gesandter der Gottheit stand der ehrwürdige Greis mit dem ernsten Antlitz, den geschlossenen Augen, dem herabwallenden weißen Bart vor dem auf seine Enthüllungen gespannten Könige. „Ach, Ödipus,“ rief er, die Hände emporhebend, „verlange nicht zu erfahren, was zum wissen dir nicht frommt! Laß mich wieder nach Hause gehen; denn wollte ich reden, so würde es dir selbst zum Unheil ausschlagen.“ Aber der König ließ sich die Weigerung des Sehers nicht gefallen. In seinem Eifer für die Wohlfahrt seines Volkes bat er dringend und immer dringender um Aufschluß, und als der Alte unerbittlich in seinem Schweigen verharrte, fuhr er in heftigem Zorne gegen ihn auf und beschuldigte

*) Zweites Buch I, 1.

ihn geradezu der Mitwissenschaft und Teilnahme an der Ermordung des Laïos.

Länger konnte sich der blinde Seher nicht zurückhalten. „So zwingst du mich denn, verblendeter Mann," sprach er mit bebender Stimme, „dir wider meinen Willen die Wahrheit zu offenbaren. Wisse: du selber bist des Laïos Mörder, den du suchst."

Ödipus war empört über diese Worte, die er in seiner blinden Aufregung für schändliche Verleumdung hielt. Er schalt den Teiresias einen Lügner und listigen Ränkeschmied, der sich mit andern verschworen habe, ihn vom Throne zu stoßen, und wies den Unglückspropheten im höchsten Zorne fort.

Auch seine Gemahlin Jokaste schenkte dem Ausspruche des Teiresias, den Ödipus ihr mitteilte, keinen Glauben. „Sieh nur," sprach sie zu ihrem Gatten, „wie wenig auf Weissagungen zu geben ist. Mein früherer Gemahl hatte in Delphi den Orakelspruch erhalten, daß er durch die Hand seines Sohnes sterben werde. Nun ist aber Laïos auf der Reise in einem Hohlwege von Räubern getötet worden, und unser einziger Sohn ist, wenige Tage nach seiner Geburt, im wilden Gebirge ums Leben gekommen. Du siehst hieraus, wie wertlos die Sehersprüche sind."

Diese Worte der Königin, welche den Ödipus beruhigen sollten, erfüllten ihn mit Angst. Der Hohlweg kam ihm in den Sinn, in welchem er einst den fremden alten Mann erschlagen. Mit steigender Unruhe forschte er weiter nach Zeit und Ort, nach des Ermordeten Gestalt und Aussehen, nach der Zahl seiner Begleiter: alles stimmte. Zuletzt erfuhr er, daß bei dem Morde des Laïos einer der Diener entronnen sei, der den Hergang erzählt habe und jetzt draußen auf dem Lande die königlichen Herden hüte. Ödipus gebot, den Mann herbeizuholen.

Ehe dieser ankam, erschien ein Bote aus Korinth und meldete, daß der König Polybos gestorben wäre und die Bürger der Stadt den Ödipus auf den erledigten Herrscherthron beriefen. Diese Botschaft, welche dem Ödipus neuen Glanz verhieß, schien zugleich die Trüglichkeit der Orakelsprüche von neuem zu erweisen; denn wenn Polybos, welchen Ödipus noch immer für seinen Vater hielt, eines natürlichen Todes gestorben war, so konnte doch die schauerliche Weissagung sich nicht erfüllen, daß Ödipus seines Vaters Mörder werde. Aber dieser Gedanke erwies sich bald als Täuschung. Der Bote aus Korinth war, wie sich herausstellte, kein anderer, als jener Hirt, der einst das neugeborene Knäblein mit den durchstochenen und geschwollenen Füßen dem Könige Polybos überbracht hatte: Polybos war also nicht der leibliche Vater des Ödipus.

Wer aber dieser Vater sei, das konnte jener königliche Diener sagen, den Ödipus von seinen Herden auf dem Lande herbeschieden hatte, um ihn über den Mord des Königs Laïos auszufragen. Als der greise Mann erschien, erkannte der korinthische Bote in ihm sogleich denselben Hirten, der ihm vor Jahren auf dem Kithärongebirge den Knaben eingehändigt hatte. Und der alte Hirt mußte eingestehen, daß dieses Knäblein das Königskind des Laïos und der Jokaste gewesen, das ihm zum Aussetzen übergeben war. Er konnte auch nicht leugnen, daß Ödipus jener Wandersmann sei, der den alten König auf seiner Fahrt nach Delphi in dem Hohlwege erschlagen hatte. Daß eine Räuberhorde den Laïos überfallen, hatte er früher fälschlich ausgesagt, weil er sich schämte zu bekennen, daß ein einziger sie alle überwältigt hatte.

So lag alles am Tage: das grauenhafte Geheimnis, welches so lange Jahre auf dem Geschicke des Ödipus geruht, war aufgedeckt. Jokaste, die Gattin und zugleich die

Mutter des unglücklichen Königs, vermochte die Last des Lebens nicht länger zu tragen: sie gab sich selbst den Tod in ihrer Kammer. Als Ödipus, voll Verzweiflung durch das Haus irrend, Jokasten entseelt an einem Strange hängen sah, schrie er entsetzlich auf und ließ den Strang herab, daß die Leiche sich auf den Boden senkte. Dann riß er aus dem Gewande der Toten eine goldene Spange und stieß sie mit aller Macht in seine Augen, die nicht sahen, was Böses er gelitten und gethan, und die hinfort nimmer wieder ihn selbst, den Vatermörder, den Muttergatten, nimmer wieder andere Menschen, denen vor ihm grauen mußte, nimmer wieder das reine Licht des allerfreuenden Tages sehen sollten. Nacht sollte es um ihn sein, dunkle, ewige Nacht. Darum stach er sich wieder und wieder mit dem spitzen Golde in die Augäpfel, bis sie völlig zerrissen waren und ein Schauer schwarzen Blutes ihm über die Wangen rollte. Dann verlangte er, daß die Pforten des Palastes geöffnet und er hinausgeführt werde, damit das ganze Volk ihn schaue und den Schmach- und Fluchbeladenen verwünsche und steinige oder aus dem Lande ins Elend verstoße.

So sahen die Thebaner die Jammergestalt ihres geblendeten Königs vor sich; aber sie empfingen den unglücklichen Mann, der viel Gutes ihnen gethan und der nun mit eigener Hand so grausam sich gestraft, nicht mit Verwünschungen und Flüchen, sondern mit mitleidsvollen Klagerufen. „O, unser armer, guter König!“ so schallte es ihm aus der Menge entgegen. Gerührt von der innigen Teilnahme seines Volkes, ließ er sich in das Haus zurückführen.

Wie furchtbar hatten die Schicksalsmächte in sein Leben eingegriffen! Bis zu diesem Tage ein angesehener Herrscher, den alle glücklich priesen, der selber im Wahne des Glückes dahinlebte, war Ödipus plötzlich nicht durch irgend eine

neue Verschuldung, sondern nur dadurch, daß Licht auf seine verhüllte Vergangenheit fiel, zum unglückseligsten der Sterblichen geworden.

5. Ödipus auf Kolonos.

Als Ödipus nach der Entdeckung seiner Schuld zuerst vor das thebanische Volk trat, verlangte er dringend, aus dem Lande verbannt zu werden, das er durch seine Frevelthaten entheiligt habe. „Stoßt mich in die Wildnis des Kithäron hinaus," rief er den Bürgern seiner Vaterstadt zu, „damit ich den Tod dort finde, wo ihn die Eltern mir schon bei meiner Geburt bestimmt hatten. Ach, daß ich damals durch des Hirten unseliges Mitleid am Leben erhalten blieb, um nun als ein Verfluchter und Gottverhaßter zu enden!"

Aber seine unbarmherzige Forderung blieb fürs erste unerfüllt: die Strafe, welche der unglückliche König durch die Blendung seiner Augen sich selber auferlegt hatte, schien ja hart genug. Auch die Pest verschwand aus der Stadt, ein Zeichen, daß der Zorn der Götter, der sie gesandt, gewichen war.

So saß der blinde Ödipus lange Zeit im Innern des Königshauses, anfänglich wider seinen Willen dort zurückgehalten, allmählich doch in seinem Gemüte mehr besänftigt und beruhigt und namentlich durch die liebevolle Pflege seiner beiden Töchter wieder stärker an die Heimat gefesselt. Des Augenlichtes verlustig, als völlig hilfloser Verbannter in der Fremde umherzuirren, das war doch allzu gräßlich. Gleichwohl sollte der Arme auch diesem traurigsten Lose nicht entgehen.

Seine beiden Söhne Eteökles und Polyneikes, denen er seinen Schwager Kreon zum Vormunde gesetzt hatte, waren jetzt zu Jünglingen herangewachsen und sollten die Herrschaft über Theben aus Kreons Händen empfangen.

Herzlos und undankbar, voll schnöder Hoffart nur auf den Glanz des Thrones erpicht, mißachteten die Entarteten den unglücklichen Vater und ließen ihm durch Kreon ankündigen, daß das Wohl des Landes seine Verbannung erheische. So mußte der gramgebeugte, frühgealterte Mann ins Elend hinausziehen. Den Bettelstab in der Hand, verließ er den Königspalast, verließ er die Vaterstadt.

Nichts war dem verstoßenen Könige mehr geblieben in der Welt, nichts als Jammer und — die Liebe seiner Töchter. Die edlen Mädchen, so verschieden von den gefühllosen Brüdern, wollten den teuren Vater in die Verbannung begleiten; doch er ließ Ismēne, die jüngere, in Theben zurück, damit sie sein bitteres Los nicht teile. Die ältere Tochter aber, die fromme Antigŏne, konnte sich von ihm nicht trennen. Als treue Führerin und Pflegerin wanderte sie mit dem Blinden unter Regenschauern und Sonnenglut durch Wälder und Einöden, erleichterte ihm durch Unterstützung seiner Schritte und liebreiches Geplauder die Beschwerden des Weges und klopfte für ihn bei den Wohnungen der Menschen an, um die Herzen dem Mitleid zu öffnen. Freilich war es manchmal nur ein dürftiges Almosen, das ihr gereicht wurde; aber sie selbst bedurfte wenig und dachte nur daran, daß der blinde Vater sich sättige; auch Ödipus wurde nach und nach ruhiger und genügsamer: die treueste Tochterliebe milderte ja sein Leiden und goß Trost und Erquickung in sein gramerfülltes Herz.

So schweiften die beiden lange auf mühseliger Irrfahrt umher. Da kamen sie eines Tages nach anstrengender Wanderung in eine anmutige Gegend unweit der Stadt Athen; deutlich sah Antigone in geringer Entfernung die Türme der Stadtburg aufragen. Der Ort selbst, den sie erreicht hatten, hieß Kolōnos. Es war ein Hügel, der

über wohlbewässerten Fluren und blumenreichen Wiesen sanft emporstieg; oben lag ein schattiger Hain von Oliven- und Lorbeerbäumen; üppige Weinreben rankten sich um ihr Geäst, und aus den dichtbelaubten Zweigen sangen Nachtigallen ihre lieblichen Lieder. Der Hain war den Erinyen geweiht, dem furchtbaren Rachegöttinnen, welche die Athener unter dem Namen der Eumeniden d. i. der Huldreichen verehrten, weil die unerbittlichen Rächerinnen der Frevelthaten zugleich als segnende Mächte aller Guten galten. Keines Sterblichen Fuß durfte den heiligen Ort betreten, so sehr auch der stille Friede, der über ihm ausgebreitet lag, jeden Vorüberziehenden einzuladen schien, hier zu rasten. Unbekannt mit dem Namen und der Bestimmung des Haines, ließ Antigone ihren ermüdeten Vater auf einem moosbedeckten Felsen im Schatten der alten Bäume niedersitzen. Eine so erquickende Ruhestätte hatte der rastlos umhergetriebene Verbannte noch nirgends gefunden. Nicht nur seine ermüdeten Glieder durften hier sanft ausruhen, auch in sein kummerbeladenes Herz kehrte ein wunderbarer Friede ein, der das Gefühl des Elends von ihm hinwegnahm. „Wo sind wir?“ fragte er seine neben ihm stehende Tochter. Als diese eben gehen wollte, um nähere Erkundigungen einzuziehen, trat eiligen Schrittes ein Mann aus dem nahe gelegenen Dorfe auf sie zu und forderte den Ödipus auf, sogleich seinen Ruhesitz zu verlassen, weil dieser Ort den Töchtern der Erde und der Nacht, den strengen Eumeniden, geheiligt sei.

„Wie?“ rief Ödipus mit freudigem Erstaunen, „dies ist der Hain der Eumeniden? Nun, so mögen denn die hehren Göttinnen mich, den Schutzflehenden, gnädig aufnehmen; denn nimmer werde ich von diesem Sitze weggehen. Hier soll sich ja — so ist mir geweissagt — mein Geschick erfüllen.“ Der verbannte König erkannte nämlich, daß sich

ein Orakelspruch, den er bald nach dem Beginne seiner Irrfahrt von dem Gotte zu Delphi empfangen hatte, jetzt seiner Erfüllung nahe. „Nach langer Frist,“ hatte der Ausspruch gelautet, „werde Ödipus Erlösung von seinen Leiden finden, wenn er zu dem Orte komme, wo die Eumeniden ihm, den sie so lange verfolgt, eine Zufluchtsstätte gönnten.“ Dieser Ort war jetzt erreicht; die Eumeniden schienen ihm ihre gnadenreiche Nähe zu verkünden. Betend um Erlösung erhob er seine Hände zu den hehren Göttinnen. „So erbarmt euch denn mein, ihr ehrwürdigen Eumeniden,“ flehte er, „gewährt mir endlich die ersehnte Ruhe, die mir nach meinen langen Leiden verheißen ist. Oder habe ich noch immer zu wenig erduldet? Nein, ich erkenne, daß jetzt meines Lebens Ausgang nahe ist; so bescheret mir denn ein sanftes Ende!“

Unterdessen eilte eine ganze Schar von Bürgern aus dem Dorfe herbei, entsetzt über den Fremdling, der es gewagt, das unantastbare Heiligtum der Eumeniden zu betreten. Aber der schutzflehende blinde Greis, der königliche Mann in dem Bettlergewande erschien allen so ehrwürdig und ehrfurchtgebietend, daß keiner wagte, ihn mit Gewalt aus dem geweihten Haine zu vertreiben. Ja, der König von Athen, der hochberühmte Held Theseus, versicherte den edlen Flüchtling, sobald er dessen Ankunft erfahren, seines kräftigen Schutzes. Voll Teilnahme an seinem jammerreichen Geschick, kam er selbst zu ihm, grüßte ihn freundlich und lud ihn ein, mit ihm in die Stadt zu gehen, wo ein gastlicher Herd im Königspalaste ihm bereitet sei. Doch Ödipus wollte, den Weisungen der Gottheit gehorsam, in Kolonos die Stunde seiner Erlösung erwarten. Von Theseus erbat er sich nur die eine Gunst, seinem leidensmüden Leibe ein ehrenvolles Grab zu gewähren. Als ihm die Erfüllung dieser Bitte zugesagt war, fühlte sich der vielgeprüfte Mann von keiner Sorge mehr beschwert.

Auch wurde ihm noch eine unverhoffte Freude gegönnt: er konnte seine jüngere Tochter Ismene noch einmal ans Herz drücken, die voll treuer Kindesliebe sich aus Theben aufgemacht hatte, um den alten Vater in der Verbannung aufzusuchen.

Umgeben von seinen beiden Töchtern und von dem Könige Theseus, harrte nun Ödipus der Vollendung des Geschickes entgegen. Sie erfolgte unter himmlischen Zeichen und Wundern. Die ganze Landschaft hüllte sich plötzlich in dunkles Gewölk; heftige Donnerschläge fuhren zur Erde nieder. „Höret die Stimme der Götter!“ rief Ödipus freudevoll, „sie ruft mich von hinnen.“ Und der blinde, der gramgebeugte Mann erschien wie verwandelt: sein Antlitz verklärte sich, als wäre es von einem Himmelsstrahl übergossen; das Licht schien seinen erloschenen Augen wiedergegeben. „Wohlan, folget mir nach dem Orte, an welchem mir zu sterben bestimmt ist,“ sprach er und ging dann, wie von einer unsichtbaren Götterhand geleitet, mit fester Haltung und sicherem Schritte seinen staunenden Töchtern und dem Theseus als Führer voran in das Dickicht des Eumenidenhaines. Dort, an einem Kreuzweg, befand sich eine mit eherner Schwelle versehene Erdschlucht, welche in das Reich der Unterwelt hinabführte. An dieser Stelle machte Ödipus Halt; ein dumpfer Donner erscholl aus der unterirdischen Tiefe. Erschreckt warfen sich die Jungfrauen zu Boden und umschlangen des Vaters Kniee. Er aber schloß seine Töchter noch einmal liebevoll in die Arme, küßte die Weinenden und sprach: „Liebe Kinder, von jetzt an habt ihr keinen Vater mehr auf der Erde, denn mein Ende ist gekommen; ihr aber werdet leben ohne den, für den ihr so treu gesorgt in seinem Elend und der euch am meisten in dieser Welt geliebt hat. Lebet wohl!“ Dann bat er sie,

den Ort zu verlassen, während eine donnergleiche Götterstimme ertönte: „Auf, Ödipus, säume nicht länger!“ Nur Theseus blieb zurück und schaute das Wunder, durch welches der lebensmüde Dulder von der Erde entrückt ward. Kein Blitzstrahl fuhr auf ihn nieder, kein jäher Sturmwind trug ihn von dannen, sondern in lautloser Stille that sich die dunkle Schwelle der Unterwelt für ihn auf, und ohne Schmerz und Seufzer wurde er, ausgesöhnt mit den strengen Schicksalsmächten, in die ewige Ruhe des heiligen Schattenreiches aufgenommen.

6. Die Sieben gegen Theben.

Mit dem Tode des Ödipus, der nach den furchtbaren Schicksalsschlägen, welche ihn getroffen, endlich fromm und friedlich aus dem Leben geschieden war, wurde das auf dem Königshause zu Theben lastende Unheil nicht hinweggenommen. Bei seiner Verstoßung aus der Heimat hatte der alte König über seine beiden entarteten Söhne Eteokles und Polyneikes, die den blinden Vater erbarmungslos ins Elend getrieben, einen schrecklichen Fluch verhängt. „Der Götter Rache wird bald über euch kommen,“ hatte er ihnen zugerufen, „im Streite um die Herrschaft werdet ihr euch gegenseitig mit dem Schwerte morden.“

Um einem solchen Streite auszuweichen und der Erfüllung des Vaterfluches zu entgehen, hatten die geängstigten Brüder anfangs die Absicht, den erledigten Thron ganz ihrem Oheim Kreon zu überlassen. Bald aber gewann doch das Verlangen nach der Königswürde die Oberhand in ihnen, und sie kamen nun überein, Jahr um Jahr abwechselnd die Herrschaft zu führen. Zuerst wurde Eteokles König. Dieser verletzte alsbald den Vertrag. Ehe noch

das Jahr zu Ende war, nach dessen Ablauf er dem Polyneikes den Thron übergeben sollte, vertrieb er, um in ununterbrochenem Besitze der Herrschergewalt zu bleiben, den Bruder aus dem Lande.

Polyneikes floh nach der Stadt Argos im Peloponnes, wo der König Adrastos herrschte. Es war spät am Abend, als er vor dem Palaste des Königs ankam; gleichzeitig mit ihm traf ein anderer Flüchtling dort ein mit Namen Tydeus, ein Sohn des Königs Öneus von Kalydon*). Der hatte, weil er einen Verwandten auf der Jagd getötet, seine Heimat verlassen müssen und suchte nun ebenfalls Aufnahme bei Adrastos. In der Dunkelheit der Nacht gerieten die beiden Jünglinge in Streit und zogen die Schwerter gegen einander. Der König hörte drinnen im Palaste das Waffengeklirr und eilte, von Fackelträgern begleitet, herbei, um die Streitenden zu trennen. Als er vor ihnen stand und sah, daß Polyneikes auf seinem Schilde ein ehernes Löwenhaupt als Abzeichen trug, Tydeus einen Eberkopf, fiel ihm ein Orakel ein, das er vor einiger Zeit erhalten, aber nicht verstanden hatte. „Gieb von deinen beiden Töchtern die eine einem Löwen, die andere einem Eber zum Weibe," hatte der seltsame Göttersprüch gelautet. Adrastos erkannte jetzt, daß mit den Tiernamen die beiden fremden Jünglinge gemeint waren, nahm sie freundlich auf und vermählte sie mit seinen Töchtern. Zugleich versprach er seinen Schwiegersöhnen, sie in ihre Heimat zurückzuführen und in ihre Rechte wieder einzusetzen.

Zuerst sollte dem vertriebenen Polyneikes der ihm gebührende Thron von Theben erobert werden. Adrastos ver-

---

*) Öneus war auch, wie oben (Erstes Buch, Nr. 11 und Zweites Buch I, Nr. 13) erwähnt ist, der Vater des Meleagros, der den kalydonischen Eber erlegte, und der Deïanira, der Gattin des Herakles.

sammelte zu dem Feldzuge sein Kriegsvolk und lud die vornehmsten Fürsten des Landes ein, mit ihrer streitbaren Mannschaft an der Heerfahrt teilzunehmen. Es waren außer dem Könige und seinen beiden Schwiegersöhnen vier, im ganzen also sieben Helden mit siebenfacher Schar, die sich gegen die siebenthorige Kadmosstadt verbanden; man nennt sie die Sieben gegen Theben. Einer derselben, Amphiaräos, der Schwager des Adrastos, hatte anfänglich seine Teilnahme verweigert und auch die andern von dem Unternehmen abgemahnt, weil er als Seher, der die zukünftigen Dinge erkannte, den unglücklichen Ausgang des Krieges voraussah. Aber die kampfbegierigen Helden ließen sich von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen; da sie jedoch ohne einen so klugen und tapferen Mann, wie Amphiaraos war, nicht ins Feld zu ziehen wagten, so suchten sie ihn durch List für den Heereszug zu gewinnen.

Amphiaraos hatte gelobt, sich der Entscheidung seiner Gattin Eriphyle, einer Schwester des Königs Adrastos, zu unterwerfen. Nun hatte Polyneikes bei seiner Flucht aus der Heimat das prachtvolle goldene Halsband mitgenommen, welches einst die Gemahlin des Kadmos von den Göttern als Hochzeitsgeschenk*) erhalten und alle folgenden Königinnen von Theben als kostbarsten Schmuck getragen hatten. Da er wußte, daß Eriphyle nach dem vielbewunderten Geschmeide heftiges Verlangen trug, so bot er dem eitlen Weibe das Halsband zum Geschenk, wenn sie ihren Gemahl auffordere, sich dem Kriegszuge anzuschließen. Und siehe, Eriphyle ließ sich bestechen und sandte treulos den Gatten in den verhängnisvollen Kampf; denn Amphiaraos fügte sich, wie er versprochen, ihrer Entscheidung und erklärte den Helden

*) Erstes Buch, Nr. 4.

seinen Beitritt zu der Heerfahrt, obwohl er wußte, daß er nimmer lebendig in die Heimat zurückkehren werde.

Nun rüsteten sich die sieben Fürsten mit ihren Scharen, und bald zog unter dem Oberbefehle des Adrastos eine zahlreiche, stattliche Streitmacht aus den Thoren von Argos, alle Helden voll freudiger Siegeshoffnung bis auf den einzigen Amphiaraos, dessen trüber Weissagung keiner Glauben schenkte.

7. Die Belagerung von Theben.

Als die Heerhaufen der Sieben in die Nähe von Theben kamen, schlugen sie unter den Mauern der Stadt ein Lager auf, und das ganze Feld ringsum blitzte von den blanken Waffen der wohlgerüsteten Krieger. Vor jedem der sieben Thore stand die Schar eines der Helden und bereitete sich zum Angriff.

Doch so groß die Gefahr war, die Thebaner verloren den Mut nicht; denn ihr König Eteökles hatte mit Eifer alle Vorbereitungen zu einer hartnäckigen Verteidigung getroffen. Der siebenfachen Feindesschar stellte er sieben Heerhaufen unter tapferen Hauptleuten an den wohlversperrten Pforten der Stadtmauer entgegen; er selbst führte den Oberbefehl über die gesamte Mannschaft. „Seid nicht bange vor der Menge der Feinde!“ rief er seinen Mitbürgern zu. „Ihr alle, vom kaum erwachsenen Jünglinge bis zum Manne mit ergrautem Haar, verteidigt die geliebte Vaterstadt, die uns ja als treue Mutter von Kindesbeinen an gepflegt und zu wackeren Bürgern aufgezogen hat; verteidigt die Tempel und Altäre unserer Götter; schützt eure Väter, eure Weiber und Kinder! Auf jetzt, ihr Krieger, da uns das Feindesheer mit einem Sturme bedroht, eilet auf die Mauern und auf die Türme der Thore; besetzt die Brustwehren und Zinnen und

seid nicht bang vor der Menge des fremden Volkes! Die Götter werden alles zum besten wenden."

Während Eteokles mit solchen Worten den Mut seiner Thebaner anfeuerte, ließ sein Oheim Kreon, der ihn bei den Anordnungen zur Verteidigung der Stadt unterstützte, den greisen Seher Teiresias in den Königspalast rufen, um ihn über den Ausgang des Kampfes zu befragen. Der blinde Prophet sprach: „Die Söhne des Ödipus haben sich an ihrem Vater schwer vergangen und bringen nun bitteren Jammer über ihr Heimatland. Sie selber werden fallen, einer von des andern Hand. Für die Stadt aber giebt es nur eine Rettung. An der Stelle, wo einst Kadmos, der Erbauer und erste König dieser Stadt, den Drachen des Kriegsgottes Ares erschlagen*), muß der noch immer auf den Kadmossöhnen lastende Groll des Gottes durch Menschenblut gestillt werden: der jüngste Sprößling des Königshauses muß sein Leben opfern, wenn Ares dem hartbedrängten Theben im Kampfe zur Seite stehen und Errettung aus dem Verderben gewähren soll."

Kreon entsetzte sich über die grausame Forderung, denn sie verlangte das härteste von ihm: den Tod seines eigenen jugendlichen Sohnes Menökeus. „Es ist unmöglich, es ist wider die Natur," rief er verzweiflungsvoll, „ich kann mein teures Kind nicht hinschlachten."

Aber der hochherzige Jüngling, der den Spruch des Propheten mit angehört, war sogleich entschlossen, für sein Vaterland zu sterben. „Wie sollt' ich," sprach er, „feige meines Lebens schonen, während die andern Söhne der Thebaner, ohne zu zittern, mit Schwert und Speer in Kampf und Tod gehen! Und doch vermag ihr kühner Mut nicht die Stadt aus ihrer Not zu befreien; mir aber ist ver-

*) Erstes Buch, Nr. 4.

heißen, Theben durch das Opfer meines Lebens vom Untergange zu erretten. Wohlan, ich weihe freudig mein Leben dir zum Geschenke, mein Vaterland; du hast es mir gegeben, du kannst es fordern." Und ohne zu zögern, eilte er zu den Zinnen der Königsburg hinauf, an die Stelle über der tiefen dunklen Kluft, wo einst der Drache gelagert war. Hier durchbohrte er sich die Brust mit einem Schwertstoße und stürzte tot in die Drachenhöhle hinab.

Es konnte nicht fehlen, daß diese staunenswerte That des jungen Helden die Herzen aller Thebaner mächtig hob und mit feuriger Kampflust erfüllte, als nun die entscheidende Schlacht erfolgte. Schon rückten unter brausendem Kriegsgeschrei die Scharen der Belagerer zum Sturme auf die Stadt los. Ein Hagel von Pfeilen, Wurfspießen und Steinen empfing sie von den Mauern und Türmen her. Zahlreich sanken die Stürmenden nieder: ganze Reihen von Erschlagenen deckten die Erde, und Bäche von Blut ergossen sich über den zerstampften Boden.

Da stürzte plötzlich, wie ein rasender Wirbelwind, einer der sieben Fürsten auf eins der verriegelten Thore und schrie wütend nach Äxten, um es in den Grund zu hauen. Aber der ihm entgegenstehende Thebanerheld riß einen ungeheuren Steinblock von der Mauerzinne los und zerschmetterte dem wilden Stürmer das Haupt.

Furchtbarer noch war das Geschick eines andern der sieben angreifenden Helden, des gewaltigen, trotzigen Kapäneus. Auf seinem Schilde war ein Riese abgebildet, welcher eine ganze Stadt, die er aus der Erde emporgerissen, auf den Schultern trug. „Mag es der Wille der Götter sein oder nicht," drohte Kapäneus voll vermessenen Übermutes, „ich werde Theben von Grund aus zerstören. Auch wenn der zürnende Zeus mit seinem Wetter drein schlägt, ich achte

daß die Eisenspitzen wirkungslos abprallten. Nun spähten sie mit furchtbar scharfen Blicken über die Schildränder, einer nach dem Gesichte des andern, ob sich keine Blöße entdecken ließe; aber beide hielten sich eine Zeit lang gleich vorsichtig, bis Eteokles, an einen Stein stoßend, das Bein unter dem Schilde hervorstreckte. Sofort sprang Polyneikes heran und bohrte seinen Speer dem Bruder durch den Schenkel. Laut jauchzte das Heer, das aus Argos gekommen war, und glaubte den Sieg schon errungen. Aber der verwundete Eteokles war zum Weiterkampfe noch kühn und kräftig genug. Eben sah er die Schulter des Bruders ungeschützt; da entsandte er rasch seinen Speer und traf auch den Gegner; doch an dem harten Panzer brach dem Speere die Spitze ab. So der Lanze beraubt, mußte Eteokles zurückweichen. Da hob er einen mächtigen Feldstein vom Boden auf und schleuderte ihn auf den Speer des Bruders, daß der Schaft mitten entzwei brach.

Jetzt war der Kampf wieder gleich: beide Streiter hatten keine Lanzen mehr. Sofort rissen sie die Schwerter aus der Scheide und rückten, Schild an Schild gedrängt, einander ganz nahe auf den Leib. Um den Sieg zu erlangen, bediente sich Eteokles einer List. Er zog sich, den Leib sorgfältig mit dem Schilde gedeckt, nach hinten auf seinen linken Fuß zurück, sprang dann mit dem rechten Fuße rasch wieder vor und stieß dem Bruder, der auf diese Kampfweise nicht gefaßt war, das Schwert durch den Leib bis in den Rückgrat. Krampfhaft bog sich Polyneikes auf die Seite und sank bluttriefend in den Staub. Eteokles, der schon gesiegt zu haben glaubte, warf sein Schwert beiseite und stürzte sich auf den Gefallenen, um ihm die Rüstung auszuziehen; aber Polyneikes, der sein Schwert noch fest in der Hand hielt, nahm seine letzte Kraft zusammen und bohrte dem über

ihn gebeugten Eteokles das Eisen tief in die Brust, daß er sterbend niederfiel. So hauchten dicht neben einander die beiden Söhne des Ödipus in grauenvollem Wechselmorde ihr Leben aus: der Fluch des Vaters hatte sich an ihnen erfüllt.

Aber die blutigen Kämpfe der beiden Heere waren auch jetzt noch nicht zu Ende. Die Thebaner schrieben dem Eteokles den Sieg zu, weil er den ersten tödlichen Streich ausgeteilt hatte; die Feinde priesen den Polyneikes als Sieger, weil er zuerst den Gegner mit der Lanze verwundet hatte. Immer lauter wurde der Hader, und bald griffen beide Teile wieder zu den Waffen. Die Thebaner errangen einen großen Sieg: unter furchtbarem Blutvergießen wurde das ganze Feindesheer vernichtet. Von den sieben Fürsten, die von Argos gen Theben ausgezogen waren, rettete der einzige Adrastos durch die Schnelligkeit seines schwarzmähnigen Streitrosses das Leben.

9. Antigone.

In Theben kam nach dem Tode der beiden Söhne des Ödipus die Herrschaft an ihren Oheim Kreon. Dieser ließ den König Eteokles, weil er für die Verteidigung der Stadt gefallen, ehrenvoll bestatten; der Leiche des Polyneikes aber versagte er diese Ehre, weil er fremdes Kriegsvolk in das Land geführt und seine Vaterstadt mit Zerstörung bedroht habe. Unbegraben und unbeweint — so ließ Kreon durch Herolde öffentlich ausrufen — sollte der Leichnam des Verfluchten auf dem Felde liegen bleiben, den Raubvögeln und Hunden zum Fraße; wer ihn hinwegnähme, um ihn zu bestatten, sollte vor aller Augen den Tod der Steinigung erleiden.

Dieses grausame Gebot des Königs vernahm Antigŏne, die Schwester des gefallenen Brüderpaares, mit tiefem Entsetzen. Die edle Jungfrau war, nachdem sie voll

frommer Kindesliebe den blinden Vater ins Elend der Verbannung begleitet und bis zu seinem Tode ausharrend treu gepflegt, nach Theben heimgekehrt, ohne das Verderben vom Haupte der hadernden Brüder abwenden zu können. War der Eltern Unglück, war der Brüder jammervolles Ende nicht schon des bittersten Leides genug? Daß der arme Polyneikes, so schwer er sich vergangen, noch nach dem Tode schmählich mißhandelt, daß seinem Leibe die Ruhe des Grabes, seiner Seele der Eingang in das Schattenreich nicht gegönnt werden sollte, das konnte Antigones treues Schwesternherz nimmer dulden. Die unwandelbaren Satzungen der unsterblichen Götter galten ihr höher, als Kreons willkürliches Machtgebot. So eilte sie denn, ihr Leben kühn daransetzend, zu der Stätte, wo der erschlagene Polyneikes lag, bedeckte die Leiche des Bruders mit trockener Erde und goß aus ehernem Kruge die Totenspende, wie es die altgeheiligte Sitte erheischte. Doch sie wurde von den Wächtern, die Kreon in der Nähe des Leichnams aufgestellt hatte, ergriffen und vor den zornigen Herrscher geschleppt.

„Ich habe die That vollbracht," bekannte sie furchtlos. „Die Liebe zu dem Bruder hat mich dazu gedrängt; ich habe nur gethan, was ich nicht lassen konnte, und bin den heiligen Gesetzen der Götter gefolgt, die von Ewigkeit her bestehen und auf ewig gelten. Mein Leben darzubringen, fällt mir nicht schwer, so jung ich auch bin. Denn wessen Dasein so voll Leides ist wie das meine, wie sollte der den Tod nicht für Gewinn achten? Darum schmerzt mich das Los nicht, das mich erwartet; doch meinen leiblichen Bruder unbestattet zu lassen, das würde mir unerträglich qualvoll sein."

Diese Worte waren nicht dazu angethan, den harten Sinn des Königs Kreon zu mildern. Daß die stolze Jungfrau ihre That nicht bereute, daß sie, die kecke Übertreterin

seines Gebots, ihn nicht um Vergebung anflehte, das verdroß ihn nur um so heftiger. „Sie rühmt sich ihres Ungehorsams noch, die Trotzige!“ rief er unwillig aus. „Wahrlich, ist sie auch meiner Schwester Kind und meines Sohnes Braut, so soll sie doch dem allerschlimmsten Lose nicht entgehen. Hat sie sich doch des ruchlosen Frevlers gegen das Vaterland, des hassenswerten Polyneikes, angenommen und ihn dem wackern Eteokles gleichgeachtet, der die Vaterstadt verteidigte.“

„Sie sind beide meine Brüder,“ versetzte Antigone, „und der Tod versöhnt den Haß. Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“

„Nun, so gehe denn in die Unterwelt hinab,“ höhnte Kreon, „und liebe da drunten deine Toten, wenn du lieben mußt. Hier aber darf, so lange ich lebe, kein Weib sich meinem Willen widersetzen.“ Und er ließ durch seine Diener die Jungfrau zu strengem Gewahrsam in das Innere des Palastes abführen.

Jetzt trat Kreons Sohn Hämon, Antigones Verlobter, vor den Vater und legte mit ebenso bescheidenen als dringenden Worten Fürbitte ein für seine bedrohte Braut. „Ach, Vater,“ sprach er, „die ganze Stadt beklagt im Geheimen das Geschick der königlichen Jungfrau, die für die herrlichste Liebesthat so schmachvollen Tod erleiden soll. Höre doch auf die Stimme deines Volkes, lieber Vater, und wolle nicht allein weise sein! Auch der feste und kluge Mann muß sich von andern raten lassen und darf den Bogen nicht zu straff anspannen. Bleibt doch der Baum am angeschwollenen Waldstrome, welcher der Gewalt des Wassers nachgiebt, unversehrt stehen, während der starrend widerstrebende von den Wellen aus den Wurzeln gerissen wird.“

Aber Kreons Herz war verstockt. „Wie,“ rief er zornig, „der Knabe erkühnt sich, mir, dem erfahrenen Manne, Lehren

erteilen zu wollen? Nein, nimmer soll er seine Braut, die meinen königlichen Befehl trotzig mißachtet, von dem Tode erretten. Draußen vor der Stadt soll sie lebendigen Leibes in einem einsamen Felsengrabe eingemauert werden und des Hungertodes sterben."

„Dann werden deine Augen mich nimmer wieder erblicken," schrie Hämon dem erbarmungslosen Vater entgegen und rannte, außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, von dannen.

Kaum hatte sich der Jüngling entfernt, so wurde Antigone aus dem Palaste geführt und öffentlich vor allem Volke nach dem ihr bestimmten Grabgewölbe geleitet.

So frühzeitig, in der Blüte der Jugend, von der lieben Vaterstadt, aus dem Lande der Lebendigen zu scheiden, um die heiligen Strahlen der Sonne nimmer wieder zu schauen, so schmachvoll als eine Missethäterin ausgestoßen in die lichtlose Welt der Toten hinabzusteigen, das that dem zarten Herzen der Jungfrau jetzt doch wehe, und nur der Gedanke, die vorangegangenen teuren Ihrigen im Schattenreiche wiederzufinden, stärkte ihr den Mut. „Lieb komme ich ja," so tröstete sie sich, „lieb komme ich dem Vater, lieb der Mutter und lieb auch dir, meinem armen Bruder, dem ich die Totenspende dargebracht, um nun für meinen frommen Dienst den Lohn des Verbrechers zu ernten." Unter Anrufung der unterirdischen Götter ließ sie sich dann in die Grabeshöhle einschließen.

Bald darauf erschien, von der Hand eines Knaben geleitet, der blinde Seher Teiresias vor dem Könige. „Die Opferzeichen sind unheilvoll," sprach er zu Kreon; „sie verkünden, daß die Götter dir zürnen wegen der Schmach, die du dem erschlagenen Polyneikes angethan. Darum folge meinem Rate und schände den Leichnam nicht länger; der Tote gehört den Göttern der Unterwelt und steht nicht mehr in deiner Gewalt."

Aber der halsstarrige Herrscher wollte auch auf das Wort des weisen Sehers nicht hören. Ganz wie einstmals sein unglücklicher Schwager Ödipus, schalt er den Teiresias einen Lügner, der von seinen Feinden mit Gold erkauft sei, um wider ihn aufzutreten. „Selbst wenn die Adler des Zeus den Leib des Polyneikes wegrafften und zu dem Throne des Gottes emportrügen, auch dann noch erhalte ich mein Gebot aufrecht, den toten Vaterlandsverräter nicht im Grabe zu bergen," so rief er in maßloser Selbstverblendung.

„Nun, so höre denn, König," weissagte der gekränkte greise Prophet, „höre, was dir bevorsteht. Ehe noch die Sonne untergeht, wirst du einen Sprößling aus deinem eigenen Blute zum Ersatz für zwei Leichen in den Tod hingeben. Zwiefältig ist ja dein Frevel, indem du den gefallenen Königssohn gottlos den Unterirdischen, denen er gebührt, verweigerst und die lebendige Königstochter grausam aus der Oberwelt zu den Toten hinabgestoßen hast. Darum wirst du dem göttlichen Zorngerichte nicht entgehen: bald, bald wird dein Haus von lautem Weherufe erschallen." Nach diesen Worten ließ sich Teiresias von seinem Knaben nach Hause führen.

Kreon aber war durch die schauerliche Weissagung des Sehers, der noch nie Unwahres verkündet hatte, wie zerschmettert. Sein Starrsinn brach auf einmal zusammen und getrieben von unsäglicher Angst, beeilte er sich, das, was er in trotzigem Mißbrauch seiner Herrschergewalt verfehlt hatte, wieder gut zu machen, damit er dem angedrohten Unheil entrinne. Er selbst begab sich sogleich mit mehreren Dienern nach dem Felde, wo Polyneikes lag, und ließ den Leichnam feierlich verbrennen und über der Asche einen Grabhügel aufschütten; dann eilte er nach Antigones Felsengrab, um die eingeschlossene Jungfrau zu befreien.

Aber so sehr er seine Schritte beschleunigte, er kam zu spät dorthin. Das Gewölbe war erbrochen, aus dem Innern drangen laute Jammertöne. Hämon war insgeheim in die Gruft gedrungen, um das Leben seiner Braut zu retten; allein die Unglückliche gehörte schon dem Leben nicht mehr an: sie hatte sich im Hintergrunde der Höhle in den Schlingen ihres Schleiers aufgehängt, um der Qual des grausigen Hungertodes zu entgehen. Die Arme fest um die teure Tote geschlungen, lag der Jüngling ihr zu Füßen, klagend und stöhnend und des Vaters unselige That bejammernd. Als jetzt Kreon die Grotte betrat und mit flehenden Worten den Sohn beschwor herauszukommen, starrte ihn Hämon, ohne ein Wort zu erwidern, mit wildem Blicke an und riß sein Schwert aus der Scheide; doch zurückschaudernd vor dem Verbrechen des Vatermordes, stieß er sich selber das Eisen in die Brust und sank, noch im Sterben die Braut umarmend, als Leiche neben ihr zu Boden.

Ganz niedergebeugt von Schmerz, kehrte Kreon mit seinen Dienern, welche ihm den toten Sohn voraustrugen, nach Hause zurück. Dort erwartete ihn neues Unglück. Seine Gemahlin hatte die Schreckensbotschaft von ihres Sohnes Selbstmord schon empfangen und sich in der Verzweiflung mit dem Schwerte den Tod gegeben. „Wehe mir, wehe!“ schrie der völlig zermalmte alte König, „das ist die entsetzliche Folge meines Unverstandes, meiner sinnlosen Vermessenheit! Mein einziger Sohn, meine Gattin sind gemordet durch meine Schuld; ich allein bin von den Meinen übrig, ein vernichteter Mann, ein unnützer Thor. O, daß auch mich der Tod bald ereilte!“

Auch das Haus des Ödipus war verödet: von dem ganzen Geschlechte war nur noch Ismene, des Ödipus jüngste Tochter, am Leben; ein unsäglich grauenhafter Tod

hatte der elternlosen Jungfrau in wenigen Tagen alle Geschwister dahingerafft.

10. Der Krieg der Epigonen.

Zehn Jahre nach dem Kriege der Sieben unternahmen die herangewachsenen Söhne der vor Theben gefallenen Helden, die sogenannten Epigonen d. i. Nachkömmlinge, einen neuen Feldzug gegen diese Stadt, um den Tod ihrer Väter zu rächen. Auch der alte König Adrastos von Argos, von den Sieben allein noch übrig, beteiligte sich wieder an dem Kriege; doch hielt er sich für nicht mehr rüstig genug, um den Oberbefehl über das ganze Heer zu führen. Die verbündeten Fürsten befragten daher das Orakel zu Delphi darüber, wen sie zum obersten Führer wählen sollten. Das Orakel verkündete, daß der Kampf siegreich für sie ausgehen werde, wenn sie den Alkmäon, des Amphiaraos Sohn, an die Spitze des Heeres stellten. Also wurde Alkmäon gewählt, und unter seiner Führung zog nun von neuem eine ansehnliche Streitmacht gegen das siebenthorige Theben aus.

Zu den Epigonen, die an der Heerfahrt teilnahmen, gehörte auch Thersandros, des erschlagenen Polyneikes Sohn, der in Argos aufgewachsen war. Die Thebaner standen, seitdem der greise König Kreon gestorben, unter der Herrschaft des Laodämas, eines Sohnes des Eteokles. Ein Jüngling von kühner Sinnesart, wartete dieser den feindlichen Angriff auf die Mauern der Stadt nicht ab, sondern führte kampfbegierig seine Kriegerschar dem heranziehenden Epigonenheere ins freie Feld entgegen. Am Fuße eines Berges unweit Theben kam es zu einer großen Schlacht. Laodämas stritt tapfer und erlegte viele Feinde, unter ihnen auch einen der Führer, den Sohn des Adrastos, mit eigener Hand; aber

alsbald kehrte Alkmäon, der Feldherr der Feinde, seine Waffe gegen ihn und streckte ihn mit einem Speerwurfe in den Staub. Hiermit war der Kampf entschieden: nach dem Tode ihres Königs ergriffen die Thebaner die Flucht und schlossen sich in ihre Stadt ein, welche nun von dem Heere der Epigonen umzingelt ward.

Den führerlosen Belagerten fehlte der Mut zu einer ausdauernden Verteidigung ihrer Mauern. Sie schickten auf den Rat des Sehers Teiresias, der noch immer in Theben lebte, einen Herold an die Führer der Feinde, um sie mit Friedensverhandlungen hinzuhalten und zogen, während unterhandelt wurde, bei dunkler Nacht an einer von den Epigonen nicht besetzten Stelle mit Weibern und Kindern aus der Stadt. Auf der Flucht starb der hundertjährige Teiresias infolge eines Trunkes aus einer kalten Quelle. Das verlassene Theben wurde darauf von dem Heere der Epigonen ohne Schwertstreich eingenommen, ausgeplündert und zum Teil zerstört. Der Thron, welcher einst dem Polyneikes geraubt worden war, um welchen der aus dem Vaterlande Vertriebene so erbittert und doch fruchtlos gekämpft hatte, wurde seinem Sohne Thersandros übergeben, der die verscheuchten Bewohner der Stadt wieder sammelte. Die Epigonen aber, glücklicher als ihre Väter, kehrten alle, bis auf den gefallenen Sohn des Adrastos, mit reicher Kriegsbeute in ihre Heimat zurück.





Viertes Buch.

Der trojanische Krieg.

1. Die Stadt Troja und ihre Könige.

In dem nordwestlichen Küstenlande von Kleinasien, am südlichen Eingange des Hellespontos, herrschte in alter Zeit der König Tros, dessen Volk nach ihm den Namen Troer oder Trojaner erhielt. Von seinen Söhnen überstrahlte Ganymēdes alle sterblichen Jünglinge an Schönheit; er wurde daher von Zeus, der ihn der Erde mißgönnte, auf wunderbare Weise in die Wohnungen der Himmlischen entrückt. Ein Adler, in dessen Gestalt sich der Götterkönig gehüllt, senkte sich auf den Knaben, als er im Gebirge bei den Herden seines Vaters eingeschlummert war, plötzlich hernieder, umfaßte ihn mit seinen Klauen und trug ihn mächtigen Fluges durch die Lüfte zu dem Olympos empor, wo der sterbliche Königssohn, mit unsterblicher Jugendschönheit begabt, das Amt erhielt, als Mundschenk dem Zeus beim Mahle den Becher zu füllen. Um den Vater über den Verlust des entführten Sohnes zu trösten, schenkte Zeus dem Tros ein Gespann göttlicher Rosse, die, nimmer alternd, fortan den köstlichsten Schatz der trojanischen Könige bildeten.

Dem König Tros folgte sein ältester Sohn Ilos in der Herrschaft. Ein Held an Stärke, rasch und kampflustig, kam dieser einst zu den Wettkämpfen, welche der König eines benachbarten Landes veranstaltete, und trug im Ringkampfe über alle den Sieg davon. Er erhielt als Kampfpreis fünfzig Jünglinge und ebensoviele Jungfrauen; dazu gab ihm der König eine buntgefleckte Kuh, und ein Orakelspruch erteilte ihm die Weisung, da, wo das geheiligte Tier sich niederlegen würde, eine Stadt zu erbauen. Ilos folgte der Kuh, die sich auf einem Hügel seines Landes lagerte. Dort, unfern dem Meeresstrande, gründete er die Stadt. Sie wurde nach ihm Ilios genannt, auch führte sie nach seinem Vater Tros und als die Hauptstadt des Trojanerlandes den Namen Troja. Der wichtigste Teil der neuen Stadt war die hochragende Burg, die Ilos ihr zur Schutzwehr und als Sitz ihrer Könige und Schutzgötter anlegte und mit Türmen und Mauern wohl befestigte.

Sein Sohn Laomĕdon, der folgende König, beschloß, die gesamte Stadt mit einer Ringmauer zu umgeben. Zwei Götter, der Meeresbeherrscher Poseidon und Apollon, der Lichtgott, von Zeus dem Laomĕdon zugesandt, vollführten gegen einen ausbedungenen Lohn den mächtigen Bau. Poseidon brach mit gewaltiger Kraft ungeheure Steinblöcke aus dem Felsgebirge los und türmte sie zu einem hohen Walle auf; an andern Stellen setzte Apollon durch die Wundertöne seiner Leier die Steine in Bewegung, daß sie von selbst sich zur Mauer zusammenfügten. So wurde durch göttliche Kraft und Kunst das große Werk in der kurzen Zeit eines Jahres vollendet.

Aber als nun die stattliche Mauer zur Freude aller Trojaner fertig stand, brach der treulose Laomĕdon den Göttern das Wort und verweigerte ihnen den verheißenen Lohn; ja er jagte sie, als sie ihm Vorwürfe machten, mit der

frechen Drohung, sie zu fesseln und schmählich zu verstümmeln, aus dem Lande. Zur Strafe für diesen Frevel sandten die erzürnten Götter großes Unheil über Troja. Apollon erregte eine verheerende Pest; Poseidon ließ aus dem Meere ein entsetzliches Ungeheuer aufsteigen, das weithin das Land verwüstete und alle Menschen und Tiere zerriß und verschlang, die es erreichte. Nur wenn der König seine eigene Tochter Hesiŏne dem Drachen zur Beute aussetzte, sollten, nach dem Spruche weissagender Priester, die unerträglichen Plagen aufhören. „Das ist allzu hart," rief Laomedon, als er die schreckliche Weissagung erhielt; aber die Trojaner erwiderten: „Du trägst durch deinen Wortbruch die Schuld an unserer Not; an dir ist es jetzt, uns daraus zu befreien." So ließ er es denn geschehen, daß sein armes Kind, die schöne Hesione, an das Meeresufer geführt und dort an einen Felsen gebunden wurde, wo ihrer das Schreckenslos harrte, dem Untier in den weitaufgesperrten Rachen zu fallen, sobald es fraßgierig aus den Fluten emportauchte.

Da kam zur rechten Stunde der Held Heräkles auf einer seiner ruhmreichen Wanderfahrten an der trojanischen Küste vorüber.*) Der jammernde Laomedon rief ihn um Hilfe an und versprach ihm für die Rettung der Tochter die unsterblichen Rosse zu geben, welche sein Großvater Tros von Zeus für den in den Olympos entführten Ganymēdes erhalten hatte. Herakles machte sich sogleich zum Kampfe bereit, und als nun das Seeungeheuer aus den Fluten emportauchte, um die Jungfrau zu verschlingen, sprang er ihm mit dem blanken Schwerte in den weit aufgesperrten Rachen und zerschnitt ihm alle Eingeweide im Leibe, bis daß es tot war. Dann stieg er aus dem Bauche des Drachen,

*) Zweites Buch, Seite 76.

wie aus einem Schlunde der Unterwelt, wieder hervor: das Rettungswerk war glücklich vollendet.

Aber der geizige Laomedon betrog jetzt auch den Herakles um den ihm zugesagten Lohn: er hielt unter allerlei listigen und windigen Ausreden die Rosse des Zeus zurück und ließ den Helden, dem er so Großes verdankte, bitter gekränkt abziehen. „Seine Rache ist nicht zu fürchten," dachte er in seinem Übermut. „Was kann er denn mit aller seiner Stärke gegen meine zahlreiche Streitmacht und gegen die unüberwindlichen Mauern meiner Stadt ausrichten?" Doch Herakles drohte ihm bei der Abfahrt: „Sei gewiß, ich werde wiederkommen."

Und in Griechenland angelangt, sammelte er alsbald eine Schar der erlesensten Helden um sich und zog mit einer Flotte von achtzehn Schiffen gegen Troja*). Die Stadt wurde erobert und Laomedon samt seinen Söhnen erschlagen; nur einer derselben blieb übrig, der junge Podarkes, der Kriegsgefangener der Sieger wurde. Die Königstochter Hesiöne schenkte Herakles seinem Freunde Telämon, dem tapfersten seiner Kampfgenossen, zur Gattin. Sie erkaufte ihrem gefangenen Bruder Podarkes die Freiheit, indem sie ihren Schleier vom Haupte nahm und als Lösegeld für ihn hingab. Darum wurde dieser von nun an Priämos genannt d. i. „der Erkaufte".

Nach dem Abzuge der Sieger blieb Priämos im Lande zurück und wurde König von Troja. Unter seiner Regierung erhob sich die Stadt zu neuer Blüte und Macht, und das Königshaus wurde durch die Huld der Götter reich gesegnet. Stattliche Herden von schlanken Fohlen, von Rindern und Schafen weideten dem Priamos auf den Triften des nahen Gebirges, und unaufhörlich mehrten sich die Schätze

---

*) Zweites Buch, Nr. 93.

an kostbarem Gut und Gerät, die er in den Kammern seines glänzenden Palastes häufte. Überschwenglich war der Kindersegen, der ihm zuteil wurde: es erblühten ihm nicht weniger denn fünfzig starke und schöne Söhne und eben so viele liebliche Töchter, und wer den alten König umringt von einer so zahlreichen Nachkommenschaft sah, wie er von allen geehrt auf der stolzen Burg seiner von mächtigen Mauern geschützten Hauptstadt über ein ihm ergebenes, kriegstüchtiges Volk herrschte, der mochte ihn wohl als einen der glücklichsten Sterblichen preisen. Dennoch verließ ihn endlich das Glück: ein zehnjähriger Krieg brachte ihm und seinem Hause grausigen Untergang und legte das hochgetürmte Troja in Schutt und Asche. Paris, einer der Söhne des Priamos, gab den Anlaß zu diesem unheilvollen Kriege.

2. Das Urteil des Paris.

In jener Zeit, da die unsterblichen Götter mit den Sterblichen noch sichtbar verkehrten und mit auserwählten Söhnen und Töchtern der Menschen sich zu innigster Gemeinschaft verbanden, beging der König Peleus im nördlichen Griechenland das Fest seiner Vermählung mit der schönen Meergöttin Thetis. Alle Himmlischen kamen zu der glänzenden Hochzeitfeier und brachten dem Brautpaare köstliche Geschenke. Unsterbliche Jungfrauen, welche das Gefolge der hohen Götter des Olympos bildeten, trugen in goldenen Schalen Ambrosia, die Götterspeise, auf, und füllten goldfunkelnde Becher mit Nektar, dem Göttertranke; andere sangen zu Apollons Seitenspiel wonnevolle Lieder und tanzten heitere Reigen; Himmelsbewohner und menschliche Gäste saßen schmausend an geschmückten Tischen: alle gaben sich seliger Festfreude hin.

Nur eine der Unsterblichen war nicht zu dem Feste geladen, Eris, die Göttin der Zwietracht. Erzürnt über ihre Zurücksetzung, schleuderte sie ungesehen einen goldenen Apfel in den Hochzeitssaal mit der Aufschrift: „der Schönsten". Alsbald entbrannte — so war es die Absicht der rachsüchtigen Eris — ein lebhafter Streit unter den versammelten Olympiern; denn drei Göttinnen zugleich, die königliche Hera, die jungfräuliche Pallas Athēne und die holdselige Aphrodīte erhoben Anspruch auf den Apfel: jede von ihnen behauptete, die schönste zu sein. Zeus, der Götterkönig, den die Streitenden um seinen Richterspruch baten, lehnte es vorsichtig ab, die Frage zu entscheiden: er wies die Göttinnen an einen Sterblichen, den Hirten Paris, der als der schönste der Männer zum Schiedsrichter über die Schönheit wohl berufen sei. Zugleich übergab er den Apfel seinem raschen Diener, dem Götterboten Hermes, und befahl ihm, die drei göttlichen Frauen nach dem grünen Weideplatze des schönen Hirten im trojanischen Lande zu geleiten.

Paris war ein Sohn des Königs Priamos von Troja und seiner Gemahlin Hekăbe (Hecŭba). Aber die Eltern hatten ihn als neugebornes Knäblein verstoßen, weil ein Traumgesicht sie ängstigte, das kurz vor seiner Geburt der Hekăbe erschienen war. Der Königin träumte nämlich, von ihr gehe eine lodernde Fackel aus, welche die ganze Stadt Troja in Flammen setze und zu Asche verbrenne. Sie erzählte den Traum ihrem Gemahl Priamos, der darüber einen Wahrsager befragte. Der Traumdeuter sprach: „Die Fackel, welche von Hekăbe ausstrahlt, ist der Sohn, den sie dir schenken wird; bleibt dieser am Leben, so wird er deinem Reiche den Untergang bereiten". Kaum war daher der Knabe geboren, so übergab ihn der erschrockene Vater einem der

Sklaven, welche auf dem nahe gelegenen Idagebirge die königlichen Herden weideten, mit dem Auftrage, das Kind in der Wildnis auszusetzen. Der Sklave that nach des Königs Be-



Paris.
(Antikes Vasenbild.)

fehl; aber siehe, eine Bärin säugte das verlassene Knäblein, und als der Knecht nach fünf Tagen wieder an die Stelle kam, fand er es noch lebendig und gesund. Da nahm er

das Kind mitleidig auf, trug es in seine Hütte und erzog es an Sohnes Statt. So wuchs der Knabe, der den Namen Paris erhielt, unter den Hirten zum Jünglinge heran. An Schönheit kam keiner ihm gleich. Dabei besaß er große Körperkraft, und weil er mit tapferer Hand Hirten und Herden gegen Räuber und wilde Tiere schützte, wurde er auch Alexandros d. i. „Männerverteidiger“ genannt.

Eines Tages, als er an einer grasreichen Stelle des waldigen Idaberges im Schatten hoher Tannen und Eichen einsam seine Herde weidete, wurde er plötzlich von einer wunderbaren Erscheinung überrascht. Unter der Führung des Hermes, den er an dem goldenen Heroldsstabe in der Hand und den Flügeln an seinen Füßen sogleich als den Götterboten erkannte, traten die von Zeus gesandten drei hohen Göttinnen zu ihm heran, und der hehre Glanz, der die Unsterblichen umfloß, erfüllte den Hirtenjüngling mit Staunen und Schrecken. Doch Hermes beruhigte ihn, indem er ihm den goldenen Apfel in die Hand legte und mit freundlichen Worten das Verlangen der himmlischen Frauen kundgab. Dann entschwand der Gott, auf seinen Fittichen sich erhebend, den Augen des Jünglings.

Die stolzeste aber der drei Göttinnen, die dem Paris zunächst stand, begann jetzt, indem sie den jungen Schiedsrichter huldvoll anblickte: „Ich bin Hera, die Himmelskönigin, des Zeus Gemahlin, der an Herrlichkeit keine andere gleicht; dich aber, den Hirten, werde ich, so du den goldenen Apfel mir zuerkennst, zum mächtigen Könige und Gebieter über Asien und Europa erheben.“

Die zweite Göttin sprach: „Ich bin Pallas Athene, des Zeus liebste Tochter, die Spenderin der Weisheit und unvergänglichen Kriegsruhmes; gewährst du mir den Preis, so sollst du als weiser Held und unbezwinglicher Kriegsmann unter den Sterblichen hervorglänzen.“

Mit holdseligem Auge schaute dann die dritte der Himmlischen den Paris an und sprach, ihm lächelnd die Hand reichend: „Ich bin die Göttin Aphrodite und biete dir, du schöner Jüngling, von allen das beste Geschenk, das du nicht erst, wie die Gaben der beiden andern Göttinnen, durch große Kämpfe und Gefahren zu erringen haben wirst. Ich gebe dir den köstlichsten Schatz, der nur dem herrlichsten der Männer gebührt, das schönste Weib der Erde als Gattin." Dieser Schmeichelrede konnte Paris nicht widerstehen: hingerissen von Aphrodites lockenden Worten, reichte er ihr den goldenen Apfel.

Dies Urteil des Paris war von den wichtigsten Folgen. Nicht allein sich selbst zog der trojanische Hirt durch seine Entscheidung Heras und Athenes unversöhnlichen Haß zu, sondern das ganze Haus und Reich des Priamos sollten die den beiden mächtigen Göttinnen widerfahrene Zurücksetzung schwer zu büßen haben. Freilich gaben die Zürnenden dem gehaßten Jünglinge nicht sogleich ihren Unwillen zu fühlen, und es dauerte noch manches Jahr, bis die Weissagung von dem Fackelbrande, der Troja in Asche legen sollte, zur Erfüllung kam.

Zunächst schien Paris vom Glücke begünstigt: er fand seine königlichen Eltern wieder. Eines Tages nämlich veranstaltete der König Priamos festliche Kampfspiele und setzte zum Preise für den Sieger einen Stier aus, den er aus seinen Herden auf dem Ida holen ließ. Nun traf es sich, daß gerade der Lieblingsstier des Paris ausgewählt wurde. Um sich, wenn möglich, den Besitz desselben zu retten, ging daher der junge Hirt selbst nach der Stadt Troja, nahm an dem Wettkampfe teil und besiegte darin alle seine Mitkämpfer. Zornig über den Sieg des Fremdlings, zückte einer der überwundenen Söhne des Priamos das Schwert wider ihn; doch

Paris floh in den nahen Tempel des Zeus und suchte Schutz am Altare des Gottes. Dort erblickte ihn des Königs Tochter, die Wahrsagerin Kassandra, und ihr Seherblick erkannte in ihm den ausgesetzten Bruder. Sie brachte ihn zu den Eltern, die voll Staunens den längst Totgeglaubten durch der Götter Fügung wunderbar gerettet sahen. Wie aber nun? Bestand mit seiner Erhaltung am Leben die bei seiner Geburt verkündete schreckhafte Weissagung noch immer fort? Sicherlich schien von dem Jüngling weit eher Gefahr zu fürchten, wenn er durch unverdiente Abweisung mit Zorn und verderblichen Rachegedanken gegen die Seinen erfüllt wurde, als wenn er, liebreich in das väterliche Haus zurückgeführt, das Glück und die Ehren des Königssohnes genoß. Priamos nahm daher den schönen Hirtenjüngling als seinen Sohn auf, und Paris wurde von den einsamen Weideplätzen des Idagebirges in den stolzen Königspalast von Troja versetzt.

3. Der Raub der Helena.

Bald darauf geschah es, daß Paris, um als Gesandter einen Auftrag seines Vaters Priamos auszurichten, über das Meer nach Griechenland fuhr. Er kam, von Aphrodite geleitet, nach Sparta zu dem Könige Menelāos, und hier sah er des Königs Gemahlin Helĕna, die schönste Frau der Erde, die ihm die Göttin zum Lohne für seinen Urteilsspruch zugesagt hatte.

Eine Tochter des Zeus und der Königin Leda, eine Schwester des herrlichen Brüderpaares Kastor und Pollux*), hatte Helena als Jungfrau durch den Glanz ihrer wunderbaren Schönheit eine Menge Freier herbei-

*) Seite 133 u. 142.

gezogen: die edelsten Fürstensöhne von ganz Griechenland bewarben sich um ihre Hand. Da fürchtete ihr Stiefvater, der König Tyndarĕos von Sparta, wenn er einen dieser Jünglinge zum Gatten seiner Tochter erwähle, alle andern sich und seinem Eidam zu Feinden zu machen. Aus dieser



Wie Paris die Helena in sein Schiff nötigt.
(Antikes Relief des Lateranmuseums in Rom.)

Not half ihm der kluge Odysseus von Ithăka, der sich auch unter Helenas Bewerbern befand. Auf seinen Rat ließ der König die Freier einen feierlichen Eid schwören, demjenigen Fürsten, welchem er Helena zur Gattin geben

würde, gegen jeden, der ihn etwa um ihretwillen anfeinden möchte, Beistand zu leisten. Darauf traf er die Wahl: Menelāos, ein Sohn des Königs Atreus von Mykenä*), wurde Helenas Gemahl und erbte von Tyndareos, der bald darauf starb, das Königreich Sparta.

Als Paris in dem Palaste des Menelaos eintraf, wurde er von dem gastfreundlichen Könige ehrenvoll aufgenommen und köstlich bewirtet. Aber der leichtfertige Jüngling verletzte das heilige Gastrecht in frevelhafter Weise. Menelaos mußte in einem wichtigen Geschäft nach der Insel Kreta reisen; vertrauensvoll ließ er den Fremdling in seinem Hause zurück. Dieser benutzte nun des Königs Abwesenheit, sich die Gunst der schönen Helena durch unlautere Künste zu erschmeicheln, und nur allzuleicht gewann der in Gold und Purpurpracht gekleidete blühende Königssohn, der so holde Worte zu reden wußte und die Töne seiner gewölbten Leier mit lockendem Gesange begleitete, das Wohlgefallen des eitlen Weibes. Von der mächtigen Göttin Aphrodite bethört, die dem schönen Jünglinge unsichtbar zur Seite stand, vergaß sie, wankelmütigen Herzens, der Treue, die sie ihrem Ehegemahl schuldig war, und folgte dem Paris auf sein Schiff, um ihn als Gattin nach Troja zu begleiten. Auch viele Schätze aus dem reichen Palaste des Menelaos nahmen die Flüchtlinge mit sich.

4. Agamemnon, Odysseus und der junge Achilleus.

Der ruchlose Raub der Helena durfte nicht ungestraft bleiben. Mit Entsetzen vernahm der von Kreta heimkehrende Menelaos, welche Schandthat der trojanische Fremdling gegen ihn verübt, wie schmachvoll er die Ehre seines gastlichen

*) Seite 40.

Hauses verletzt habe. Zur Rache an dem Frevler entschlossen, eilte der schwer gekränkte Fürst sogleich nach Mykenä, dem Herrschersitze seines Bruders Agamemnon, der mit Klytämnestra, der Schwester der Helena, vermählt und unter allen griechischen Königen der mächtigste war. Agamemnon teilte den Schmerz und die Entrüstung seines Bruders, versprach ihm seinen Beistand und zog dann mit ihm durch ganz Griechenland von einem Fürstensitze zum andern, um die ehemaligen Freier der Helena ihres Eides zu gemahnen und alle Fürsten zu einer gemeinschaftlichen Heerfahrt gegen Troja aufzufordern. Und siehe, allerorten erhoben sich die Helden, zur Teilnahme an dem Kriege bereit; nur zwei der hervorragendsten hielten sich noch zurück: Odysseus und der junge Achilleus.

Odysseus war zu dem Zuge verpflichtet, da er unter Helenas Freiern mitgeschworen hatte; aber um einer Treulosen willen, die ihren Gatten freiwillig verlassen hatte, seine Heimatsinsel Ithaka, seine junge Gattin Penelŏpe und sein zartes Knäblein Telemăchos zu verlassen und weithin über das Meer in den Krieg zu ziehen, das fiel dem Helden, so tapfer er auch war, doch schwer aufs Herz. Zumal, da ihm von dem Orakel verkündet wurde, er werde, wenn er gen Troja mitzöge, erst nach zwanzig Jahren in die liebe Heimat zurückkehren.

Der schlaue Mann suchte sich daher durch eine List zu helfen. Als zwei der Fürsten nach seiner Insel kamen, um ihm wegen seines Zauderns nachdrückliche Vorstellungen zu machen, stellte er sich, als sei er in Irrsinn verfallen. Er spannte neben einen mächtigen Stier einen kleinen Esel vor den Pflug, ackerte ein Stück Feldes um und streute, statt des Samens, Salz in die Furchen. Aber Palamēdes, einer der beiden abgesandten Helden, durchschaute den Betrug.

Er holte den kleinen Telemachos aus der Wiege herbei und legte ihn vor des Vaters Pflug auf den Acker. Da lenkte Odysseus sein Gespann sorgfältig seitwärts an dem Kinde vorbei und bewies durch diese Vorsicht hinlänglich, daß er vollkommen gesunden Verstandes sei. Der listige Held war überlistet und konnte sich der Beteiligung an dem Kriegszuge nun nicht länger weigern. Gegen Palamēdes trug er seitdem den bittersten Groll im Herzen.

Noch größere Schwierigkeiten kostete es, den Kämpfern, die gegen Troja auszogen, den Achilleus beizugesellen. Dieser junge Held war der Sohn des Königs Peleus und der Meergöttin Thetis, deren Hochzeitsfest die Himmlischen durch ihre Gegenwart verherrlicht hatten. Als neugeborenen Knaben hatte ihn seine göttliche Mutter in die Fluten der Styx, des in der Unterwelt fließenden Stromes, getaucht, um den Leib des teuren Sohnes gegen tödliche Verwundung zu sichern. Aber die Ferse, an welcher sie das Kind beim Eintauchen gehalten hatte, war von der Welle nicht berührt worden; dort konnte ihn ein feindliches Geschoß zum Tode verletzen. Zum Erzieher hatte Achilleus, gleich so vielen berühmten Helden, den weisen Kentauren Cheiron.*) Der nährte ihn mit Bärenmark und mit der Leber von Löwen und wilden Ebern, gab ihm Unterricht im Ringen, Laufen und Reiten und lehrte ihn die Leier schlagen. Der junge Achilleus strebte anfänglich danach, groß in Musik und Dichtkunst zu werden; aber eine Göttin verkündete ihm in einem Traumgesicht, er solle von diesen Künsten nur so viel lernen, als er bedürfe, um künftigen Kummer zu lindern oder ein Gastmahl zu verschönern; denn es sei bestimmt, daß er ein Krieger werde, der durch Waffenthaten vor allen

*) Seite 66 u. 130.

hervorglänze; ein würdiger Sänger seines Ruhmes werde ihm nicht fehlen.

Als die Zurüstungen zu dem trojanischen Kriege begannen, erklärte der Seher Kalchas, der das Griechenheer auf dem Zuge gen Troja zu begleiten entschlossen war, daß



Wie der verkleidete Achilleus erkannt wird.
(Pompejanisches Wandgemälde.)

die feste Stadt des Priămos ohne Achilleus nicht könne erobert werden. Die Göttin Thetis aber, des jungen Helden Mutter, wußte, daß ihr Sohn fallen werde, wenn er in diesen Krieg zöge. Sie brachte ihn daher, um ihn vor so frühem Tode zu bewahren, insgeheim nach der Insel Skyros

zu dem Könige Lykomēdes,*) in dessen Hause er, als Mädchen verkleidet, unter den Töchtern des Königs lebte. Doch Kalchas offenbarte seinen Aufenthaltsort, und nun begab sich Odysseus mit einem andern der Fürsten nach Skyros, um den Heldenjüngling in den Krieg zu holen. Aber er war unter der Mädchenschar nicht herauszufinden. Da fiel Odysseus auf eine List. Er breitete vor den Mädchen allerlei zierliche und kostbare weibliche Schmucksachen aus, die er ihnen zum Geschenke darbot; dann legte er, wie zufällig, einen Schild und ein Schwert hinzu und gab zugleich ein Zeichen, daß die Kriegstrompete geblasen und vor dem Hause Waffengetöse erhoben wurde, als ob der Feind im Anzuge wäre. Alsbald flohen die Jungfrauen schreckensbleich auseinander; der verkleidete Achilleus aber griff funkelnden Auges zu den Waffen. So wurde er erkannt, und als nun Odysseus ihn mit gewaltiger Rede auf den unsterblichen Ruhm hinwies, den er im Kampfe gegen Troja erlangen werde, da konnte der feurige Jüngling nicht länger zurückbleiben. Er vertauschte seine Mädchenkleidung mit dem Männergewande und eilte nach seiner Heimat, um sich zur Teilnahme an dem Feldzuge zu rüsten. Sein vertrauter Freund Patrŏklos erklärte sich bereit, ihn in den Krieg zu begleiten.

5. Die Griechen in Aulis. Iphigenia.

An der Ostküste Griechenlands, in der Hafenstadt Aulis, der langgestreckten Insel Euböa gegenüber, kamen die griechischen Fürsten und ihre Kriegerscharen und Schiffe — es waren der letzteren 1186 — zur Heerfahrt gegen Troja zusammen.

---

*) Zweites Buch II, Nr. 7, S. 125.

Von den Fürsten sind Agamemnon und Menelaos, Achilleus und Odysseus schon genannt. Die beiden ersteren, dem alten Königsgeschlechte des Tantălos und Pelops*) entstammend, hießen nach dem Namen ihres Vaters, des Königs Atreus von Mykēnä, auch Atriden d. i. Atreussöhne; Agamemnon, der ältere Bruder, welcher dem Atreus in der Herrschaft gefolgt war, hatte, als der mächtigste der Fürsten an Land und Leuten, die zahlreichste Mannschaft herbeigeführt und das ganze Unternehmen am thätigsten gefördert; ihn stellten daher die Fürsten als obersten Befehlshaber an die Spitze des gesamten Heeres. An Heldenstärke freilich überragte ihn und alle andern weit der göttergleiche Pelide (Peleussohn) Achilleus; durch Klugheit that sich namentlich der erfindungsreiche Odysseus hervor. Der älteste Held im ganzen Griechenheere war der König Nestor von Pylos, der schon zwei Menschenalter durchlebt hatte und jetzt im dritten stand. Reich an Erfahrung und Weisheit, wußte er den Fürsten stets trefflichen Rat zu erteilen, und wenn der edle Greis von den ruhmreichen Thaten und Kämpfen der alten Zeit erzählte, an denen er noch teilgenommen, dann lauschten alle begierig seinen Worten, denn von seiner Lippe floß die Rede süßer, als Honig. An Tapferkeit kam dem Achilleus am nächsten der riesige Ajas von der Insel Salămis, ein Sohn des Telămon, der einst den Herakles in den Krieg gegen den Trojanerkönig Laomĕdon**) begleitet hatte. Nicht minder glänzte durch Kühnheit und unbezwinglichen Mut Diomēdes, ein Sohn des Helden Tydeus, der unter den „Sieben gegen Theben"***) gekämpft

*) Erstes Buch Nr 9 und Nr. 10.
**) Seite 206.
***) Drittes Buch II, Nr. 6.

hatte. Durch Einsicht war ausgezeichnet Palamēdes von der Insel Euböa; Teukros, der Bruder des Ajas, und Idomĕneus, König von Kreta, waren berühmte Bogenschützen, und mancher andere Fürst schloß sich würdig dieser Heldenreihe an.

Während nun die griechische Flotte in Aulis verweilte, um sich zur Abfahrt nach Troja vorzubereiten, geschah es eines Tages, daß der Völkerfürst Agamemnon auf einer Jagd in dem nahen Waldgebirge eine Hindin, die der Artĕmis geheiligt war, erlegte und dabei prahlend ausrief, Artemis selbst, die Göttin der Jagd, vermöge nicht geschickter als er, ein Wild zu treffen. Darüber erbittert, ließ die Göttin, als nun die Rüstung des gesamten Kriegszuges vollendet war und die Schiffe in See gehen sollten, eine tiefe Windstille eintreten, welche die Flotte am Auslaufen verhinderte und die kriegslustigen Scharen zu trostlosem Müßigliegen zwang. Des langen vergeblichen Harrens auf günstigen Fahrwind müde, wandten sich die Griechen endlich um Rat an den Seher Kalchas. Der that den entsetzlichen Ausspruch: „Es ist der Zorn der Artemis, welcher das Heer hier zurückhält; um die Göttin zu versöhnen, muß ihr Agamemnon seine Tochter Iphigenia zum Opfer darbringen; dann wird die Fahrt glücklich von statten gehen und der Eroberung Trojas kein Hindernis von göttlicher Seite entgegenstehen!“

Agamemnons Vaterherz empörte sich gegen diese furchtbare Forderung: lieber wollte er auf die ganze Heerfahrt verzichten, als die eigene geliebte Tochter dem Opfertode preisgeben. „Ich kann das Heer nicht nach Troja führen,“ sprach er zu den übrigen griechischen Fürsten; „mögen die hier versammelten Kriegerscharen wieder nach ihrer Heimat abziehen!“ „Das ist unmöglich,“ erwiderten die Fürsten; „ganz Griechenland ist durch den Frevel des Paris beleidigt

und fordert den Rachezug.“ Und sie redeten dem Agamemnon mit so vielen eindringlichen Worten zu, sich um des Vaterlandes willen dem schrecklichen Seherspruche zu fügen, daß er endlich widerstrebenden Herzens darein willigte, das Gräßliche geschehen zu lassen. Er schickte daher nach Mykenä an seine Gemahlin die Botschaft, ihm die Tochter Iphigenia ins Lager zu senden, indem er vorgab, die Jungfrau noch vor dem Abzuge des Heeres nach Troja dem schönsten und edelsten der Griechenhelden, dem jungen Peleussohne Achilleus, der um sie werbe, vermählen zu wollen.

Dem Willen des Vaters gehorsam, kam die liebliche Iphigenia nach Aulis; ihre Mutter Klytämnestra begleitete sie, begierig, den göttergleichen Jüngling zu schauen, der ihrer Tochter zum Gatten erwählt war. Agamemnon trat, seinen Schmerz sorgfältig verbergend, den Ankommenden freundlich entgegen. Mit kindlicher Zärtlichkeit umschlang Iphigenia des Vaters Nacken. „Wie freue ich mich, Vater,“ rief sie aus, „daß ich dich wiedersehe nach so langer Zeit! Doch sag’, warum ist deine Stirn so ernst und dein Auge so kummervoll?“

„Ein König und Feldherr hat gar manche Sorgen; lang ist ja auch die Trennung, die uns bevorsteht,“ erwiderte Agamemnon mit beklommenem Herzen.

„Wie wär’ ich glücklich, wenn ich dich auf der Fahrt begleiten könnte!“ fuhr das Mädchen fort.

„Auch du,“ versetzte ernst der Vater, „wirst eine Fahrt jetzt anzutreten haben; doch zuvor noch muß ich den Göttern opfern — ein Opfer, bei dem du nicht fehlen wirst, mein Kind!“

Darauf schickte Agamemnon die ahnungslose Tochter in das für sie bereitete Zelt zu den Jungfrauen, die sie herbegleitet hatten. Auch seiner Gattin wagte der unglückliche Fürst nicht die Wahrheit zu entdecken; doch erfuhr sie bald durch einen Sklaven, welch grausiger Tod statt der erwarteten

frohen Hochzeit ihrer Tochter bestimmt sei. Zwar versprach ihr Achilleus, an den die Verzweifelnde in Agamemnons Abwesenheit sich wandte, seinen kräftigen Beistand, und Iphigenia, die von der Mutter das Schreckliche vernahm, was ihr zugedacht sei, und die jetzt Agamemnons dunkles Wort von dem Opfer, bei welchem sie nicht fehlen dürfe, erst recht verstand, eilte weinend zu dem Vater und flehte ihn, seine Kniee umklammernd, um Mitleid an. „Ach," sprach sie schluchzend, „töte mich nicht in der Blüte meiner Jahre, lieber Vater! Es ist so süß, das Licht zu schauen; o stoße mich nicht in die Nacht da drunten! Gedenke daran, wie du mich, dein ältestes Kind, einst auf deinem Knie geschaukelt und geliebkost hast! Ach, ich weiß noch jedes Wort der Liebe, das du mir gesagt; ich weiß noch, wie du die Hoffnung aussprachst, mich dereinst als glückliches Weib einem edlen Gatten vermählt zu sehen, und ich freute mich darauf, dich dann in meinem Hause als liebsten Gast bewirten zu können. Du aber hast das alles vergessen, du willst mein Mörder werden. O ich beschwöre dich: was habe denn ich mit Helena und Paris zu schaffen? Warum soll ich sterben, weil Paris nach Sparta gekommen? Ach, sieh mich an, Vater, gönne mir den Blick deines Auges und deinen Kuß, daß ich doch dies Andenken noch von dir habe, wenn ich denn sterben soll! Aber das Sterben ist so furchtbar und das Leben so lieblich; ach, so laß dich erweichen und erbarme dich meiner!"

Agamemnon erwiderte tief erschüttert: „Ich liebe dich herzlich, mein Kind, glaube es mir; aber dennoch muß ich die entsetzliche That vollbringen; ich kann nicht anders. Du siehst ja, Iphigenia, welch zahlloses Schiffsheer mich hier umringt, wie viele griechische Fürsten im ehernen Panzer um mich versammelt sind; ihnen allen ist die Fahrt nach Troja versagt, wenn ich dich nicht opfere nach dem Ausspruche des

Sehers. Ein wildes Feuer der Begierde rast durch die Scharen der Griechen, ungesäumt gegen die Barbaren auszuziehen und dem ruchlosen Raube griechischer Frauen ein Ende zu machen. Widersetze ich mich dem Götterspruche, so morden sie mich und dich, mein Kind, und deine Mutter. Nicht meinem Bruder Menelaos diene ich, sondern dem ganzen Griechenland; dem gesamten Vaterlande weihe ich dich, meine Tochter, zum Opfer. Durch dich und mich muß unser Land frei werden von der Bedrängnis durch die Barbaren."

Nach diesen Worten ging Agamemnon rasch hinweg und ließ Iphigenien mit ihrer jammernden Mutter allein in seinem Zelte. Da hörte man plötzlich Waffenlärm: Achilleus, von einer kleinen Kriegerschar begleitet, trat hastig herein. „Das ganze Lager," rief er den erschrockenen Frauen zu, „das ganze Heer ist in Aufruhr und fordert Iphigeniens Tod; ich selbst wurde beinahe gesteinigt, als ich mich dem Schreien der tobenden Menge widersetzte. Doch bin ich mit diesem Häuflein von Getreuen gekommen, euch mit den Waffen in der Hand zu schützen, wenn auch schon tausende, von Odysseus geführt, heranrücken, um mit Gewalt das Opfer zu holen. Wohlan, Iphigenia, klammere dich fest an deine Mutter; mein Leib soll euch decken gegen die Wütenden!"

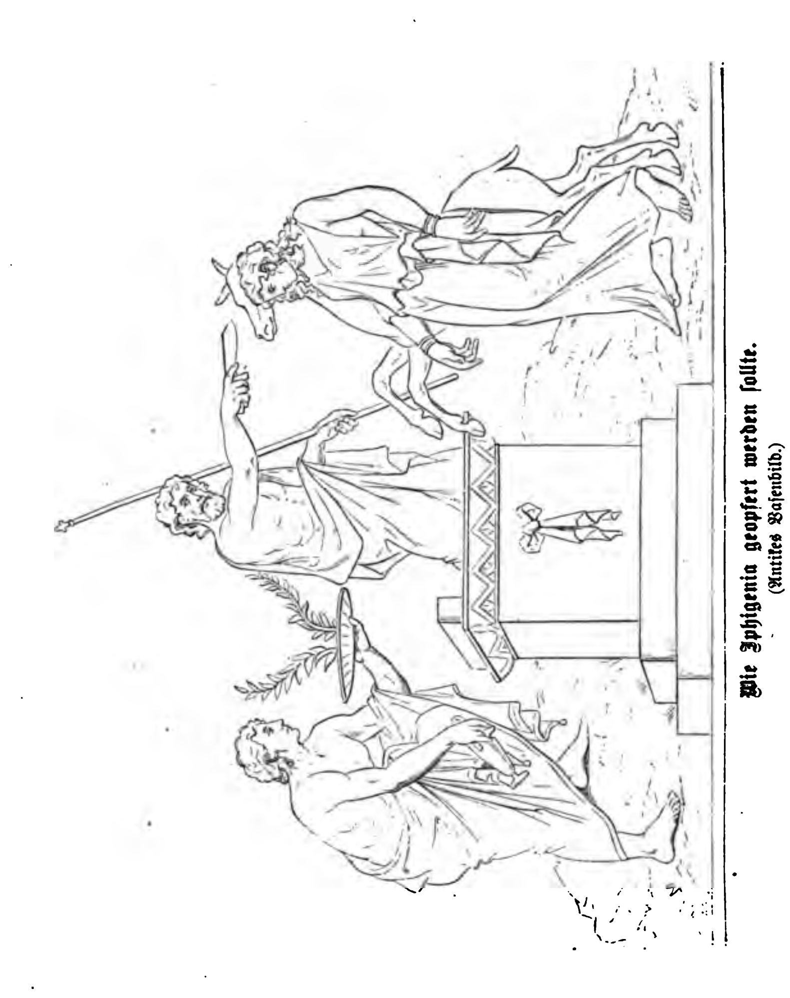
So drohte ein blutiger, entsetzlicher Kampf loszubrechen: Griechen standen gegen Griechen, ein hochherziger Held gegen die übrigen Fürsten. Das vermochte Iphigeniens reiner Sinn nicht zu ertragen: das Blut ihrer Volksgenossen sollte für sie nicht fließen. Wie von einer Gottheit ergriffen, entwand sie sich den Armen ihrer Mutter und sprach, das Haupt emporgerichtet: „Mit Unrecht, liebe Mutter, zürnst du dem Vater; er kann sich dem Götterspruche nicht entgegenstemmen. Zwar dem edlen Achilleus hier gebührt unser Dank wegen seines hohen Mutes; doch er stürzt sich fruchtlos ins Ver-

derben; du aber, Mutter, setzest dich der Lästerung des Heeres aus. So höret denn meinen Entschluß: ich will sterben! Ganz Griechenland blickt auf mich; auf mir beruht jetzt die Abfahrt der Flotte und der Fall von Troja, auf mir die Aussicht, daß künftig nimmer wieder ein Fremdling es wagen darf, ein griechisch Weib zu rauben. Für des Vaterlandes Ehre und Freiheit also werde ich ruhmvoll sterben. Dem Vaterlande hast du mich ja geboren, liebe Mutter, dem Vaterlande geb' ich willig mein Leben hin. So opfert mich denn und zerstöret Troja; Trojas Trümmer werden auf ewig mir ein Denkmal sein."

Mit leuchtenden Augen, einer Göttin gleich, stand die Jungfrau vor der Mutter und dem Peliden, während sie also sprach. „Wie glückselig wäre ich geworden, Kind Agamemnons," rief der Heldenjüngling begeistert aus, „wenn die Götter dich mir zur Gattin gegeben hätten! Wahrlich, um eine solche Jungfrau ist Griechenland zu beneiden. Jetzt, da ich dein großes Herz erkannt habe, faßt mich die Sehnsucht, mit dir vereint zu sein, mit doppelter Gewalt. Erwäge es noch einmal! Ein schweres Übel ist der Tod; ich aber will dich erretten und dich heimführen zum Leben und zum Glück!"

Aber Iphigenia blieb fest bei ihrem Entschlusse, und Achilleus entfernte sich. Bald darauf trat Agamemnons Diener herein, um die Jungfrau nach dem Orte zu führen, wo sie verbluten sollte. Sie tröstete die wehklagende Mutter und bat sie, im Zelte zurückzubleiben; dann ließ sie sich gefaßten Mutes von dem Diener nach der Opferstätte geleiten.

Das ganze griechische Heer war vor der Stadt Aulis in dem blumenreichen Haine der Göttin Artemis um den Altar versammelt. Als Agamemnon die Tochter durch die staunenden Kriegerscharen zum Opfertode daherwandeln sah, wandte er seufzend sein Angesicht und verbarg die hervor-



Wie Iphigenia geopfert werden sollte.
(Antikes Vasenbild.)

brechenden Thränen in den Falten seines Gewandes. Die Jungfrau aber trat zu dem Könige heran und sprach: „Hier bin ich, Vater, und bringe mich freiwillig für das Vaterland zum Opfer dar. Möget ihr glücklich gegen Troja streiten und siegreich in die Heimat zurückkehren!“

Darauf zog der Priester Kalchas, am Altare stehend, ein scharfes Opferschwert aus der Scheide, legte es in einen goldenen Korb und bekränzte das Haupt der Jungfrau. Agamemnon stand gesenkten Blickes da, das ganze Heer blickte in stiller Andacht zur Erde nieder. Kalchas betete zu der Göttin und ergriff das Opferschwert. Man sah, wie er scharf nach dem Halse der Jungfrau spähte, um wohl zu treffen, man hörte den Schlag fallen — da begab sich plötzlich ein himmlisches Wunder. Eine donnernde Wolke fuhr auf den Altar hernieder, und als sie wieder aufstieg, war Iphigenia verschwunden. Der Priester schrie auf, laut schrie das ganze Heer: an der Stelle der Jungfrau lag ein von dem Opferstahle durchbohrter stattlicher Hirsch und besprengte mit seinem Blute den Altar. „Sehet hier,“ rief Kalchas freudig, „sehet, ihr Führer des griechischen Heeres, das Opfer, welches die Göttin uns gesandt hat! Artemis hat es sich gewählt statt der Jungfrau; sie hat nicht gewollt, daß Iphigeniens edles Blut ihren Altar röten sollte. Die Göttin ist versöhnt; sie gewährt uns glückliche Fahrt und verheißt uns Trojas Eroberung. So seid denn frohen Mutes: noch heute werden unsere Schiffe die enge Bucht von Aulis verlassen können.“

Darauf wurde der Opferhirsch den Flammen übergeben, und als die Glut ihn verzehrt hatte, betete der Priester zur Göttin, und das ganze Heer betete schweigend mit. Dann eilten alle freudig zu den Schiffen und betrieben die Abfahrt; denn schon regte es sich in den Lüften, und ein frischer Wind begann die ruhende Meeresfläche zu bewegen.

Iphigeniens Mutter vernahm in Agamemnons Zelte die Kunde von dem Wunder am Opferaltare mit Staunen und Dank gegen die Götter. Sie glaubte, ihre Tochter sei zu den Wohnungen der Himmlischen entrückt; ihrem Gatten jedoch konnte sie die Todesangst nicht verzeihen, die er um Iphigeniens willen ihrem Mutterherzen bereitet hatte. Ohne seine Rückkehr von der Opferhandlung abzuwarten, trat sie eilig ihre Heimfahrt nach Mykenä an.

Noch an demselben Tage segelte Agamemnon an der Spitze der griechischen Flotte nach Troja ab.

6. Ausbruch des Kampfes. Protesilaos.

Nach einer glücklichen Seefahrt erreichte das Schiffsheer der Griechen die trojanische Küste. Die Trojaner sandten ihnen sogleich eine wohlgerüstete Schar entgegen, um ihre Landung zu verhindern. Der Anführer der Trojaner war Hektor, der älteste Sohn des Priamos, ein Held von der höchsten Tapferkeit, dem der greise Priamos, welcher nicht selbst mehr die Waffen führen konnte, die Verteidigung der Stadt und den Oberbefehl über das gesamte trojanische Heer übertragen hatte.

Von den Schiffen der Griechen war allen voran der jugendliche Fürstensohn Protesilaos, von Kampflust fortgerissen, ans Ufer gesprungen, obgleich eine Weissagung verkündet hatte, daß der, welcher zuerst das feindliche Land betreten würde, sterben müsse. So geschah es denn auch: Protesilaos fiel sogleich, von Hektors Lanze zu Boden gestreckt. Als seine Gattin, mit welcher er sich erst kurz vor seiner Abfahrt nach Troja vermählt hatte, in der Heimat die Kunde von seinem Tode empfing, flehte sie in ihrem tiefen Leid zu dem Gotte des Schattenreiches, daß er ihr gewähre,

nur noch drei Stunden auf der Oberwelt mit dem geliebten Gatten zusammen zu leben. Ihre Bitte wurde erhört, und Hermes, der Gott, welcher die Seelen der Verstorbenen geleitet, führte den Protesilaos zum Leben zurück. Als er nach kurzem Verweilen in die dunkle Tiefe wieder hinabsteigen mußte, begleitete ihn die junge Gattin, um mit ihm vereinigt zu bleiben, freiwillig in die Unterwelt. Das Grabmal des Helden wurde an der Küste des Hellespont, Troja gegenüber, im Schatten hoher Ulmbäume errichtet. Die Zweige der Bäume, welche dem trojanischen Ufer zugekehrt waren, blühten und grünten alljährlich schon im frühesten Lenze; aber die Blätter welkten auch bald wieder dahin, als ob sie trauerten um den Tod des früh Gefallenen.

Nachdem Protesilaos als Erstling der Griechen dem Speere des Feindes erlegen war, stürmte die übrige Mannschaft kühn aus den Schiffen ans Land, um den Erschlagenen zu rächen. Ein blutiger Kampf entbrannte: die erste Schlacht des zehnjährigen Krieges. Schon hier strahlte vor allen griechischen Helden der herrliche Achilleus hervor. Wie ein brausender Sturmwind fuhr er mit seinen Myrmidonen, der wilden Kriegerschar, die er aus seiner Heimat gen Troja geführt, in die Reihen der Feinde: zwei Söhne des Priamos erlagen seinen furchtbaren Streichen, selbst Hektor hielt dem Gewaltigen nicht Stand. Bald flohen die Trojaner erschreckt in die Stadt zurück und verschlossen sich hinter ihren schützenden Mauern.

Die Griechen aber gewannen nun Zeit, ihre Schiffe ans Land heraufzuziehen und sich ein wohlgeordnetes Lager herzurichten. Längs dem Meeresgestade wurden die Fahrzeuge auf Unterlagen von Steinen in vier Reihen hinter einander aufgestellt. In der ersten Reihe vom Lande aus hatten an den äußersten Enden des Lagers die beiden stärksten Helden,

Achilleus und Ajas, ihre Schiffe gereiht samt den Lagerstätten ihrer Mannschaft, über welche das geräumige Feldherrnzelt hervorragte; die zweite Reihe war aus den Schiffen minder namhafter Völkerschaften gebildet; in der dritten waren Nestor und Menelaos mit ihren Scharen gelagert; in der vierten, dem Meere am nächsten, standen Diomēdes, Odysseus und Agamemnon. Vor dem Gezelte des Odysseus lag ein großer, freier Platz, auf welchem die Kriegsvölker sich einfanden, wenn sie von den Fürsten zur Versammlung berufen wurden. Um das ganze Lager nach der Landseite wurde ein schützender Erdwall aufgeworfen.

Von dem Schiffslager der Griechen erstreckte sich einige Stunden weit eine Ebene, die zum Schlachtfelde bestimmt war. Am andern Ende derselben erhob sich auf einem Hügel die wohlbefestigte Stadt Troja, um welche jetzt der Krieg entbrannt war.

7. Kyknos.

Noch hatten die Griechen den Bau ihres Schiffslagers nicht völlig vollendet, als sie durch den Überfall eines Feindes überrascht wurden, an den sie nicht gedacht hatten.

In einer Stadt unfern von Troja herrschte der König Kyknos, Poseidons, des Meergottes, Sohn, ein Mann von riesenhafter Größe und Stärke, schwanenweiß am ganzen Leibe, denn er war wunderbarer Weise von einem Schwane großgezogen worden, daher er auch seinen Namen Kyknos d. i. Schwan bekommen hatte. Als Schwager und Verbündeter des Königs Priamos sammelte er beim Heranziehen der griechischen Flotte eine zahlreiche Heerschar in seinem Gebiete und warf sich mit dieser, aus einem Hinterhalt unvermutet hervorbrechend, voll Ungestüm auf die Griechen, als sie gerade die Leichenfeier des Protesilaos begingen und zum

Kampfe nicht vorbereitet waren. Verwirrung und Schrecken ging durch das Schiffslager, und ehe noch die Griechen sich vollständig gerüstet, hatte der wilde Feind ein entsetzliches Blutbad unter ihnen angerichtet.

Bald aber sammelte sich eine wohlbewaffnete Kriegerschar um Achilleus. Auf seinem Streitwagen stehend, im Glanze seiner ehernen Rüstung schrecklich anzuschauen wie der unbezwingliche Kriegsgott, zog der Held an der Spitze der Seinen daher und brach sich mit seiner mörderischen Lanze mitten durch die Schlachtreihen der Feinde Bahn, bis er auf Kyknos selber stieß. „Wer du auch seist, Fremdling,“ rief er, indem er seinen Speer nach dem Könige schleuderte, „nimm wenigstens den Trost mit in die Unterwelt, daß du von Achilleus, dem Sohne der Göttin Thetis, getroffen bist!“ Doch mit dumpfem Dröhnen prallte die Waffe an der Brust des Feindes ab, ohne ihn zu verletzen.

„Wundere dich nicht, Sohn der Thetis!“ rief Kyknos dem staunenden Peliden zu. „Dein Speerwurf war wohlgezielt und kräftig, und nicht meine Erzrüstung hat mich gegen Verwundung geschützt; trage ich doch die Schutzwaffen nur als Zierrat und würde unversehrt bleiben, auch wenn ich sie ganz ablegte. Denn undurchdringlich und fest wie Eisen ist mein ganzer Leib. Wisse denn, daß du dem Sohne des Gottes Poseidon gegenüberstehst, der über alle Meere herrscht und weit gewaltiger ist, als die niedere Göttin Thetis, die du deine Mutter nennest.“

Mit diesen Worten schleuderte er seinen Speer auf Achilleus und durchbohrte den Schild des Helden, daß die Spitze durch das Erz und die neun ersten Stierhäute der Waffe hindurchdrang und erst in der zehnten Lage stecken blieb. Achilleus schüttelte den Speer aus seinem Schilde und warf noch dreimal nach dem Gegner, aber stets ohne Wirkung;

Kyknos blieb unverwundet, auch als er sich ungedeckt dem Wurfe entgegenstellte; wie von einer ehernen Mauer fielen alle Geschosse, ohne einzudringen, von seinem Leibe herab.

In wütendem Zorne sprang jetzt Achilleus aus seinem Streitwagen und hieb mit dem Schwerte auf seinen Gegner ein; doch er durchbohrte ihm nur Helm und Schild, aber an dem eisenharten Körper des Riesen wurde der schneidige Stahl stumpf und machtlos. Da erhob der Pelide in der Linken seinen Schild und stieß ihn dem unverwundlichen Feinde viermal ins Angesicht, während er mit der Rechten seinen Schwertknauf ihm hämmernd gegen die Schläfe schlug. Das wirkte. Kyknos, von den Schlägen betäubt, wich zurück, strauchelte über einen großen Feldstein und stürzte dann, von Achilleus im Nacken gepackt und niedergerissen, rücklings zu Boden. Umsonst suchte er sich wieder zu erheben: der Pelide stemmte sich ihm mit dem Schilde und dem Knie auf die Brust und schnürte ihm mit seinem eigenen Helmbande die Kehle zu.

Angst und Entsetzen kam über die Krieger des Kyknos, als sie ihren unverwundbaren, eisenfesten Führer und König fallen sahen. In wirrer Flucht räumten sie das Feld; die Griechen aber verfolgten die Fliehenden bis in ihr Land und kehrten mit Beute beladen in das Schiffslager zurück.

8. Beutezüge des Achilleus. Tod des Troilos. Menelaos und Odysseus als Gesandte in Troja.

Nach diesen Kämpfen schritten die Griechen zum Angriffe auf die Stadt Troja. Aber ihre wiederholten Versuche, in dieselbe einzudringen, scheiterten an der Stärke der gewaltigen, von Götterhänden erbauten*) Mauern, die von den

*) Seite 204.

waffengeübten Bewohnern tapfer verteidigt wurden. Hinter dieser sicheren Schutzwehr hielten sich die Trojaner vorsichtig zurück und wagten, namentlich aus Furcht vor dem schrecklichen Peliden, sich nicht zu entscheidendem Kampfe in das freie Feld hinaus.

Daher wandten die Griechen ihre Macht nun gegen das umliegende Land und machten in den nächsten Kriegsjahren bald zur See, bald zu Lande eine Reihe von Plünderungszügen, bei denen sich wieder Achilleus vor allen griechischen Anführern und Helden hervorthat. Zwölf Städte eroberte und plünderte er mit seiner Flotte, elf nahm er zu Lande ein und brachte reiche Kriegsbeute mit, welche dann im Schiffslager verteilt wurde. Die Frauen und Jungfrauen der zerstörten Städte wurden in die Sklaverei geführt, die vornehmsten derselben, namentlich die Fürstentöchter, den berühmtesten der griechischen Helden als Ehrengeschenke übergeben.

Einer dieser Beutezüge des Achilleus war gegen die Stadt des Königs Eetion gerichtet, dessen Tochter Andromăche mit dem Trojanerhelden Hektor vermählt war. Sieben blühende, tapfere Söhne umgaben den König in seinem reichen Palaste, er selbst war kriegserfahren und wußte Speer und Schwert zu führen; starke Mauern umringten seine Stadt. Aber das alles half ihm nichts gegen den unwiderstehlichen Peliden. Achilleus kam mit seinen beutegierigen Myrmidonen, erstürmte die Thore der Stadt und erschlug den König mit seinen sieben Söhnen. Doch scheute sich der siegreiche Held, den königlichen Leichnam der Rüstung zu berauben; voll Ehrfurcht vor der ehrwürdigen Gestalt des Erschlagenen, ließ er ihn in seinem glänzenden Waffenschmucke verbrennen und errichtete ihm ein hohes Grabmal. Die Gemahlin des Königs, Andromaches Mutter, führte er mit sich fort in die Sklaverei; doch gab er sie später gegen ein hohes

Lösegeld frei und sie kehrte nach der Heimat zurück, wo sie indes bald starb.

Auch den Trojanern brachte Achilleus manche Verluste bei, wenn sie sich einmal aus den schirmenden Mauern ihrer Stadt hervorwagten. Drei Söhne des Priamos nahm er teils in dem benachbarten Gebirge, teils in der umliegenden Ebene gefangen; zwei derselben gab er dem Vater gegen Lösegeld wieder, den dritten verkaufte er in die Knechtschaft.

Ein schlimmeres Los als diese drei Königssöhne traf ihren Bruder Troïlos, den jüngsten von den erwachsenen Söhnen des Priamos. Eines Tages, als weithin kein Feind sichbar war, tummelte er in fröhlicher Jugendlust seine beiden Rosse auf dem freien Felde vor den Mauern der Stadt. Zuletzt lenkte er seine ermüdeten Tiere zu einem nahen, mit Bäumen und Gebüsch umwachsenen Brunnen, um sie zu tränken. Da plötzlich sprang Achilleus aus dem Buschwerke hervor, wo er auf der Lauer gelegen, und verfolgte den mit seinen Rossen angstvoll dahinfliehenden Troïlos durch das Feld hin. Zwar eilten sogleich drei andere Söhne des Priamos, die durch einen trojanischen Späher von der Gefahr ihres Bruders Kunde erhalten, unter ihnen der tapfere Hektor, dem Troïlos zur Hilfe herbei; aber sie kamen zu spät. Der schnellfüßige Achilleus erhaschte den Flüchtigen an einem Altare des Gottes Apollon, wo er Schutz zu finden hoffte, riß ihn bei den Haaren vom Pferde und stieß ihm die todbringende Lanze in die Brust. Doch mußte der Pelide die Leiche den Trojanern überlassen, welche den Erschlagenen schützend umringten. Hektor trug den toten jugendlichen Bruder auf den Schultern nach der Stadt, während der alte Priamos ihm weinend von den Zinnen der Mauer entgegensah. Seitdem zürnte Apollon dem Achilleus, weil er an seinem heiligen Altare den Mord nicht gescheut hatte.

Einen andern seiner Söhne, den Knaben Polydōros, der noch nicht waffenfähig war, hatte Priamos zur Pflege und Erziehung während der Kriegszeit einem benachbarten Könige übersandt; der aber lieferte ihn samt vielen kostbaren Schätzen dem griechischen Helden Ajas aus, als dieser auf einem Beutezuge sein Land überfiel und seine Burg belagerte. Ajas brachte den gefangenen Königsknaben nach dem Schiffslager, und die Fürsten der Griechen beschlossen, den Odysseus und Menelaos als Gesandte an Priamos abzuordnen, welche ihm die Übergabe seines jungen Sohnes anbieten sollten, wenn er ihnen die geraubte Helena ausliefere.

Als die Helden in Troja vor dem Könige erschienen, berief dieser eine Versammlung der Ältesten des Volkes, in welcher Menelaos und Odysseus ihre Forderung vortrugen. Menelaos sprach so eindringlich über die frevelhafte Verletzung des Gast- und Völkerrechts, welche Paris gegen ihn verübt habe, daß alle Trojaner gerührt und von Mitleid ergriffen wurden. Noch mächtiger wußte der beredte Odysseus die Gemüter zu bewegen, indem er auf den gefangenen Polydoros hinwies, des Priamos jüngsten und geliebtesten Sohn, dessen Wiedererlangung dem alten Vater und dem ganzen trojanischen Volke doch wertvoller sein müsse, als die Beherbergung Helenas, der fremden Griechin.

Schon rieten mehrere der vornehmsten und angesehensten Männer, die Forderung der Gesandten zu bewilligen. Freilich widersetzte sich Paris mit seinen Freunden diesem verständigen Rate mit der größten Heftigkeit. Hektor, der tapferste und gerechteste aller Söhne des Priamos, verurteilte zwar den von seinem Bruder gegen die Ehre des Fürsten Menelaos verübten Frevel; doch sagte er: „Wir hätten Helena von der Schwelle des Königspalastes zurückweisen müssen, als sie anfänglich zu uns kam. Aber wir haben

sie aufgenommen und geehrt, obgleich wir diesen unheilvollen Krieg herannahen sahen. Jetzt gehört sie seit lange unserem Volke an, und wir dürfen sie nicht verstoßen."

Auf Hektors Vorschlag wurde endlich beschlossen, zwar Helena zurückzubehalten, aber die Auslieferung aller Schätze anzubieten, die bei ihrer Entführung dem Menelaos geraubt worden waren. An Helenas statt sollte dem Menelaos eine der Töchter des Priamos zur Gemahlin angetragen werden. Doch Menelaos wies diesen Antrag fest zurück. „Ich lasse mich," sprach er stolz, „nicht auf einen Weibertausch ein, bei welchem die Feinde mir die Gattin auswählen."

So blieb die Gesandtschaft der Griechen ohne den beabsichtigten Erfolg. Ja, Odysseus und Menelaos gerieten noch in die Gefahr, schändlich verraten zu werden. Einer der übermütigsten Trojaner, der von Paris mit vielem Golde bestochen war, machte nämlich den Vorschlag, die beiden Helden, die doch durch das heilige Gesandtschaftsrecht geschützt waren, umzubringen oder so lange festzuhalten, bis Polydoros ohne alles Lösegeld seinem Vater zurückgegeben wäre — ein Rat, der freilich von allen besonnenen Männern als treulos verworfen wurde. Vielmehr führte der alte Antēnor, der um seiner Weisheit und Gerechtigkeit willen im höchsten Ansehen stand, die fremden Fürsten in sein Haus und bewirtete sie gastlich bis zu ihrer Rückkehr nach den Schiffen.

Als sie im griechischen Lager eintrafen und das Kriegsvolk erfuhr, wie ihr Anerbieten von den Trojanern zurückgewiesen worden sei, entstand ein Auflauf unter dem Heere; der königliche Knabe Polydoros wurde ergriffen, bis in die Nähe der Stadt geschleppt und dort vor den Augen des trostlosen Priamos und seiner Söhne, die auf der Mauer standen, grausam gesteinigt. Nur der zerfleischte Leichnam

des armen Kindes wurde dem Vater ausgeliefert, damit ihm die gebührende Bestattung zuteil werden konnte.

9. Der Tod des Palamedes.

Wie die Trojaner, so wurden auch die Griechen, je mehr sich der Krieg verlängerte, von manchem traurigen Verluste betroffen. Besonders beklagenswert war der Fall des klugen und edlen Palamēdes, des Fürsten von der Insel Euböa, der nicht durch die Waffen der Feinde, sondern durch der Griechen eigene Hand den Tod fand, obgleich er sich um ihr Heer die größten Verdienste erworben hatte. Wir haben schon erzählt,*) wie er den schlauen Odysseus, als dieser sich der Beteiligung am trojanischen Kriege zu entziehen suchte, durch seine Klugheit zum Anschlusse an das ausziehende Heer genötigt hatte. Freilich hatte er sich hierdurch den Odysseus zum unversöhnlichen Feinde gemacht.

Während des Krieges war der Haß im Herzen des Odysseus noch gewachsen, und je mehr Palamedes durch seine Weisheit ihn verdunkelte und an Ansehen unter den Fürsten stieg, desto eifriger und grimmiger sann jener auf sein Verderben. Nun geschah es eines Tages, daß Palamedes von einem Streifzuge in die Umgegend siegreich und mit Beute beladen im Schiffslager eintraf, während gleichzeitig Odysseus von einem ähnlichen Unternehmen mit leeren Händen zurückkehrte und dafür manche spottende Rede zu hören bekam. Diese Kränkung seines Stolzes und die Lobsprüche andererseits, welche dem Palamedes gespendet wurden, vermochte der ehrgeizige Mann nicht zu ertragen, und sein sonst nicht unedles Gemüt wurde von Eifersucht und Neid

*) Seite 215 f.

so fortgerissen, daß er nicht mehr zauderte, gegen den verhaßten Nebenbuhler den schändlichsten Verrat zu üben. Er vergrub in aller Heimlichkeit eine Summe Goldes im Zelte des Palamedes; dann schrieb er im Namen des Königs Priamos einen Brief an Palamedes, in welchem von dessen Anerbieten, ihm das Heer der Griechen zu verraten, und von dem Golde, das er dafür von dem Könige erhalte, die Rede war. Diesen Brief übergab Odysseus einem Gefangenen, als brächte der ihn aus Troja; vor dem Lager aber ließ er den unschuldigen Boten festhalten und niederhauen und eilte hierauf mit dem ihm abgenommenen Briefe zu Agamemnon, um den Palamedes der Bestechung durch die Feinde anzuklagen.

Der so schmählich verdächtigte Held wurde vor einen aus den angesehensten Fürsten gebildeten Kriegsrat gestellt, und als er natürlich das ihm schuldgegebene Verbrechen leugnete, schickte man auf den Vorschlag des Odysseus in sein Zelt, suchte dort eifrig nach dem Golde des Priamos, grub endlich nach und — entdeckte, an der geheimsten Stelle verwahrt, genau die in dem Briefe angegebene Summe. Hiermit schien das Verbrechen des Palamedes bewiesen, und die Fürsten verurteilten ihn zum Tode durch Steinigung. Vergeblich war es, daß der unglückliche Mann seine Unschuld aufs feierlichste beteuerte: er wurde gefesselt an das Meeresufer zur Hinrichtung geführt, die er mit heldenmütiger Standhaftigkeit ertrug. Als er unter den Steinwürfen sterbend niedersank, brach er in die Worte aus: „Freue dich, Wahrheit, du bist vor mir gestorben!“ So endete durch schändlichen Trug der weiseste und edelste Held im Griechenheere. Agamemnon verbot, seine Leiche zu bestatten: sie sollte in Schmach daliegen als Speise für die Vögel und Hunde. Doch der wackere Ajas, der an die Schuld des Getöteten nicht glauben mochte, begrub ihn trotz dem Verbote mit allen Ehren.

Der Vater des Palamedes aber nahm später für den an seinem Sohne begangenen Frevel grausame Rache. Als die griechischen Fürsten von Troja heimkehrten und an der Insel Euböa vorüberfuhren, ließ er an den gefährlichsten Stellen der Küste Leuchtfeuer anzünden, welche viele Schiffe irre leiteten, daß sie auf Klippen gerieten und scheiterten. Wer von der Schiffsmannschaft nicht in den Wellen umkam, wurde am Lande überfallen und niedergemetzelt.

10. Der Zorn des Achilleus.

Es ist zwar nur eine kleine Reihe von Geschichten, die wir bisher aus dem trojanischen Kriege erzählt haben; allein die Sage hat wichtige und folgenreiche Begebnisse der neun ersten Kriegsjahre nicht zu melden: beim Beginn des zehnten Jahres stand das hochgetürmte Troja noch fest und unerschüttert, wie im ersten Jahre des Kampfes; die Griechen aber befanden sich noch in ihrem Schiffslager und konnten Mut zu längerem Ausharren nur aus einer Weissagung des Sehers Kalchas schöpfen, daß es ihnen im zehnten Jahre gelingen werde, die Stadt des Priamos zu zerstören. Wie schweres Unheil ihnen noch bestimmt sei, welche Bedrängnisse und Gefahren sie noch zu bestehen haben würden, war ihnen unbekannt.

Die Drangsale des griechischen Heeres begannen mit innerer Zwietracht: zwischen Agamemnon, dem Völkerfürsten, und dem göttlichen Achilleus brach ein heftiger Streit aus, der von den wichtigsten Folgen sein sollte. Mit diesem Hader der beiden Helden hebt die Ilias an, das gewaltige Lied des Sängers Homēros von dem Kampfe um die Stadt Ilios, wie er durch den Zorn des Achilleus sich den Griechen zum Verderben wandte, bis ihnen der versöhnte Pelide endlich als Retter erschien.

Wie aber geschah es denn, daß sich die ersten Führer des griechischen Heeres so bitter entzweiten?

Um einer gefangenen Jungfrau willen entstand der Streit.

Bei der Eroberung einer benachbarten Stadt durch Achilleus war mit andern Frauen und Jungfrauen auch die schöne Chryseïs, die Tochter eines Priesters des Gottes Apollon, gefangen genommen und bei der Verteilung der Beute dem Agamemnon als Ehrengeschenk übergeben worden. Der alte Vater konnte die Gefangenschaft seines lieben Kindes nicht ertragen. Priesterlich geschmückt, einen goldenen Stab mit Lorbeer umwunden in der Hand, kam er in das Lager der Griechen, um mit hohem Lösegelde die Jungfrau freizukaufen. „Ihr Atreussöhne,“ sprach er, „und ihr andern Helden der Griechen, mögen die Götter euch Sieg und glückliche Heimkehr verleihen; mir aber gebet aus Ehrfurcht vor Apollon, dessen Priester ich bin, die Tochter zurück, die ihr mir genommen.“

Das ganze Heer war von diesen Worten bewegt: alle rieten, den Priester des mächtigen Gottes zu ehren und das dargebotene reichliche Lösegeld anzunehmen.

Der König Agamemnon aber weigerte sich, die Jungfrau zu entlassen, und wies den bittenden Greis mit rauhen Worten fort. „Reize mich nicht mit deiner fruchtlosen Bitte, Alter,“ rief er ihm zornig zu; „deine Tochter bleibt meine Sklavin und wird mir nach beendetem Kriege in mein Haus nach Mykenä folgen, um dort am Webstuhle zu arbeiten. Du aber gehe jetzt heim und laß dich nicht länger hier bei den Schiffen treffen!“

Schweigend verließ der gekränkte Priester das Lager; draußen aber, am Gestade des brausenden Meeres hinwandelnd, erhob er seine Hände und flehte laut zu Apollon: „Höre mich, du Gott mit dem silbernen Bogen, und laß die Griechen für meine Thränen büßen durch deine tödlichen Geschosse!“

Und siehe, alsbald stieg Apollon, blitzenden Zorn im Auge, von den Höhen des Olympos herab und setzte sich, in eine Wolke gehüllt, in der Nähe der griechischen Schiffe nieder. Von hier sandte er Pfeil um Pfeil in das Heer, und wen sein unsichtbares Geschoß traf, der starb eines plötzlichen Todes durch die Pest. Neun Tage lang wütete die furchtbare Seuche im Lager: Tag und Nacht loderten die Scheiterhaufen, welche die Toten verbrannten.

Da berief Achilleus eine Versammlung des Kriegsvolkes und riet, den Seher Kalchas zu befragen, warum der Gott Apollon so sehr wider die Griechen erzürnt sei und durch welche Opfer er wieder versöhnt werden könne. Und Kalchas stand auf und sprach: „Ich könnte wohl Auskunft geben über des Gottes Zorn; aber ich fürchte durch mein Wort einen sehr mächtigen Mann im Heere zu verletzen, der mich verderben könnte.“

„Sei getrost, Seher,“ versetzte Achilleus, „ich verspreche dir meinen Schutz gegen jeden Feind, den du durch deine Weissagung dir erwecken könntest. Keiner der Fürsten, selbst Agamemnon, der oberste Heerführer, nicht, wird Hand an dich legen dürfen.“

„So will ich denn frei die Wahrheit verkünden,“ sprach Kalchas. „Apollon zürnt um seines Priesters willen, den Agamemnon so schmählich aus dem Lager getrieben. Um des Gottes strafende Hand von unserem Heere abzuwenden, müssen wir dem trauernden Vater die liebe Tochter unverweilt ohne Lösegeld in die Heimat zurücksenden.“

Zornglühenden Blickes rief Agamemnon dagegen: „Unglücksseher, nie hast du noch etwas Gutes mir verkündet. Doch will ich die Jungfrau zurückgeben, damit das Volk nicht verderbe. Aber zum Ersatze für sie schafft mir sogleich ein anderes Ehrengeschenk!“

„Sei nicht habgierig, Sohn des Atreus," erwiderte Achilleus. „Wie können wir dir jetzt ein Ehrengeschenk geben, nachdem alles längst verteilt ist, was wir aus den eroberten Städten erbeuteten? Wir dürfen doch das Verteilte von den einzelnen nicht wieder nehmen. Darum entlasse jetzt die Tochter des Priesters ohne Entschädigung! Verleiht uns Zeus, dereinst Troja zu zerstören, so wollen wir dir den Verlust dreifach und vierfach ersetzen."

„Sinne nicht auf Trug, Achilleus," rief Agamemnon. „Meinst du, ich werde meine Ehrengabe hergeben, während du die deine behältst? Nein, wenn mir die Griechen keinen vollen Ersatz geben wollen, so hole ich mir selbst ein Ehrengeschenk, wo es mir beliebt, sei es das deinige oder das des Ajas oder des Odysseus; mag immerhin mir derjenige zürnen, dem ich es nehme. Doch jetzt bringet ohne Verzug die Chryseïs zu Schiffe und führet sie zu ihrem Vater zurück; einer der Fürsten, meinethalben du selbst, Achilleus, mag das Schiff befehligen!"

Finster entgegnete der Pelide: „Schamloser, gewinnsüchtiger Mann! Wie mag dir noch einer der Griechen willig gehorchen! Nicht um meinetwillen bin ich ja gegen die Trojaner ausgezogen — sie haben mir nichts zuleide gethan — sondern nur dir zuliebe bin ich hierher gekommen, um deinen Bruder Menelaos dir rächen zu helfen. Das aber beachtest du nicht im geringsten und willst mir sogar das Ehrengeschenk entreißen, das ich mir durch Kampf errungen und das die Griechen mir zuerkannt haben. Ohnehin erhalte ich nie ein so herrliches Teil wie du, so oft die Griechen eine Stadt des Trojanerlandes zertrümmern, wenn auch meine Arme die Hauptarbeit des schweren Krieges vollbringen; denn sobald es zur Teilung der Beute kommt, so trägst du stets das Beste davon, ich aber kehre, abgemüdet im Kampfe, mit

wenigem zufrieden, zu meinen Schiffen zurück. Doch jetzt ziehe ich fort nach meiner Heimat; du magst es denn versuchen, dir hier Güter und Schätze zu häufen ohne mich!"

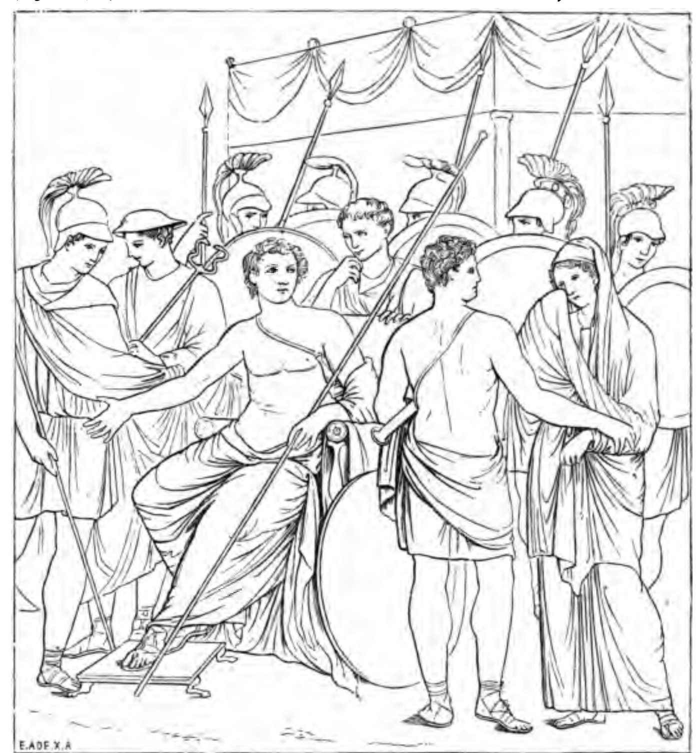
„Ziehe nur nach Hause," erwiderte Agamemnon, „wenn du Lust dazu hast; ich bitte dich keineswegs, um meinetwillen hier zu bleiben; denn ich habe Helden genug ohne dich. Wisse aber: ich hole mir für die Priesterstochter die Sklavin aus deinem Zelte, die du als Ehrengeschenk erhalten hast, damit du erkennest, wieviel höher ich bin als du und keiner mehr wage, sich gegen mich aufzulehnen, wie du thust."

Kaum konnte sich nach diesen Worten Achilleus zurückhalten, das Schwert von seiner Hüfte zu reißen und den Atriden niederzuhauen; doch er bemeisterte seine Wut und rief: „Um meiner Sklavin willen werde ich nicht den Arm zum Streite wider dich erheben. Magst du sie mir wegnehmen! Das aber sage und schwöre ich dir feierlich: hinfort siehst du mich nimmer wieder in der Schlacht. Umsonst wirst du nach dem Sohne des Peleus dich sehnen, wenn unter der Hand des mordenden Hektor die Griechen scharenweise dahinsinken und du ihnen nicht helfen kannst; umsonst wird dir dann der Gram das Herz zernagen, daß du den edelsten der Griechen so bitter gekränkt hast."

Die Versammlung ging hierauf auseinander. Achilleus begab sich in sein Zelt; Agamemnon ließ ein Schiff ins Meer ziehen, das unter der Führung des Odysseus dem Priester die Tochter zurückbrachte. Dann schickte er zwei Herolde in das Zelt des Achilleus, um Briseïs, die Lieblingssklavin des Helden, zu holen. Der Pelide übergab ohne Zögern den Boten die Jungfrau, die nur widerwillig ihnen folgte, denn sie hatte ihren edlen Herrn lieb gewonnen.

Dann ging Achilleus hinaus an den einsamen Meeresstrand, schaute düster in die dunkle Flut und flehte zu seiner

Mutter Thetis, daß sie sich seiner annähme. Und alsbald tauchte die schöne Meeresgöttin mit den silberglänzenden Füßen, wie ein leichter weißlicher Nebel aus der See empor, setzte sich liebevoll neben den trauernden Sohn und ver-



Wie Briseïs fortgeführt wird.
(Pompejanisches Wandgemälde.)

sprach ihm, als sie sein Leid erfahren, selbst in den Olympos emporzusteigen und den Zeus zu bitten, den Trojanern so lange Sieg über die Griechen zu verleihen, bis Agamemnon voll Reue erkenne, wie schmähliches Unrecht er dem tapfersten

der griechischen Helden angethan. „Zwar," fuhr sie fort, „ist der Göttervater gestern zu einem Opfermahle bei den frommen Äthiopen an den Strand des Okeanos gegangen, und erst in zwölf Tagen wird er auf den Olympos wiederkehren; dann aber eile ich sogleich zu ihm, und er wird, wie ich hoffe, meiner Bitte willfahren. So lange bleibe ruhig bei deinen Schiffen und enthalte dich des Kampfes!"

Hierauf kehrte die Göttin nach ihrer prächtigen Grotte in der Tiefe des Meeres zurück; Achilleus aber ging in sein Zelt, der Worte eingedenk, die seine Mutter zu ihm geredet.

Am zwölften Tage, seit der zürnende Held sich vom Kriege zurückgezogen hatte, stieg Thetis zu dem zackigen Olympos empor, und die Knie des Göttervaters umschlingend, sprach sie flehend: „Vater Zeus, ehre gnädig meinen schwer gekränkten Sohn und stärke die Trojaner mit Siegeskraft, bis Agamemnon und die Griechen ihm die schuldige Genugthuung leisten!" Und der hohe Götterkönig nickte ihr Gewährung zu mit den dunklen Augenbrauen; die ambrosischen Locken wallten nieder von seinem unsterblichen Haupte, und die Höhen des Olympos erbebten. Freudigen Herzens fuhr Thetis in das Meer hinab.

11. Versuchung des Heeres durch Agamemnon. Thersites.

In der folgenden Nacht sandte Zeus, um sein der Thetis gegebenes Versprechen zu erfüllen, dem Könige Agamemnon einen Traum, der ihn zum Angriffe auf die Trojaner verleiten sollte. Während der Atride schlummernd in seinem Zelte lag, träumte ihm, der alte weise Nestor, dessen Rat er stets hoch hielt, stände ihm zu häupten und spräche: „Auf, Sohn des Atreus, führe das ganze Griechenheer zur Schlacht; du wirst siegen, denn über der Stadt Ilios schwebt Verderben nach dem Beschlusse der Himmlischen."

Hierauf erwachte Agamemnon von dem Schlafe und, ermutigt durch die Traumerscheinung, ließ er sogleich am frühen Morgen durch Herolde das Volk zu einer Versammlung berufen. Zuvor aber hielt er einen Rat der Fürsten, in welchem auf seinen Vorschlag beschlossen wurde, zunächst das Heer zu versuchen und seine Stimmung auszuforschen durch das Vorgeben, man wolle von dem mühseligen und erfolglosen Kriege gegen Troja ganz abstehen und in die Heimat zurückkehren. Die Fürsten hofften nämlich, die Kampflust des Heeres würde durch einen so mutlosen Antrag nur desto mehr entflammt und seine Tapferkeit desto höher gesteigert werden.

Als nun das gesamte Kriegsvolk auf den Ruf der Herolde wie ein Bienenschwarm zusammengeströmt war, trat Agamemnon in die Mitte der Versammlung und redete also: „Lieben Freunde! Es ist ja freilich schmählich, daß das zahlreiche und tapfere Kriegsvolk hier so lange gegen einen viel schwächeren Feind ohne Erfolg kämpft. Aber den Trojanern haben sich aus vielen Städten Bundesgenossen beigesellt, die wehren mir, Ilios zu bezwingen, wie ich wohl möchte. Schon im zehnten Jahre liegen wir nun hier: die Balken unserer Schiffe sind angefault, und die Ankerseile vermodern; unsere Weiber und Kinder aber sitzen zu Hause und sehnen sich nach unserer Heimkehr, während wir umsonst uns hier abmühen. Darum ist ja wohl das beste, wir gehen alsbald zu Schiffe und fahren in das liebe Vaterland zurück, denn Troja werden wir doch nimmer erobern.“

Durch diese Worte des Königs geriet die Versammlung in brausende Bewegung. Mit lautem Jubel stürzte alles den Schiffen zu, daß der Staub in die Luft aufwirbelte; einer ermunterte den andern, die Schiffe ins Meer zu ziehen und zur Abfahrt bereit zu stellen. Agamemnon aber stand rat=

los da samt den andern Führern: eine solche Wirkung der Rede des Völkerfürsten hatte keiner erwartet.

Da gab die Göttin Athene dem Odysseus Mut ins Herz, daß er der lärmenden und schreienden Menge nacheilte und sie mit scheltenden Worten von den Schiffen auf den Versammlungsplatz zurücktrieb. „Haltet doch an, ihr Fliehenden,“ rief er, „soweit ist es noch lange nicht; kommet und höret nur, was eure Fürsten beschließen.“

Und das Volk gehorchte seiner Stimme, kehrte um und versammelte sich von neuem um die Heerführer. Alle saßen ruhig da; nur einer erhob Lärm und Lästerung, der Schwätzer Thersites. Er war der häßlichste Mann im ganzen Heere: schieläugig und an dem einen Fuße lahm, hatte er einen Höcker auf dem Rücken und die Schultern gegen die Brust hin zusammengebogen; auf seinem Rumpfe saß ein Spitzkopf, dessen Scheitel nur mit dünnem Wollhaare bewachsen war. Unaufhörlich schmähte er auf die Fürsten, vornehmlich auf Achilleus und Odysseus, denen der widrige Mensch am meisten verhaßt war. Diesmal aber kehrte er sich mit kreischender Zunge gegen Agamemnon und schrie: „Nun, was begehrst du, Atride? Ist dir etwa wieder leid geworden, wozu du selber uns geraten? Sollen wir uns hier von dir weiter in Not und Jammer hineinführen lassen? O, seid doch keine Weichlinge, keine feigen Memmen, ihr Griechen! Ja, nach Hause wollen wir ziehen mit unsern Schiffen; der da aber, der gierige Agamemnon, mag sich allein hier vor Troja an Ehrengeschenken sättigen. Hat er doch jetzt eben erst den Peliden, obwohl der ein weit besserer Mann ist, als er, beschimpft und ihm sein Ehrengeschenk geraubt und an sich gerissen. Achilleus bleibt nun fort vom Heere; aber er ist schlaff und hat keine Galle im Leibe; sonst hättest du, Agamemnon, heute wahrhaftig zum letzten Male gefrevelt!“

Während Thersites so schrie und lästerte, trat plötzlich Odysseus auf ihn zu und rief: „Schweig', elender Schwätzer, du bist doch der schlechteste von allen, die mit den Söhnen des Atreus gegen Ilios gezogen sind. Wagst du noch einmal so toll zu schmähen, wie heute, fürwahr, so will ich nicht mehr Odysseus heißen, wenn ich dich nicht ergreife, dir die Kleider vom Leibe reiße und dich mit schmählichen Hieben nackt zu den Schiffen jage! Und sofort versetzte er mit dem Scepter dem Thersites Schläge auf den Rücken und die Schulter, daß der Schreier sich jämmerlich krümmte und heulend vor Schmerz und Angst sich niedersetzte. Die andern aber lachten alle, denn sie gönnten dem frechen Menschen die verdiente Strafe, und einer sagte zu dem andern: „Wahrlich, manche treffliche That hat Odysseus schon vollbracht, aber das beste, was er je geleistet, ist doch, daß er jetzt dem dreisten Lästerer hier den Mund gestopft hat!"

Darauf trat Odysseus vor die versammelte Volksmenge und sprach: „Bedenkt doch, ihr Griechen, welche Schande es für uns wäre, nachdem wir so lange hier verweilt, jetzt ruhm- und beutelos von dannen zu ziehen! Haben wir doch dem Agamemnon gelobt, nicht eher heimzukehren, als bis wir Trojas hochragende Veste zertrümmert haben. Und hat uns nicht der Seher Kalchas verheißen, daß dies im zehnten Jahre geschehen werde? Ich erinnere euch an das große Wunderzeichen, das uns einst in Aulis erschien. Wir brachten da im Schatten einer hohen Platane auf geweihten Altären den Himmlischen ein feierliches Opfer. Da schoß plötzlich unter einem der Altäre ein purpurschuppiger, gräßlicher Drache hervor und schlängelte sich an der Platane hinauf. Dort hing im obersten Aste ein Sperlingsnest mit acht nackten Jungen, die sich scheu unter die Blätter duckten und kläglich zwitscherten. Aber der Drache verschlang sie nach einander,

während die Mutter der Vöglein sie jammernd umflatterte. Endlich erhaschte er auch diese am Flügel, indem er sich ringelnd emporschnellte, und fraß sie gleichfalls. Kaum war das geschehen, so verwandelte Zeus den Drachen, den er gesendet, zum offenbaren Wunderzeichen in einen Stein: wir alle sahen es mit Staunen und Grauen. Kalchas aber erhob seine Stimme und weissagte: „Um unsertwillen hat Zeus dies Zeichen erscheinen lassen. Gleichwie der Drache die Küchlein des Sperlings verzehrt hat, acht an der Zahl und zum neunten die sorgende Mutter, so werden wir neun Jahre um Ilios vergebens kämpfen müssen, im zehnten aber die mächtige Stadt vernichten.“ Wohl denn, die neun Kriegsjahre sind vorüber; so haltet hier noch kurze Zeit aus, ihr tapferen Griechen; der Tag des großen Sieges ist uns nicht mehr ferne.“

Auch der greise, erfahrene Held Nestor ermahnte dringend zum Ausharren. „Führe uns nur mutig in den Kampf,“ rief er dem Agamemnon zu, „gewiß, die meisten werden dir freudig folgen. Wer aber heimsegeln will, der mag es thun; wir wollen keinen Feigling hier zurückhalten.“

„Fürwahr, das ist weise gesprochen,“ antwortete Agamemnon hocherfreut. „So wollen wir uns denn gleich zur Schlacht rüsten. Stärke sich jeder mit einer Mahlzeit, bereite Speer und Schild, füttere seine Rosse und besichtige den Streitwagen; dann rücken wir in dichten Haufen auf den Feind los. Wer mir etwa furchtsam bei den Schiffen zurückbleibt, dessen Leib soll den Hunden und Raubvögeln nicht entgehen.“

Durch diese Reden war die Stimmung des Volkes ganz umgewandelt. Alle jauchzten auf in frischem Kriegsmut, daß es tönte wie das Brausen von Meereswogen, die sich beim Sturmwind an den Uferfelsen brechen. Eilends zerstreuten sie sich nach ihren Zelten, nahmen ihr Frühmahl ein und flehten zu den Göttern um Beistand im Kampfe. Der König

Agamemnon aber, von den angesehensten der Heerführer umgeben, opferte dem Zeus einen fetten Stier und ließ dann durch Herolde alle zur Schlacht rufen. Da eilten die Völker herbei, Schar um Schar, und die Fürsten ordneten die Reihen. So zogen sie kampffreudig in zahlreichem Getümmel hinaus auf das Schlachtfeld. Der Boden erdröhnte unter ihren Fußtritten, und von ihren funkelnden Waffen leuchtete die Ebene weithin wie im Feuerglanze.

Die Trojaner erhielten bald durch einen ihrer Späher Kunde von dem heranziehenden Heere der Griechen. Hastig eilten sie zu den Waffen, sammelten sich um ihre Führer und strömten in dichten Schwärmen aus den geöffneten Thoren der Stadt. Draußen ordneten sie sich zur Schlacht und rückten unter lautem Kampfgeschrei den Griechen entgegen.

12. Zweikampf des Paris und Menelaos.

Als beide Heere einander nahe gegenüber standen, trat aus den Reihen der Trojaner der schöne Paris hervor, ein buntes Pardelfell um die Schultern, mit Bogen und Schwert bewaffnet und in den Händen zwei mit Erz beschlagene Lanzen schwingend. So forderte er kecken Mutes den tapfersten der Griechen zum Zweikampfe heraus.

Das hörte Menelaos und freute sich, wie ein hungriger Löwe, der im Gebirge einen Hirsch oder einen Gemsbock als willkommene Beute trifft. Voll Begier, an dem frevelhaften Räuber seines Weibes Rache zu nehmen, sprang er sofort in voller Rüstung von seinem Streitwagen zur Erde herab. Sein bloßer Anblick versetzte den Paris in Angst. Blaß vor Schrecken, als hätte er eine giftige Natter erblickt, fuhr er zurück und entwich mit zitternden Knieen in das Gedränge seiner Genossen.

Erzürnt über solche Feigheit schalt ihn sein tapferer Bruder Hektor: „Unseliger Paris, nur von Gestalt ein Held, in Wahrheit aber nichts als ein Weibergeck und trügerischer Verführer! O wärest du nie geboren oder doch gestorben, ehe du ein fremdes Weib geraubt! Siehe nur, wie die Feinde dich Feigling verlachen! Fürwahr, du würdest kein Mitleid verdienen, wenn du von Menelaos niedergehauen, dich auf dem Boden wälztest, und der Staub deine schöne Gestalt und dein zierliches Lockenhaar besudelte.“

Paris antwortete: „O, Hektor, du tadelst mich nicht mit Unrecht; denn du hast ein Herz wie eine unbiegsame Axt, die wuchtig den Balken durchschneidet; unerschütterlich ist dein Sinn in der Brust; doch schilt nicht auf meine Schönheit, die ja auch eine Gabe der Unsterblichen ist. Wenn du aber durchaus willst, daß ich kämpfe, wohlan, so will ich jetzt vor Trojanern und Griechen mit Menelaos um Helena und alle ihre Schätze den Zweikampf bestehen. Wer von uns beiden siegt, der soll sie besitzen; ihr andern aber macht Frieden und Freundschaft mit einander, und die Griechen kehren von hier in ihre Heimat zurück.“

Hektor vernahm die Worte seines Bruders mit Freude. Sogleich trat er zwischen die Schlachtreihen beider Völker in die Mitte und verkündete mit lauter Stimme den Entschluß des Paris.

Darauf sprach Menelaos: Wohl denn, jetzt endlich werden, wie ich hoffe, Griechen und Trojaner, nachdem sie um des Streites willen, den Paris entzündet hat, so vieles erduldet, versöhnt von einander scheiden. Einer von uns beiden, den das Schicksal dazu bestimmt hat, mag sterben; ihr andern aber sollt euch in Frieden mit einander vertragen. Laßt uns nun den Göttern opfern und holet den alten König Priamos aus der Stadt herbei zur feierlichen Be-

schwörung des Bundes, damit niemand frevelhaft den Vertrag verletze."

Beide Heere freuten sich dieser Worte; denn alle sehnten sich nach dem Ende des verderblichen Krieges. Hektor schickte zwei Herolde nach der Stadt, um schleunig die Opferlämmer zu bringen und den Priamos herbeizurufen; auch der König Agamemnon ließ zwei Lämmer von den Schiffen holen.

Unterdessen war Helena, der die Götterbötin Iris die Kunde von dem bevorstehenden Zweikampfe überbracht hatte, nach dem hohen skäischen Thore geeilt, auf dessen Zinnen Priamos mit den Ältesten des trojanischen Volkes saß, um den Kämpfen auf dem Schlachtfelde zuzuschauen. Als die ehrwürdigen Greise von der Höhe des Turmes die schöne Fürstin sahen, wie sie in einen silberfarbenen Schleier gehüllt herankam, flüsterten sie leise einander zu: „Wahrlich, es ist kein Wunder, daß die Trojaner und Griechen um eines solchen Weibes willen so lange Zeit des Krieges Elend erdulden. Ist sie doch einer unsterblichen Göttin an Schönheit gleich. Aber immerhin mag sie, so herrlich sie ist, heimkehren auf den Schiffen der Griechen, damit sie uns und unsern Söhnen hinfort nicht mehr Jammer bereite."

Priamos aber rief Helena liebreich herbei: „Komm', mein Töchterchen, und setze dich zu mir, damit du deinen früheren Gemahl schauest und deine Verwandten und Freunde; du bist mir nicht schuld an diesem jammervollen Kriege; die Götter nur sind es, die ihn mir aufgeladen haben. Nenne mir denn den Namen jenes gewaltigen Mannes, der dort so stolz und stattlich vor den andern hervorragt. An Höhe des Hauptes zwar sind einige im Heere noch größer; aber von so königlicher Gestalt habe ich doch noch keinen unter ihnen gesehen."

„Das ist des Atreus Sohn, der mächtige König Agamemnon," erwiderte Helena; „er war einst mein Schwager; ach, daß ich Elende ihn verloren habe!"

„O, glückseliger Atride," rief Priamos aus, „du gottgesegneter Fürst, dessen Scepter unzählbare griechische Männer gehorchen! Auch ich zog einst mit einem großen Heere in den Kampf gegen die Amazonen; doch so zahlreich waren wir nicht, wie hier die Griechen. Nun aber nenne mir, liebes Töchterchen, auch dort den andern Mann. Er ragt nicht so hoch mit dem Haupte wie der Atride Agamemnon; aber er ist breiter an Brust und an Schultern. Seine Rüstung liegt auf dem Boden; er selbst umwandelt die Reihen der Männer, wie ein Widder die Schafe."

„Das ist der Sohn des Laertes," antwortete Helena, „Odysseus von der felsigen Insel Ithăka, ein Held voll List und kluger Ratschläge."

„Du hast recht, Fürstin," sagte der Greis Antēnor, der dem Priamos zur Seite saß; „ich kenne den Odysseus; er war ja mit Menelaos als Gesandter der Griechen hier, und ich habe beide in meinem Hause gastlich beherbergt. Wenn sie standen, so überragte Menelaos den Odysseus; sobald sie aber saßen, erschien Odysseus als der stolzere Held. Menelaos sprach kurz und eindringlich; Odysseus aber, als er zum Reden sich erhob, stand erst stille da, die Augen auf die Erde geheftet, den Stab unbeweglich in der Hand, als wäre er verlegen oder einfältig; sobald er aber die gewaltige Stimme aus der Brust ertönen ließ, da stöberten ihm die Worte vom Munde wie Schneeflocken im Winter: kein anderer Sterblicher vermochte sich mit ihm im Reden zu messen, und mit Staunen hafteten nun unsere Blicke auf der Gestalt des Odysseus."

„Wer ist denn der Riese dort," fragte Priamos weiter, „der so hoch mit dem Haupte und den gewaltigen Schultern über alles Volk hervorragt?"

„Das ist Ajas, der Sohn des Telămon,*) der mächtige Hort der Griechen. Weiter drüben steht wie ein Gott unter seinen Kriegern der König Idoměneus von Kreta. Menelaos hat ihn oft in unserem Hause beherbergt, wenn er aus Kreta nach Sparta zum Besuche kam.

So unterredeten sich Priamos und Helena. Unterdessen brachten die Herolde die beiden Lämmer für das Bundesopfer; der eine derselben aber trat zu Priamos heran und rief ihn nach dem Schlachtfelde, dort den Vertrag wegen des Zweikampfes zwischen Paris und Menelaos zu beschwören. Der greise König erschrak bei dieser Nachricht; doch ließ er alsbald seine Rosse anschirren, bestieg den Wagen und fuhr hinaus in das Gefilde.

In der Mitte zwischen beiden Heeren empfingen ihn Agamemnon und Odysseus; die Herolde führten die Opfertiere herbei, mischten in einem blinkenden Kruge den Wein und besprengten die Hände der beiden Könige. Dann zog Agamemnon das Opfermesser, das ihm immer neben der großen Scheide seines Schwertes hing, und schnitt den Lämmern, wie es bei den Opfern gebräuchlich war, das Stirnhaar ab, welches die Herolde an die Fürsten der Trojaner und Griechen verteilten. Darauf betete er, die Hände emporgehoben, mit lauter Stimme:

„Vater Zeus, höchster der Götter, und du, Helios, strahlender Sonnengott, der du alles siehst und weißt, und ihr andern Götter, die ihr den Eidbruch strafet, seid allesamt uns Zeugen und wachet über unserm Schwur! Wenn Paris den Menelaos besiegt, so soll er Helena und alle ihre Schätze

*) Seite 206.

behalten, während wir in die Heimat zurückkehren; tötet aber Menelaos den Paris, dann müssen die Trojaner Helena mit ihren Schätzen zurückgeben und an uns und unsere Nachkommen ein gebührende Buße zahlen. Sollten Priamos und seine Söhne sich weigern, die Buße zu entrichten, so werde ich hier weiter kämpfen und nicht eher ruhen, als bis der Zweck des Krieges erreicht ist."

Nach diesen Worten durchschnitt er den Lämmern die Kehlen und legte die geopferten Tiere auf den Boden; die Herolde schöpften mit goldenen Bechern den Wein aus dem Mischkruge, gossen ihn aus unter Gebeten und die Griechen und Trojaner flehten laut zu den Göttern, denjenigen von ihnen zu verderben, der das heilige Bündnis breche.

Nun kehrte Priamos wieder nach der Stadt zurück: der alte König konnte nicht mit eigenen Augen ansehen, wie sein lieber Sohn auf Tod und Leben mit dem Fürsten Menelaos kämpfte.

Hektor und Odysseus aber maßen jetzt den Kampfplatz ab; dann schüttelte Hektor mit rückwärtsgewandtem Blicke in einem ehernen Helme zwei Lose, um zu entscheiden, wer zuerst den Wurfspeer entsenden dürfe. Heraus sprang das Los des Paris. Nun wappneten sich die beiden Kämpfer, und in Panzer und Helm, die mächtigen Lanzen in der Hand, traten sie in dem abgemessenen Raume zwischen den Reihen der Griechen und Trojaner drohenden Blickes einander gegenüber. Zuerst warf Paris seine Lanze und traf den Schild des Menelaos; aber die Spitze bog sich um an dem harten Erze und drang nicht durch. Dann erhob Menelaos seine Lanze. „Vater Zeus," betete er, „laß mich den strafen, der mich zuerst beleidigt hat, auf daß auch noch einer der späten Enkel sich scheue, dem Gastfreunde Böses zu thun, der ihm Liebe erwiesen." Hierauf schnellte er seine mächtige

Lanze ab. Sie durchbohrte dem Paris Schild und Panzer und zerschlitzte ihm den Leibrock; nur durch eine rasche Wendung zur Seite erging er dem Tode. Da riß Menelaos sein Schwert aus der Scheide und hieb damit dem Gegner auf den Helm, aber die Klinge zersprang und entfiel seiner Hand.

„Warum mißgönnst du mir den Sieg, grausamer Zeus?“ rief Menelaos, zum Himmel aufblickend, stürmte auf den Feind ein, faßte ihn am Helmbusch und riß ihn umgewendet nach der Schlachtreihe der Griechen hin. Und er hätte ihn hinübergeschleift und durch den Helmriemen unter dem Kinn ihm den Hals zugeschnürt, wenn nicht die Göttin Aphrodite die Not ihres Lieblings gesehen und den Riemen gesprengt hätte. So blieb dem Menelaos nur der leere Helm in der nervigen Faust zurück; den schleuderte der Held unmutig den Griechen zu und fuhr von neuem auf Paris los. Aber Aphrodite hüllte diesen plötzlich in dichtes Dunstgewölk und entführte ihn durch die Lüfte nach Troja in sein von Wohlgerüchen duftendes Gemach.

Dorthin kehrte nun auch Helena von dem skäischen Thore zurück. Zürnend wandte sie von dem Gatten die Augen ab und rief: „So kehrst du aus dem Kampfe wieder? O wärest du doch lieber umgekommen, von dem tapferen Manne hingestreckt, der früher mein Gatte war. Du prahltest ja noch vor kurzem, ihn im Lanzenwurfe zu überwinden. Wohlan denn, so gehe jetzt und fordere ihn noch einmal zum Kampfe heraus! Doch nein, laß die Waffen in Ruhe; das zweite Mal würde dich sicher der Speer des Menelaos bewältigen.“

„Kränke mir das Herz nicht so mit deinem Schelten,“ erwiderte ihr Paris. „Nur mit Hilfe der Göttin Athene hat mich Menelaos jetzt besiegt; ein andermal siege ich über ihn; denn auch mir stehen ja Götter zur Seite.

Auf dem Schlachtfelde aber durchstürmte Menelaos noch immer wie ein grimmiges Raubtier das Heer der Trojaner und suchte den Paris auf; doch keiner konnte ihm den entflohenen Feind zeigen. Endlich erhob der Völkerfürst Agamemnon seine Stimme und rief: „Höret mein Wort, ihr Trojaner und Griechen! Offenbar ist der Sieg auf Seiten des Menelaos. So gebet uns denn Helena samt den geraubten Schätzen zurück und zahlet zugleich die gebührende Buße!“

Alle Griechen stimmten diesem Vorschlage bei; die Trojaner aber schwiegen.

13. Pandaros.

Auf dem Olympos saßen unterdessen die Götter im Saale des Zeus beim Mahle versammelt, tranken Nektar aus goldenen Pokalen und schauten auf die Stadt Ilios hernieder. Hera, die Götterkönigin, setzte es in ihrem unversöhnlichen Hasse gegen die Trojaner durch, daß kein Friede unter den Kämpfenden zustande komme, sondern daß der Untergang Trojas von dem Rate der Himmlischen beschlossen wurde. Darum befahl Zeus seiner Tochter Athene, auf das Schlachtfeld zu eilen und die Trojaner zu verführen, daß sie die siegesfrohen Griechen wider den feierlich geschlossenen Vertrag zu beleidigen anfingen.

Wie ein glänzender Stern vom Himmel herabschießt, fuhr die Göttin im Sturmfluge von den Zinnen des Olympos herab und trat in der Gestalt eines Kriegers zu dem trefflichen Bogenschützen Pandăros, der als Bundesgenosse der Trojaner in den Krieg gezogen war.

„Höre, kluger Pandăros,“ sprach sie zu ihm, „du könntest dir jetzt bei allen Trojanern Dank verdienen, zumeist bei Paris, der dir gewiß die reichsten Geschenke gäbe, wenn du

dort den hochmütigen Menelaos niederstrecktest. Wohlan denn, drücke deinen Pfeil auf ihn ab!“

Pandaros ließ sich durch diese Worte bethören und schoß. Sein spitziger Pfeil drang dem Menelaos durch den Leibgürtel und Panzer und ritzte ihm die Haut, daß Blut aus der Wunde quoll und an dem Schenkel herabrieselte.

Als Agamemnon den lieben Bruder bluten sah, eilte er herbei und klagte laut: „Ach, Bruder, dir zum Tode habe ich mit den treulosen Feinden den Vertrag geschlossen; sie haben ihn schmählich gebrochen. Freilich werden sie es schwer büßen müssen, und sicherlich wird endlich der Tag kommen, wo die Stadt Ilios mit Priamos und dem ganzen Volke zerschmettert dahinsinkt; aber wenn du hier im Trojanerlande dahinsterben solltest, wenn ich ohne dich von hier abziehen müßte: wie vermöchte ich so bitteren Schmerz zu ertragen!“

Doch die Wunde war nicht so gefährlich. „Sei ruhig,“ tröstete Menelaos den Bruder, „ich bin nicht zum Tode verwundet; mein Leibgürtel hat mich geschützt.“ Sogleich ließ Agamemnon den trefflichen Arzt Machāon rufen; der zog den Pfeil heraus und legte eine heilende Salbe auf die Wunde.

Noch waren der Arzt und die Freunde um den verwundeten Menelaos beschäftigt, da zogen schon die Schlachtreihen der Trojaner zum Kampfe heran; auch die Griechen griffen wieder zu den Waffen. Agamemnon, voll Zorns über die Falschheit der Trojaner, eilte zu Fuß durch die Scharen und trieb sie zu eifriger Rüstung an. Bald rückten sie, Haufen an Haufen, rastlos in die Schlacht, wie sich Meereswogen von der hohen See gegen die Küste wälzen. Die Trojaner zogen ihnen unter wildem Lärm entgegen, und bald stießen beide Völker zu wütendem Kampfe zusammen. Wie Wölfe würgten sie einander: auf beiden Seiten wurden zahllose Männer hingemordet.

14. Heldenthaten des Diomedes.

Unter den Griechen kämpfte vor allen ruhmvoll Diomēdes, der Sohn des Tydeus.*) Athene, die kriegerische Göttin, hatte ihn an diesem Tage mit wunderbarer Kühnheit und gewaltiger Kraft ausgerüstet. Unaufhaltsam, wie ein angeschwollener Bergstrom, der Brücken und Dämme zerreißt, Bäume entwurzelt und forttreibt und die frisch aufsprossenden Saaten vernichtet, stürmte er, alles vor sich niederwerfend, über das Schlachtfeld dahin. Man wußte nicht mehr, ob er den Griechen oder den Trojanern angehörte, so tief drang er ins Kampfgewühl hinein und war bald da, bald dort.

Als er so verwegen vordrang, sandte ihm plötzlich der bogenkundige Pandăros einen Pfeil in die rechte Schulter, so daß ihm das Blut über den Panzer herabrann. Aber das Geschoß bezwang den Helden nicht: sein Wagenlenker, rasch herbeieilend, zog ihm den Pfeil aus der Wunde, und Diomedes stürzte noch wilderen Mutes, als zuvor, in die Schlacht zurück, Scharen der tapfersten Feinde in den Staub hinstreckend. Auch auf den Pandaros stieß er bald wieder, der, neben dem Trojanerfürsten Änēas auf dem Streitwagen stehend, seine Lanze gegen ihn schleuderte. Sie durchdrang nur des Helden Schild, prallte aber an seinem Panzer ab. „Nicht getroffen!“ rief Diomedes, und sein die Luft durchsausender Speer zerschmetterte alsbald dem Pandaros gräßlich das Haupt, daß er mit rasselnden Waffen leblos aus dem Wagen stürzte. Äneas sprang sogleich herab, um mit vorgestrecktem Schild und Speer den Leichnam des Gefallenen zu schützen. Da faßte der Tydide einen Feldstein, so

*) Tydeus hatte unter den „Sieben gegen Theben“ gefochten, s. S. 187.

gewaltig, wie ihn sonst zwei Männer nicht aufheben könnten, schwang ihn leicht in der Luft und warf ihn dem Trojanerhelden an das Hüftgelenk, daß ihm die Sehnen zerrissen und die Schenkelknochen zermalmt wurden. Äneas sank betäubt in die Kniee, und er wäre umgekommen, wenn nicht die Göttin Aphrodite ihn in ihre Arme genommen und aus der Schlacht getragen hätte.

Diomedes aber setzte nun der Göttin selbst nach, und als er sie in dem Getümmel erreichte, stieß er ihr den Speer durch die Hand, daß ihr göttliches Blut zur Erde niederrann. Laut aufschreiend vor Schmerz, ließ Aphrodite den Äneas zur Erde fallen; doch Apollon brachte den Verwundeten in einer schützenden Wolke nach der Stadt Troja in Sicherheit. Die Göttin aber eilte auf dem Wagen, den der Kriegsgott Ares ihr lieh, so rasch sie konnte, aus dem blutigen Kampfgewühle zu den Höhen des Olympos hinauf. Dort spotteten ihrer Hera und Athene wegen ihrer bitteren Wehklagen; der Vater Zeus aber rief ihr lächelnd zu: „Lieb' Töchterchen, es ist durchaus nicht deine Sache, dich um die Werke des Krieges zu bekümmern. Ordne du lieber anmutige Hochzeitsfeste und überlaß dem Kriegsgotte die Schlachten!"

Als Aphrodite der Schlacht glücklich entronnen war, kämpften die Götter Ares und Apollon in den Vorderreihen der Trojaner. „Hüte dich," rief Apollon dem Diomedes mit Donnerstimme entgegen, „wage nicht, du Sterblicher, den Göttern dich gleich zu schätzen!" Da erkannte der Held plötzlich die beiden Götter und zog sich aus Scheu vor deren Übermacht zurück. Hektor aber, dem der furchtbare Kriegsgott zur Seite stand, richtete nun ein furchtbares Blutbad unter den Griechen an, daß sie allmählich rückwärts wichen zu ihren Schiffen.

Das sahen mit Schrecken Hera und Athene, die hohen Göttinnen, welche vom Olympos herab dem Schlachtgetümmel zuschauten. „Auf, hinunter!“ sprach Hera, „daß wir unsere Freunde beschützen. Sind wir es dem Menelaos nicht schuldig, die ihm widerfahrene Schmach an ganz Troja zu rächen?“

Und alsbald hüllte sich die kriegerische Athene in ihren prächtigen Waffenschmuck, Hera ließ die Rosse an ihren strahlenden Wagen schirren, und beide Göttinnen schwangen sich auf die silbernen Sessel. Hera lenkte das herrliche Gespann durch das Wolkenthor des Olympos, dessen Pforten sogleich vor dem Götterwagen aufkrachten, und als sie draußen ihren Gemahl Zeus erblickte, der, getrennt von den übrigen Göttern, auf der höchsten Spitze des vielgipfligen Olympos thronte, hielt sie sofort die Rosse an und rief dem Zeus zu: „Zürnst du denn nicht endlich deinem wilden Sohne Ares, daß er wider Gebühr so entsetzlich das herrliche Volk der Griechen mordet? Gestatte mir doch, mit recht empfindlichen Schlägen den Frechen vom Kampfplatze fortzutreiben!“ „Nur zu,“ antwortete Zeus, „sende Athene gegen ihn; die versteht es, am bittersten mit ihm zu kämpfen.“

Schnell, wie der Blitz niederfährt, waren die Göttinnen auf dem Schlachtgefilde angelangt. Nachdem sie Wagen und Rosse in einen dichten Wolkenschleier gehüllt hatten, eilten sie sofort den bedrängten Griechen zu Hilfe. In der Gestalt und mit der weithin schallenden Stimme des Helden Stentor rief Hera den Mutlosen zu: „Schämet euch doch, Griechen, eurer Feigheit! So lange der göttliche Achilleus unter euch focht, wagten sich die Trojaner kaum aus ihren Thoren hervor; jetzt streiten sie bereits weit vor der Stadt bei euren Schiffen.“ Mit diesem Rufe erregte sie den Männern wieder den Mut in den Herzen.

Die blauäugige Göttin Athene indessen trat zu Diomedes, der an seinem Wagen stand und sich die Wunde kühlte, welche ihm der Pfeil des Pandăros gebohrt. „Wohlan," rief sie dem Helden zu, scheue dich nicht länger vor dem Kampfe mit dem rasenden Kriegsgotte selber; denn ich bin deine Helferin. Lenke nur mutig deine Rosse schnurstracks auf ihn zu!" Und die Göttin setzte sich selbst in den Wagen neben Diomedes, ergriff Zügel und Peitsche und trieb das Gespann dem Ares entgegen. Eine dichte Nebelhülle machte sie dem Auge des Gottes unsichtbar. Als dieser den Diomedes erblickte, warf er, über das Joch und die Zügel seiner Rosse hinausgelehnt, die eherne Lanze nach dem Helden; doch Athene lenkte sie seitwärts, daß sie an ihm vorübersauste. Da erhob sich Diomedes in seinem Wagen und stieß den Speer, welchen die Göttin leitete, mit aller Macht dem Ares in den Leib. Fürchterlich, wie zehntausend Männer in der Schlacht schreien, brüllte der verwundete Kriegsgott: Trojaner und Griechen zitterten vor Furcht und Entsetzen. Ares aber stürmte, in eine dunkle Wolke gehüllt, wie ein brausender Orkan zum Olympos empor. Dort setzte er sich traurigen Herzens dem Vater Zeus zur Seite und zeigte ihm die blutige Wunde. Doch Zeus schaute ihn finster an und sprach: „Winsele nur nicht so, Verhaßter, der du stets nur Hader und Fehde geliebt hast! Doch du bist mein Sohn, und ich kann deine Qual nicht länger mit ansehen." So übergab er ihn dem Götterarzte Päon zur Pflege, der lindernde Balsamkräuter auf die Wunde streute und sie rasch heilte.

Auch Hera und Athene kehrten nunmehr nach dem Olympos zurück, nachdem es ihnen gelungen, den mordenden Ares aus dem Kampfe zu entfernen.

15. Glaukos und Diomedes.

Auf dem Schlachtfelde aber stritten die Griechen und Trojaner nun ohne die Einmischung der Götter in grausigem Kampfe weiter. Mehr und mehr drangen die Griechen voran, schon wichen die Trojaner gegen die Thore der Stadt zurück.

Da verließ Hektor die Schlacht auf einige Zeit und eilte nach Troja, um seine Mutter, die Königin Hekäbe, aufzufordern, durch große Gelübde und Opfer die Huld der Göttin Athene den Trojanern wieder zuzuwenden, daß sie sich ihrer Frauen und Kinder erbarme und den schrecklichen Tydiden Diomedes von der Stadt abwehre. Denn kein sterblicher Mann vermochte der stürmischen Kraft des unbezwinglichen Helden zu widerstehen.

Jetzt stieß Diomedes in der Mitte beider Heere auf einen Gegner in prachtvoller Rüstung, den er seither noch nicht in der Männerschlacht gesehen hatte. Es war Glaukos, ein Fürst aus dem Lande Lykien, der dem Priamos zur Hilfe herbeigezogen war. „Wer bist du, edler Kämpfer?“ rief der Tydide ihm zu. „Fürwahr, du ragst an Mut hervor vor allen andern, daß du dich meinem Speer entgegenzustellen wagst. Bist du ein Gott, so entsag' ich dem Kampfe mit dir; denn mich gelüstet nicht ferner nach Streit mit den Himmlischen. Doch wenn du ein Sterblicher bist, nun so komm heran, daß du rasch das Ziel des Todes erreichest.“

Glaukos nannte seinen Namen und die lange Reihe seiner ruhmreichen Vorfahren. Da stieß Diomedes sofort seine Lanze in den Boden und antwortete freundlich: „Siehe, du bist mir ja ein lieber Gastfreund von der Väter Zeiten her. Öneus,*) mein Großvater, hat einst deinen Groß-

*) Erstes Buch, Nr. 11, S. 40.

vater Bellerophontes*) zwanzig Tage lang gastfreundlich in seinem Hause bewirtet, und sie gaben einander herrliche Gastgeschenke: mein Großvater dem deinen einen purpurnen Leibgurt, der deinige dem meinen einen goldenen Becher, den ich noch daheim in meinem Hause bewahre. So bist denn auch du mir ein willkommener Gast in meiner Heimat, wie du mich freundlich aufnehmen wirst, wenn ich jemals in dein Land komme. Im Schlachtgewühle aber wollen wir einander meiden. Es bleiben ja noch genug Trojaner übrig für meine Lanze, und du hast dagegen Griechen in Menge vor dir, die du niederstrecken magst, wenn es ein Gott dir vergönnt. Wir aber wollen unsere Rüstungen gegenseitig tauschen, damit auch die andern erkennen, daß wir uns rühmen, Gastfreunde schon von den Vätern her zu sein."

Darauf sprangen beide von ihren Wagen herab, reichten sich die Hände und gelobten sich Freundschaft. Bei dem Tausche der Waffen verlor Glaukos; denn seine Rüstung war von Gold, die des Diomedes nur eine eherne; doch darauf achtete jener nicht und gab die wertvolleren Waffen freudig hin gegen die geringeren.

16. Hektor in Troja.

Hektor war unterdessen in die Stadt nach dem Palaste des Priamos gekommen. Dort traf er in der Halle die greise Königin Hekäbe und sprach zu ihr: „Liebe Mutter, versammelte die edelsten Frauen Trojas um dich, gehe mit Rauchwerk in den Tempel der Pallas Athene, lege der Göttin ein Gewand, das köstlichste, welches du in der Lade hast, auf die Kniee und gelobe ihr zwölf untadelige Kühe zum

*) Erstes Buch, Nr. 8, S. 31 ff.

Opfer, wenn sie sich Trojas erbarme und den wilden Diomedes von der Stadt abwehre. Ich will jetzt zu meinem Bruder Paris eilen, um ihn in die Schlacht zu rufen, wofern er meines Rufes noch achtet. Schlänge ihn doch die Erde lebendig hinab; denn er ist uns allen zum Verderben geboren!"

Die alte Königin erfüllte sogleich ihres Sohnes Bitte. Von den vornehmsten Trojanerinnen umgeben, weihte sie im Tempel der Pallas Athene die köstlichen Opfergaben; doch die Göttin versagte dem Flehen der Frauen die Gewährung.

Hektor war mittlerweile in das Haus des Paris gekommen. Er traf den Bruder, wie er in seinem Gemache die schönen Waffen musterte; Helena, seine Gemahlin, saß in der Nähe, mit ihren Dienerinnen am Webstuhle beschäftigt. Als Hektor den Paris erblickte, rief er ihm scheltend zu: „Das ist nicht recht von dir, hier ruhig zu sitzen, während um deinetwillen sich die Völker draußen vor den Mauern in blutigem Kampfe morden. Auf zur Schlacht, ehe die Stadt in feindlichem Feuer auflodert!"

Paris antwortete: „Scham und Gram über den mißlungenen Kampf gegen Menelaos hat mich hier zurückgehalten. Doch Helena hat mir zugeredet, wieder in die Schlacht zu gehen, und ich bin auch dazu bereit. Wohlan denn, warte so lange, bis ich meine Rüstung angelegt habe, oder gehe voraus, ich komme dir nach und werde dich hoffentlich bald einholen."

Darauf sprach Helena mit holden Worten zu Hektor: „O lieber Schwager, welch Unheil habe ich schnödes Weib über euch alle gebracht! Hätten mich doch die Meereswellen verschlungen, ehe solches geschehen! Oder wäre ich wenigstens die Gattin eines besseren Mannes, der keine Schmach erdulden könnte, und dem die Vorwürfe der Seinen zu Herzen

gingen! Dem Paris aber fehlt alle Herzhaftigkeit, und die Frucht seiner Feigheit wird nicht ausbleiben. Doch tritt näher, lieber Hektor, und setze dich zu uns! Ruhe ein wenig aus von der furchtbaren Kriegsarbeit, die um meinetwillen auf dir lastet!"

„Nein," erwiderte Hektor, „ich darf nicht hier weilen; mein Herz drängt mich zu den Unsern in den Kampf hinaus. Zuvor aber will ich noch nach meinem Hause gehen und nach meinem Weibe und Söhnlein schauen; wer weiß, ob ich sie noch einmal wiedersehe! Treibe nur deinen Mann da an, damit er noch innerhalb der Stadtmauer mich erreiche."

Mit diesen Worten entfernte sich der Held.

17. Hektor und Andromache.

Als Hektor in sein Haus trat, fand er seine Gemahlin Andromäche nicht daheim. Sie war, wie ihm eine Dienerin sagte, voll Sorge und Angst nach dem skäischen Thore geeilt, um dort von einem hohen Turme auf das Schlachtfeld herabzuschauen; denn sie hatte gehört, daß die Trojaner in Bedrängnis schwebten und die Obmacht der Griechen gewaltig sei. Die Wärterin mußte ihr das Knäblein nachtragen.

Bald hatte Hektor den Weg durch die Stadt nach dem Thore zurückgelegt. Da kam ihm Andromache hastigen Laufes entgegen; die Dienerin folgte ihr, in den Armen das zarte Kind tragend, Hektors Söhnlein Astyänax, holdstrahlend wie ein schön leuchtendes Gestirn. Mit stillem Lächeln blickte der Vater auf sein Kind; Andromache aber trat mit Thränen im Auge zu dem Gatten, ergriff seine Hand und sprach:

„Böser Mann, gewiß bringt dein Mut dir noch den Tod; denn bald werden die Feinde dich zu Boden schlagen, indem sie insgesamt wider dich einstürmen. Ach, gedenke doch deines lallenden Kindes und deines unglücklichen Weibes!

Wenn ich dich verlieren sollte, so wäre es besser, mich deckte die Erde; denn dann bleibt mir kein Trost mehr übrig. Meine Mutter ist ja gestorben; den Vater und die sieben Brüder hat mir Achilleus erschlagen, als er meine Vaterstadt zerstörte. So bist denn du, mein Hektor, mir nun Vater zugleich und würdige Mutter, bist mir Bruder und mit mir verbunden als blühender Ehegemahl. Darum habe Mitleid mit mir und bleibe hier auf dem Burgturm; mache dein Kind nicht zur Waise, deine Gattin nicht zur Witwe! Stelle das Heer dort am Feigenhügel auf, wo die Mauer am leichtesten zu ersteigen ist; dreimal haben die tapfersten Führer der Griechen schon den Sturm dorthin gelenkt."

Liebevoll antwortete Hektor: „Wahrlich, auch mein Herz ist bekümmert, liebes Weib; aber ich müßte mich ja schämen vor Trojas Männern und Frauen, wenn ich, wie ein Feigling, aus dem Kampfgewühle mich auf die Seite stehlen wollte. Auch verbietet mir das mein eigener Mut, der mich antreibt, allezeit in den vordersten Reihen der Trojaner zu fechten zum Ruhme meines Vaters und zu meiner eigenen Ehre. Soviel freilich weiß ich sicher: es wird der Tag kommen, wo das heilige Ilios in Staub sinkt und Priamos samt all' seinem Volke; aber das Schmerzgeschick der Trojaner und das Los meiner Eltern und Brüder, wenn sie durch das Schwert der Feinde fallen, geht mir so tief nicht zu Herzen, als das deine, wenn dich einer der erzgepanzerten Griechen als Sklavin mit sich schleppt und du dann im fremden Lande am Webstuhle sitzest oder Wasser holst am Brunnen und hören mußt, wie jemand, der dich weinen sieht, ausruft: sehet, das ist Hektors Weib, des tapfersten Helden der Trojaner, als die Griechen ihre Stadt umlagerten. Möge der Grabhügel mich decken, ehe mir dein Jammergeschrei ans Ohr dringt, wenn sie dich entführen."

So sprach er und streckte die Arme nach dem Knäblein aus. Aber das Kindlein schrie und drückte sich fest an die Brust der Dienerin aus Schreck vor dem flatternden Helmbusch des Vaters. Da nahm Hektor lächelnd den schimmernden Helm vom Haupte und legte ihn auf die Erde nieder; dann küßte er das liebe Söhnchen, schaukelte es sanft in den Armen und flehte zum Himmel empor:

„Zeus und ihr andern Götter, verleihet, daß mein Sohn mir gleich werde, ein kraftvoller Held und ein mächtiger Fürst von Troja; möge man dereinst von ihm sagen: der überraget noch weit seinen Vater, wenn er mit der blutigen Rüstung seines erschlagenen Feindes aus der Schlacht heimkehrt, seiner Mutter zur Freude!"

Mit diesen Worten gab er das Kind der lieben Gattin, die es unter Thränen lächelnd an ihr Herz schloß. Hektor aber streichelte sie lind mit der Hand und sagte tröstend: „Armes Weib, gräme dich doch nicht allzusehr! Gegen des Schicksals Beschluß wird keiner mich töten; seinem Verhängnis aber ist noch kein sterblicher Mann entronnen, weder ein feiger, noch ein tapferer. Jetzt eile nach Hause und besorge die Dinge, die dir obliegen, den Webstuhl sowie die Spindel, und überwache die Arbeit deiner dienenden Weiber; das Geschäft des Krieges aber gebühret Trojas Männern, und mir vor allen am meisten."

Dann nahm er seinen Helm vom Boden auf, und Andromache ging nach Hause, indem sie noch oft sich umschaute und Thränen vergoß. Als die Dienerinnen sie bei ihrer Rückkehr weinen sahen, brachen auch sie in Wehklagen aus und schluchzten mit ihr; denn sie vermeinten, daß Hektor nimmer wieder aus dem Schlachtgetümmel heimkehren werde, und trauerten um ihn, als wäre er schon gefallen.

Paris erreichte den Hektor, als dieser sich eben von Andromache getrennt hatte. In strahlende Erzrüstung

gehüllt, eilte er aus seinem Palaste herbei, wie ein junges Roß, das sich von der Krippe losgerissen hat und zum Bade im kühlen Strome rennt. „Nicht wahr," rief er dem Bruder von weitem zu, „ich habe dich durch mein Zaudern aufgehalten und bin nicht da zur rechten Zeit!"

Hektor erwiderte: „Mein Lieber, billig zu reden, bist du ein kraftvoller Streiter; doch bist du mit Absicht saumselig und hast keine Lust. Da verdrießt es mich denn im Herzen, wenn ich Schmähungen über dich hören muß von seiten der Trojaner, die ja unsägliche Mühsal erdulden um deinetwillen. Doch laß uns gehen; darüber wollen wir später einmal reden, wenn uns Zeus die Gnade verleiht, einst in unserem Palaste ein frohes Festmahl der Freiheit zu begehen, nachdem wir die Griechen aus Trojas Fluren hinweggejagt!"

So sprach er, und die beiden Brüder eilten zum Kampfe hinaus.

18. Hektor und Ajas.

Als Hektor wieder auf dem Schlachtfelde erschien, wo der männermordende Streit unterdessen fortgewütet hatte, trat er alsbald, den Speer in der Mitte haltend, zwischen die kämpfenden Heere, und auf dieses Zeichen ruhten sogleich die Waffen auf beiden Seiten: die feindlichen Völker lagerten sich, von Schilden, Helmen und Lanzen umstarrt, in gedrängten Reihen auf dem weiten Gefilde. Hektor aber hub an mit lauter Stimme:

„Höret meine Worte, Trojaner und Griechen, damit ich sage, was mir die Seele in der Brust gebietet! Unsern heutigen Bund hat Zeus vereitelt, und unser Zwist ist nicht geschlichtet worden, wie wir es hofften. So wollen wir denn einen neuen Zweikampf bestimmen, der dem weiteren

Blutvergießen jetzt ein Ende mache. Wohlan, ihr Griechen, sendet den tapfersten eurer Helden her, um mit mir zu kämpfen! Erlegt er mich, so möge er mir die Rüstung nehmen und zu den Schiffen wegtragen, meinen Leichnam aber den Trojanern zurückliefern, damit sie ihm die Ehre des Scheiterhaufens erweisen können. Gewähren aber mir die Götter den Sieg, so hänge ich des Gegners Rüstung im Tempel des Apollon zu Troja auf, seinen Leib jedoch überlasse ich den Griechen, damit sie ihn mit Pracht bestatten und ihm am Hellespont ein Grabmal auftürmen können, von dem in späteren Zeiten noch der vorübersegelnde Schiffer sage: „Sehet, hier raget der Grabhügel eines längst verstorbenen wackeren Helden, den der ruhmstrahlende Hektor zu Boden schlug!"

Also sprach Hektor, und im Lager der Griechen wurde es stille; denn mit dem gewaltigen Trojanerhelden zu kämpfen, war gefahrvoll. Endlich sprang Menelaos zornig auf und schalt die übrigen Fürsten: „Ha, ihr Großprahler, nicht mutige Männer seid ihr, sondern zaghafte Weiber. Wagt wirklich keiner von euch allen, sich mit Hektor im Kampfe zu messen? Wohl, so werde ich mich rüsten; wer weiß, ob's mir vielleicht gelingt: der Ausgang der Kämpfe ruht ja in der Hand der unsterblichen Götter."

Und schon griff er nach den Waffen und wollte fort; aber die Fürsten hielten ihn zurück, und sein Bruder Agamemnon nahm ihn bei der rechten Hand und sprach: „Hüte dich, mit dem Manne zu streiten, der dir an Stärke überlegen ist und schon manchen tapferen Griechen in den Staub dahingestreckt hat!" Menelaos fügte sich diesem verständigen Rate.

Jetzt aber nahm der greise Nestor das Wort und sagte: „Wehe euch, ihr Mutlosen! Wie würden die alten Helden, die tapferen Krieger meiner Jugendzeit, trauern, wenn sie

hörten, wie ihr alle so schmählich vor des Trojaners Stimme verstummet! Ach, daß ich noch jung wäre! Sogleich würde ich dem Hektor zum Kampfe mich stellen. Aber euch ist das Mark in den Knochen verschwunden".

Diese Worte wirkten. Neun Männer traten vor und erboten sich zu dem Zweikampfe, unter ihnen Agamemnon, Odysseus, Ajas und Diomēdes. „Wohlan, so loset," sprach Nestor wieder, „Zeus mag entscheiden, wer zu dem ruhmvollen Streite der tauglichste ist." Nun warf jeder ein Los in Agamemnons Helm, Nestor schüttelte, und heraus sprang das Los des Telamoniers Ajas. „Wahrlich, es ist mein Los," rief der Held voll Stolz, „und mein Herz freut sich; denn ich hoffe auf Sieg. Ihr alle, betet in der Stille oder laut zum Zeus, während ich mich rüste!"

Das Volk gehorchte ihm, und bald schritt Ajas, den hochragenden kraftvollen Leib in blinkende Erzwaffen gehüllt, das wildtrotzige Antlitz von Lächeln umspielt, mächtigen Schrittes, wie der gewaltige Kriegsgott, dem harrenden Hektor entgegen. Die Griechen frohlockten bei seinem Anblick, die Trojaner aber zitterten Mann für Mann, als er daher kam, in der Linken den undurchdringlichen Schild, der aus sieben über einander gelegten Stierhäuten mit ehernem Überzuge bereitet war. „Siehe doch, Hektor," rief er aus, „daß unter dem Volke der Griechen noch Helden sind, die deinen Aufruf nicht scheuen, auch wenn der göttergleiche Achilleus auf dem Kampfplatze fehlt. Wohlan denn, beginne den Zweikampf!

„Versuche nicht, mir bange zu machen, stolzer Sohn des Telămon," antwortete Hektor. „Ich verstehe mich auf den Männerkampf und weiß die Waffen zu führen. Aber nicht mit heimtückischer List will ich dich überraschen; ich sende den Speer dir offen zu."

Mit diesen Worten warf er die Lanze gegen ihn. Sie fuhr dem Ajas in den Schild und durchbohrte sechs der ledernen Schichten; erst in der siebenten Haut blieb sie stecken. Nun sauste die Lanze des Ajas durch die Luft: sie fuhr durch Hektors runden Schild und durchbrach seinen Panzer; doch drang sie ihm nicht ins Fleisch, da er sich geschickt zur Seite bog. Hierauf zogen beide die Lanzen aus den Schilden und rannten damit wie blutgierige Löwen gegen einander. Hektor stieß mitten auf den Schild des Ajas, aber die Lanzenspitze bog sich krumm an der Erzdecke, ohne einzudringen; Ajas durchbohrte den Schild des Gegners und streifte ihm selbst den Hals, daß Blut ihm auf den Panzer rann. Doch Hektor ließ nicht ab vom Kampfe; er wich nur ein wenig zurück, hob einen großen zackigen Feldstein auf und warf ihn mit nerviger Hand dem Ajas nach dem Kopfe, traf aber wieder nur dessen Schild, daß das Erz davon weit umher erdröhnte. Alsbald packte Ajas einen noch viel größeren Stein und schleuderte ihn mit solcher Gewalt auf den Gegner, daß er dessen Schild nach innen brach und ihm das Knie verletzte. Hektor fiel rücklings zu Boden; doch hielt er den Schild fest in der Hand und richtete sich rasch wieder auf. Beide Helden wollten nun mit dem Schwerte auf einander losgehen, um den langen Kampf endlich zu entscheiden; da aber sprangen die Herolde, der eine von den Trojanern, der andere von den Griechen, herbei und streckten die Stäbe zwischen die Streitenden. „Halt!“ rief der Trojaner, „es ist nun des Kampfes genug. Ihr beide seid wackere Streiter und beide von Zeus geliebt, deß sind wir alle Zeugen. Jetzt aber sinkt die Nacht herab, und ratsam ist es, der Nacht Folge zu leisten.“

„Gut,“ sagte Ajas, „ermahne nur jenen zum Stillstand; er ist es ja, der mich zum Zweikampfe herausge=

fordert; will er jetzt ruhen, so lasse auch ich mir's gefallen." Und Hektor sprach: „Fürwahr, Ajas, ein Gott hat dir gewaltige Kraft verliehen und auf den Speerwurf verstehst du dich vor allen Griechen; laß uns denn jetzt ausruhen vom Streite; ein andermal wollen wir ihn fortsetzen, bis ein Gott den Kampf entscheidet und einem von beiden Teilen den Sieg verleiht. Siehe, die Nacht bricht herein; gehe du zu den Schiffen und erquicke dich am Mahle mit den Deinen; ich kehre in die Stadt zurück, wo mich die Trojaner mit Jubel empfangen werden. Zuvor aber laß uns noch rühmliche Geschenke austauschen, damit einst die Griechen und Trojaner sagen: „Sehet, sie kämpften zuerst den Kampf der Zwietracht gegen einander, dann aber schieden sie in Frieden und Freundschaft."

Nach diesen Worten reichte er dem Ajas sein Schwert mit dem silbernen Griff samt der Scheide und dem zierlichen Wehrgehenk; Ajas aber schenkte ihm dagegen seinen purpurnen Leibgurt. So schieden die trefflichen Helden von einander.

19. Sieg der Trojaner. Botschaft der Griechen an Achilleus.

In der nächsten Schlacht waren die Trojaner siegreich: die Griechen wurden bis zu ihren Schiffen zurückgeworfen, wo die Nacht dem Kampfe ein Ziel setzte. Zwar hatten sie, auf Nestors klugen Rat, ihr Lager durch eine Mauer mit starken Thoren und Türmen und einen tiefen Graben befestigt; allein diese Schutzwehr schien gegen den stürmischen Andrang der ermutigten Feinde kaum noch ausreichende Sicherheit zu bieten.

Hektor mit seinen Scharen brachte die Nacht unter freiem Himmel auf dem Schlachtfelde zu: in Haufen von je fünfzig Mann waren die Trojaner um tausend lodernde

Wachtfeuer gelagert, um beim Anbruch des nächsten Morgens den Angriff auf die feindlichen Schiffe mit Macht zu beginnen.

Im Lager der Griechen dagegen herrschte Unmut und Angst, und tiefbekümmert ratschlagten die Fürsten darüber, was zu thun sei. Schon verzweifelte Agamemnon, daß ihm jemals die Eroberung Trojas gelingen werde, und riet, eiligst die Schiffe ins Meer zu ziehen und nach dem Lande der Väter zurückzukehren. Aber der beherzte Diomēdes konnte so mutlose Rede nicht dulden. „Wohlan, o König," rief er, „wenn dich das Herz so gewaltig nach der Heimat treibt, so ziehe davon! Wir andern Griechen aber wollen standhalten so lange, bis wir die Stadt des Priamos zertrümmert haben. Und wenn sie alle von dannen gehen sollten, so harre ich allein aus mit den Meinen und kämpfe weiter; denn der Wille der Götter hat uns hierher geführt." Dies Wort stärkte wieder den Mut der Helden.

Der alte Nestor aber erinnerte den Agamemnon an den noch fortdauernden Zwist mit Achilleus und sprach: „Jetzt ist es Zeit, darauf zu sinnen, wie wir das Herz des gekränkten Helden zur Versöhnung bewegen. So lange er dem Heere fehlt, wird das Unheil nicht von uns weichen." Agamemnon bekannte: „Es ist wahr, ich habe gegen den tapferen Peliden gefehlt; aber ich will mein Unrecht gerne gut machen." Und er erklärte, dem Achilleus die reichsten Geschenke zu bieten, wenn er von seinem Zorne ablassen wollte. Mit dieser Botschaft wurden sogleich Ajas, Odysseus und Phönix, der alte Führer und Freund des Achilleus, mit zwei Herolden nach dem Zelte des Peliden abgesandt.

Sie fanden den Achilleus, wie er eben auf der hellklingenden Leier spielte und dazu die Siegesthaten der alten Helden sang. Bei ihm saß sein trauter Freund Patroklos und horchte dem mächtigen Liede. Achilleus erhob sich so-

gleich von seinem Sitze und empfing die Männer mit freundlichem Antlitz. „Seid gegrüßt, Freunde," sprach er, ihnen die Hand reichend, „ihr seid mir wahrlich vor allen willkommen." Dann hieß er sie niedersitzen auf Lehnstühlen und purpurnen Teppichen und rief dem Patroklos zu: „Bringe einen größeren Mischkrug, mische auch stärkeren Wein und reiche jedem einen Becher; denn die wertesten Männer sind unter meinem Dache. Hierauf ließ er ein köstliches Mahl herrichten, und alle erlabten sich an Speise und Trank.

Nach beendeter Mahlzeit aber ergriff der beredte Odysseus das Wort und sprach: „O Sohn des Peleus, nicht um deines reichen Mahles willen, sondern von großer Not bedrängt sind wir zu dir gekommen. Wir sind verloren, wenn du uns nicht Rettung bringst. Denn Hektor mit seinen Trojanern wütet über alle Maßen und bedroht schon den Wall unseres Lagers und unsere Schiffe. Selbst der Nacht weicht er nicht mehr, sondern er hat sich mit seinen Scharen nahe bei uns auf offenem Felde gelagert, und weithin flammt die Ebene von den Wachtfeuern der Trojaner. Mit Ungeduld harrt er auf den Anbruch des Morgens, um unsere Schiffe in Brand zu stecken und uns alle zwischen den rauchenden Trümmern niederzumachen. Nur dich hat er immer gefürchtet, und du allein könntest uns vor ihm retten. Wohlan denn, erhebe dich für uns, ehe es zu spät ist; bändige den Stolz in deiner Brust; freundlicher Sinn ist ja besser als unheilstiftender Hader." Und er zählte alle die köstlichen Gaben auf, die Agamemnon ihm zur Versöhnung anbieten ließ.

Aber der bitter grollende Held erwiderte: „Frei und ohne Rückhalt will ich auf deine Rede antworten, edler Odysseus, wie ich im Herzen denke; denn verhaßt wie die Pforten der Unterwelt ist mir, wer anderes redet als was er im Herzen birgt. So höre denn: Weder Agamemnon

noch ein anderer der Fürsten wird mich bewegen, wieder im Heere der Griechen zu kämpfen; denn meine Tapferkeit findet nicht den verdienten Dank. Zwölf Städte habe ich zur See erobert und elf zu Lande, und was ich erbeutet, das habe ich dem Agamemnon dargebracht; der aber behielt das meiste für sich und verteilte nur weniges. Endlich nahm er mir noch mein Ehrengeschenk, das liebste, was ich hatte. Jetzt wende er sich nimmer wieder an mich; mag er mit dir und den andern Fürsten den Hektor und das feindliche Feuer von euren Schiffen abwehren! Mich gelüstet nicht mehr nach dem Kampfe. Ich ziehe morgen schon meine Schiffe ins Meer und rüste sie zur Heimfahrt; hast du Lust, so kannst du sie noch im Morgenrot auf dem Hellespont dahinschwimmen sehen. Zu Hause aber finde ich so viele Güter aufgehäuft, daß ich der Geschenke des verhaßten Agamemnon gar nicht bedarf. Böte er mir noch zwanzigmal mehr, dennoch wird er meinen Sinn nicht beugen. Keine Schätze wiegen mir das Leben auf, das nimmer wiederkehret, wenn es einmal dahin ist. Meine göttliche Mutter, die silberfüßige Thetis, hat mir das Los verkündet, das mir bestimmt ist: entweder unvergänglicher Ruhm, aber früher Tod in der Schlacht, oder ein langes Leben, wenn auch ohne herrlichen Ruhm, wofern ich von hier in das Land meiner Väter zurückkehre. Nun, so ziehe ich denn jetzt nach der Heimat, und auch euch andern rate ich: segelt ab mit euren Schiffen, ehe Hektor sie verbrennt. Das hohe Troja, das von Zeus mächtig beschützt ist, werdet ihr doch nimmer bezwingen."

Auch die flehentlichen Bitten und Thränen des greisen Phönix, den Peleus seinem Sohne zum Begleiter in den Krieg mitgegeben hatte, vermochten nichts über des Achilleus starren Sinn; ebensowenig die Worte des trefflichen Ajas.

„Laßt uns gehen," sprach der letztere endlich zu Odysseus, „der Grausame trägt ein unversöhnliches Herz in der Brust." Und die beiden Helden standen auf und gingen mit den Herolden von dannen; den alten Phönix aber behielt Achilleus als Gast in seinem Zelte zurück.

20. Dolon und Rhesos.

Agamemnon und die übrigen Fürsten waren schwer betroffen über die ablehnende Antwort, welche die beiden Abgesandten ihnen von Achilleus überbrachten. Sie mußten also der Hilfe des gewaltigsten der Helden auch in der bevorstehenden entscheidungsvollen Schlacht entbehren, und nicht ohne ernste Sorgen gingen sie auseinander, ein jeder in sein Zelt, um in erquickendem Schlummer neue Kraft für die Kämpfe des folgenden Tages zu sammeln.

Doch Agamemnon, der Völkerfürst, konnte keine Ruhe finden. Kummervoll warf er sich auf seinem Lager hin und her, und Seufzer drangen wie Schneegestöber aus seiner gequälten Brust. Endlich stand er auf und trat vor sein Zelt: der verworrene Lärm, das Rufen und Pfeifen, das von den Wachtfeuern der Trojaner zu ihm herüberschallte, vermehrte nur seine Unruhe. Rasch warf er sich eine große Löwenhaut um die Schultern, eilte nach dem Zelte des Nestor und weckte den alten Helden aus dem Schlafe. Dann berief er auch die übrigen Fürsten zu neuer Beratung. Sie versammelten sich auf einem Hügel vor dem Graben des Lagers, und Nestor begann: „Wie, ihr Freunde, sollte sich denn jetzt nicht ein Mann finden lassen, der die Kühnheit hätte, hinzugehen zu dem Lager der Trojaner, um auszukundschaften, was sie vorhaben: ob sie hier auf dem Schlachtfelde zu bleiben gedenken oder in die Stadt zurückkehren, zufrieden mit ihrem Siege über die Griechen.

Alsbald erbot sich der kühne Diomēdes zu dem Wagestück, falls ein Begleiter sich zu ihm gesellen wollte. Viele waren dazu bereit; Diomedes aber wählte sich den klugen Odysseus zum Genossen aus, „denn," sagte er, „der ist nie um den glücklichen Ausweg verlegen. Wenn er mit mir geht, so werden wir unversehrt wieder zurückkehren, selbst wenn wir in ein flammendes Feuermeer geraten sollten; denn er weiß Rat wie keiner!"

„Nun denn," sagte Odysseus, „gehen wir sogleich; die Sterne sind schon weit vorgerückt und zwei Dritteile der Nacht bereits verstrichen." Und alsbald verließen sie beide wohlgerüstet das griechische Lager und schritten über Waffen und Leichen durch das dunkle Feld dahin.

Gleichzeitig hatte auch Hektor einen Kundschafter ausgesandt, den Dolon, dem er die Rosse und den Streitwagen des Achilleus zum Lohne verhieß, wenn er das Lager der Griechen erforsche und die Beratung der Fürsten belausche. Dolons Weg brachte ihn den beiden Helden nahe: da hörte Odysseus die Tritte des Läufers und wandte sich mit Diomedes beiseite, bis er eine kleine Strecke vorüber war; dann rannten beide hinter ihm her, wie Jagdhunde, die einen Hasen verfolgen, und trieben ihn den Schiffen zu, daß er nach dem Lager der Trojaner nicht wieder umzulenken vermochte. „Steh," rief ihm endlich Diomedes mit furchtbarer Stimme zu, „oder ich werfe dich mit der Lanze nieder!" Und Dolon stand, zitternd vor Angst, daß ihm die Zähne klapperten, und flehte, als ihn die Helden mit den Händen festhielten: „Ach, nehmt mich doch lebendig gefangen; ich bin reich und will euch Lösegeld geben, soviel ihr nur wollet!" „Sei getrost," antwortete Odysseus, „und mache dir keine Todesgedanken, wenn du uns ehrlich die Wahrheit sagst, warum du so allein in der dunklen Nacht aus eurem Lager nach unsern Schiffen zu gehest."

Als Dolon bebend gestanden hatte, wie er die Ratschläge der Griechen habe erlauschen wollen und wie er großes Verlangen getragen nach dem prächtigen Rossegespann des Achilleus, das ihm Hektor versprochen habe, erwiderte Odysseus lächelnd: „Ei, sieh doch, Lieber, dich gelüstet nach gewaltigen Dingen. Schade nur, daß die unbändigen Rosse des Achilleus keinem andern Lenker gehorchen, als ihrem Herrn allein! Doch nun sage mir auf der Stelle: wo ist Hektor, wo stehen seine Rosse? Wo sind die andern Trojaner gelagert, wo die Bundesgenossen?"

Dolon nannte den Ort, wo Hektor mit den Fürsten Rat hielt und fuhr dann fort: Die Trojaner liegen in einzelnen Haufen um die Feuer, munteren Auges, und ermahnen sich wechselseitig, zu wachen. Die Bundesgenossen aber schlafen abseits von ihnen und haben keine Feuer; sie überlassen den Trojanern das Wächteramt. Wenn ihr ins trojanische Lager gehen wollet, so stoßet ihr zuerst auf die eben angekommenen Thrazier, die um ihren Fürsten Rhesos hingestreckt sind. Seine schneeweißen Rosse sind die schönsten, die man sehen kann, und dabei im Laufe schnell wie der Wind. Auch hat er eine prachtvolle goldene Rüstung mitgebracht, wie ein Unsterblicher, und nicht wie ein Mensch. Nun wißt ihr alles; führet mich denn gefangen zu euren Schiffen, oder laßt mich gefesselt hier zurück und sehet selbst, ob ich die Wahrheit gesagt habe oder nicht." Der arme Wicht! Ihn den weiten Weg bis ins Lager zu führen, war keine Zeit mehr. Und womit hätten die Helden ihn binden sollen? Ihn laufen zu lassen, ging noch weniger an. Diomedes hieb ihm daher mit dem Schwert durch den Nacken, daß der Kopf in den Sand hinrollte.

Dann gingen die beiden Griechen rasch vorwärts und stießen an dem bezeichneten Orte auf den schlafenden Rhesos und seine wunderschönen Rosse. Wie ein Löwe grimmigen

Mutes unter Schafe oder Ziegen fährt, hieb Diomedes wild auf die schlafenden Thrazier ein und erschlug ihrer zwölf samt dem Rhesos selbst; Odysseus aber zog die Erschlagenen an den Füßen beiseite, um den Pferden, die er vom Wagen losgeknüpft hatte, freie Bahn zu machen. Hierauf bestiegen sie die Rosse und trabten in stürmischer Eile dem Schiffslager zu. Es war zu spät, dem Raube zu wehren, als ein Freund des Rhesos, der Führer des zunächst lagernden Haufens, bei dem Geräusch aus dem Schlafe erwachte und mit lautem Geschrei aufsprang. Die beiden Helden waren längst im Dunkel der Nacht verschwunden.

Als sie mit den erbeuteten prachtvollen Rossen im Lager anlangten, wurden sie von den anderen Fürsten, die bei der Lagerwache am Graben um ein Feuer gelagert ihrer Rückkehr harrten, mit Jubel empfangen. Das wohlgelungene Abenteuer frischte den gesunkenen Mut der Griechen wieder auf.

21. Neue Schlacht. Kampf um die Mauer und die Schiffe der Griechen.

Am nächsten Morgen begann der Kampf von neuem. Agamemnon, in seine prächtige Rüstung gehüllt, führte das Griechenheer in wohlgeordneten Scharen zur Schlacht: voran die Streiter zu Fuß, ihnen nach die Reisigen auf ihren Streitwagen; unter lautem Getümmel ging's vorwärts.

Auf der andern Seite hielten die Trojaner einen Hügel des Feldes besetzt: Hektor, in strahlendem Waffenschmucke, ordnete das Heer. Gleichwie am Nachthimmel ein hell leuchtender Stern aus dem Gewölk hervortritt und dann wieder hinter die Wolkenschatten zurücktaucht, so erschien der Held bald unter den vordersten, bald wieder unter den hintersten Reihen und ermunterte die Krieger.

Jetzt stürmten beide Heere mordend gegen einander: furchtbar war das Getümmel, furchtbar das Gemetzel; wie Wölfe tobten die Streiter. Während des ganzen Morgens schwankte der Kampf unentschieden; um die Mittagszeit durchbrachen die Griechen die Reihen der Trojaner. Agamemnon allen voran, erlegte mehrere Feinde mit starker Hand und trieb den Hektor mit den Seinen bis gegen die Stadt hin; dann aber wurde er am Arme verwundet und mußte sich in sein Zelt zurückziehen. Jetzt rief Hektor die Trojaner zum Angriffe und fuhr an ihrer Spitze wie ein Sturmwind gegen die Feinde. Aber der Tydide Diomedes trat ihm entgegen und schleuderte ihm seine Lanze so mächtig auf den eisernen Helm, daß Hektor zu Boden taumelte; doch erhob er sich gleich wieder, sprang auf seinen Wagen und rettete sich vor dem Tode in das Gedränge der Trojaner. Paris rächte den Bruder: er schoß dem Diomedes einen Pfeil in den Fuß, und der tapfere Tydide mußte unter heftigen Schmerzen den Kampfplatz verlassen. Odysseus hielt sich noch länger gegen die ihn umringenden Feinde, wie ein grimmiger Eber den auf ihn anspringenden Jagdhunden und Jägern entgegensteht; endlich traf ihn ein Lanzenstich in die Seite, daß das Blut hervorsprang und er zurückweichen mußte. Auf seinen lauten Hilferuf eilten Menelaos und Ajas herbei, deren Herannahen die Trojaner auseinanderscheuchte. Während Ajas dem Verwundeten seinen breiten Schild wie eine eherne Wand vorhielt, ergriff Menelaos den Odysseus bei der Hand und führte ihn aus dem Gewühle zu seinem Streitwagen. Dann sprang Ajas in das Gedränge der Feinde und warf Männer und Rosse vor sich nieder, wie ein angeschwollener Bergstrom Eichen und Kiefern fortwälzend ins Thal hinabbraust.

Als Hektor aus der Ferne die Verwirrung sah, welche der tobende Ajas unter den Trojanern anrichtete, eilte er

herzu, und sein Anblick bewog den Ajas zur Umkehr. Den Schild auf den Rücken werfend, ging er langsamen Schrittes zurück, unbekümmert um die Speere, welche ihm die nachfolgenden Feinde auf den herabhängenden Schild warfen; sobald er sein Antlitz umwandte, wichen sie furchtsam zurück. So kam er bis in die Nähe der Schiffe; dort stellte er sich allein auf, hielt den Schild vor und verwehrte den Trojanern das weitere Vordringen. Endlich eilte eine Schar von Griechen herbei und entführte den von feindlichen Speeren umsausten Helden zu den Seinen, die in ihr Lager hinter Mauer und Graben zurückgedrängt waren.

Jetzt rückten die Trojaner gegen die Mauer und versuchten sie zu durchbrechen. Sie rissen die Zinnen der Türme herab, stürzten die Brustwehren nieder und untergruben mit Hebeln die vorspringenden Pfeiler, welche die Mauertürme stützten. Aber die Griechen hielten dem Andrange stand: mit ihren Schilden bildeten sie einen Zaun auf der Brustwehr und schleuderten Steine und Geschosse auf die Stürmenden. Gleich dichten Schneeflocken flogen die Steine von Heer zu Heer. Endlich gab Zeus dem Hektor die Oberhand, daß er zuerst an das Thor der Mauer vordrang. „Auf, ihr Trojaner,“ rief er den Seinen zu, „sprenget die Mauer und werfet Feuer in die Schiffe!“ Und er riß einen gewaltigen Feldstein aus dem Boden und schleuderte ihn mit Macht gegen das Thor des Lagers, daß die Angeln und Riegel zerbrachen und die beiden Thürflügel auseinander splitterten. Furchtbar anzuschauen wie die Wetternacht, im schrecklichen Glanze seiner Erzrüstung, mit wutfunkelndem Blick stürmte der Held, zwei blinkende Lanzen schüttelnd, durch das offene Thor hinein; ihm nach mit brausendem Siegesgeschrei seine Trojaner. Andere kletterten allenthalben über die Mauer und sprangen ins Lager hinab. Entsetzen kam über die Griechen: in wirren Haufen flohen sie nach ihren Schiffen zurück.

Während des furchtbaren Kampfes saß der Meeresgott Poseidon auf einem hohen Berggipfel, von wo er die Stadt Troja und das Schiffslager der Griechen überschauen konnte. Mit Erbarmen sah er, wie die Griechen von den Trojanern zurückgedrängt und niedergeschmettert wurden. Sogleich verließ er die Felsenhöhe und mit vier gewaltigen Schritten, unter denen Berge und Wälder bebten, gelangte er nach dem goldschimmernden, unvergänglichen Palast, der ihm in der Tiefe des Meeres erbaut stand. Dort schirrte er seine erzhufigen, von goldenen Mähnen umwallten Rosse an den Wagen, hüllte sich in ein Goldgewand und fuhr, während die Seegetiere ihren prangenden Herrscher fröhlich umhüpften, über die Meeresflut nach dem Schiffslager der Griechen. Als er demselben nahe gekommen war, barg er sein Gespann in einer weiten Grotte in den Schlünden der See und eilte selbst auf das Schlachtfeld, wo sich die Trojaner eben mit brausendem Kampfgeschrei um Hektor drängten, die Schiffe der Griechen zu erobern. Da mischte sich Poseidon in der Gestalt des Sehers Kalchas in die Reihen der Griechen und trieb sie mit feurigen Worten zum Kampfe an. Und der große Ajas, von dem Zurufe des Gottes begeistert, rief aus: „Die Hände zücken mir ungestüm um den Speer, ein Sturm packt mich an beiden Füßen und brennendes Verlangen ergreift mich, allein den Kampf mit Hektor zu bestehen!“ Um ihn scharten sich die Tapfersten: Lanze drängte sich an Lanze, Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann.

Vor allen Griechen ruhmreich stritt der alte Idoměneus, König von Kreta, mit seiner kampfbegierigen Kriegerschar. Wie der Sturmwind im heißen Sommer dichte Staubwolken die Heerstraße hinaufjagt, so stürmte der Haufe der geharnischten Männer daher und stürzte sich auf die Schar der Feinde. Idomeneus selbst kämpfte mit Jünglingskraft

und Jünglingsfeuer und streckte manchen der trojanischen Führer zu Boden.

Trotz alles Ungestüms gelang es auf der andern Seite dem Hektor nicht, die von Lanzen starrende Schlachtreihe der Griechen zu durchbrechen, um bis zu den Schiffen vorzudringen und sie in Brand zu stecken. Ein schwerer Stein, von des Ajas Hand geschleudert, traf ihn selber wider die Brust, daß er krachend in den Staub stürzte gleich einer vom Blitze zerschmetterten Eiche, und Lanze, Helm und Schild ihm entfielen. Nur durch Vorhalten ihrer Schilde vermochten ihn die Freunde vor dem heranstürmenden Gegner zu schützen und auf den Streitwagen zu heben, der den schwer Aufstöhnenden zur Stadt zurückführte. Hektors Sturz richtete die Herzen der Griechen mächtig auf, und die Trojaner wurden bald wieder bis über die Mauer des Lagers zurückgeworfen.

Aber Hektor sollte unverhofft rasch zum Kampfe wiederkehren. Auf dem Wege zur Stadt, in der Ebene am Flusse Xanthos hoben ihn die Genossen aus dem Wagen und legten den Bewußtlosen auf den Boden, um ihn zu pflegen. Zeus aber sandte ihm seinen geliebten Sohn, den heilkundigen Gott Apollon, schleunigst zu Hilfe. Der berührte den Helden mit seiner göttlichen Hand, daß er sofort, wie ein mutiges Roß das Halfter an der Krippe zerreißt, neubelebt und gestärkt von der Erde aufsprang und auf seinem Wagen dem Schlachtgetümmel wieder entgegenflog.

Mit Staunen erblickten ihn die Griechen, und wie Windhunde, die einen Hirsch verfolgen, vor einem zottigen Löwen erschrecken, der ihnen aus dem Dickicht des Waldes plötzlich in den Weg tritt, so wandten sie sich bei Hektors Wiederkehr vor Entsetzen starr entsetzt zurück. In kurzem waren die Trojaner wieder bis an den Graben und die Mauer des Lagers vorgerückt, und Hektor rief laut: „Wohlauf denn,

ihr Tapferen, jetzt gerade auf die Schiffe zugesprengt! Wer säumend zurückbleibt, um etwa einem Gefallenen die Rüstung zu rauben, der ist des Todes!" Mit unbändigem Mute drangen die Seinen ins Lager bis an die Schiffe, welche die auf die Verdecke gedrängten Griechen nun mit der Kraft der Verzweiflung verteidigten. „Jetzt gilt's zu sterben oder den Schiffen Rettung zu schaffen!" rief Ajas. „Wenn Hektor sie erobert oder mit Feuer zerstört, gedenkt ihr Griechen dann zu Fuß über das Meer heimzukehren?" Und Ajas und seine Freunde umzäunten die Schiffe mit einem Gehege von Lanzen. Hektor aber wütete voll Grimms, wie ein Brand auf dem Gebirge, der den Wald verzehrt. Schaum bedeckte seine Lippen, die Augen funkelten ihm unter den wildtrotzigen Brauen, und grausenhaft flatterte um seine Schläfe der Helmbusch.

Schon wichen die Griechen von den vorderen Schiffen zurück, vor den Zelten aber standen sie noch in dichten Scharen beisammen und ermahnten einander gegenseitig zur Ausdauer. „Denkt an eure Weiber und Kinder, an eure Eltern daheim!" rief der greise Nestor; „wie sind die verlassen, wenn ihr hier feige sterbet unter den Händen der Trojaner!" Ajas sprang von einem Schiffsverdeck auf das andere, eine zweiundzwanzig Ellen lange, mit Eisenringen beschlagene Schifferstange in den Fäusten schwingend, und schrie mit schrecklicher Stimme zu den Griechen hinab, daß sie standhielten. Aber wie ein feuriger Adler auf einen Schwarm von Kranichen oder Schwänen losschießt, so stürzte jetzt Hektor geradeswegs auf eines der Schiffe los und erfaßte es am Steuerende mit mächtiger Hand. „Feuer herbei!" rief er, „Zeus schickt uns den Sieg, daß wir die Schiffe nehmen, die uns so viel Jammer gebracht haben." Und die Trojaner warfen Feuer in das Schiff, daß die Flamme lodernd um das Steuerruder zusammenschlug. Die Griechen schienen rettungslos verloren.

22. Der Tod des Patroklos.

Patroklos, der traute Freund des Achilleus, hatte das Mordgetümmel und die furchtbare Bedrängnis der Griechen vom Zelte eines der verwundeten Helden, den er sorglich pflegte, mit angeschaut. Weinend vor Schmerz kehrte er zu Achilleus zurück. „O du Erbarmungsloser,“ klagte er, „wenn dein Herz bei der Not und Verzweiflung der Griechen unbeugsam und starr ist, wie ein Fels, so sende doch wenigstens mich in die Schlacht und gieb mir deine Myrmidonen zum Kampfe mit. Auch deine Waffen leihe mir; vielleicht daß ich die Trojaner damit täusche und sie sich zurückziehen, indem sie mich für dich halten. Unterdessen gewinnen die Griechen Zeit, sich zu erholen und mit frischem Mute zu stärken.“

Achilleus erwiderte: „Unversöhnlichen Groll im Herzen zu hegen, wäre nicht recht, und von jeher war ich entschlossen, meinem Zorne zu entsagen, wenn das Schlachtgetümmel bis zu meinen eigenen Schiffen vordringen sollte. Selbst zwar mag ich jetzt noch nicht in den Kampf gehen; du aber hülle dich immerhin in meine Rüstung und führe unser streitbares Volk zur Schlacht! Stürze dich mit Macht auf die Trojaner und treibe sie aus dem Schiffslager weg; dann aber kehre hierher zurück und laß dich nicht vom Siegesübermute verlocken, das Heer bis vor Trojas Mauern selbst zu führen, damit nicht einer von den Göttern aus dem Olympos dazwischentrete, namentlich Apollon, der den Trojanern vor allen beisteht.“

Als der Pelide so sprach, sah er plötzlich Hektors Feuer in dem Schiffe der Griechen emporwirbeln. Da schlug er an sein Schenkelpaar und rief: „Jetzt eile, Patroklos, daß der Feind die Schiffe nicht zerstöre! Lege schleunig meine Waffen an; ich selbst will hingehen, mein Kriegsvolk zu versammeln.“ Und mit weithin schallender Stimme rief er

Trojaner und schlugen drein, wie wenn Süd- und Nordwind gegen einander kämpfen. Endlich entrissen die Griechen ihn den Geschossen und beraubten ihn seiner Rüstung.

Patroklos warf sich von neuem mit aller Macht auf die Trojaner und erschlug ihrer viele. Da trat ihm plötzlich, in dichtem Nebelgewölk verborgen, Apollon entgegen, stellte sich hinter ihn und schlug ihm mit flacher Hand auf den Rücken und die Schultern, daß es ihm vor den Augen schwindelte. Dann schleuderte der Gott ihm den Helm vom Haupte, der rasselnd zwischen die Füße der Pferde hinabkollerte, zerbrach ihm die Lanze in der Hand, riß ihm den Schild herab und löste ihm den Brustpanzer, daß der Held starr vor Grausen dastand. Jetzt stach ihm ein Trojaner mit der Lanze in den Rücken, Hektor aber stürzte aus der Schlachtreihe hervor und stieß ihm von vorn den Speer durch den Leib, daß die eherne Spitze hinten wieder hervordrang. Dumpftosenden Falles stürzte Patroklos zur Erde nieder, wie ein Eber von dem Löwen am Gebirgsquell bezwungen wird, wohin sie beide zu trinken gekommen sind. Der siegesfrohe Hektor aber frohlockte: „Ha, Patroklos, du gedachtest unsere Stadt in Schutt zu legen und ihre Frauen als Sklavinnen fortzuführen. Aber Hektor lebt und schwingt noch, an der Spitze der mutigen Trojaner, seine strahlende Lanze, um den grausen Schicksalstag von ihnen fern zu halten. Du aber liegst hier am Boden, eine Speise der Geier. Thörichter, was hat dir nun dein Achilleus geholfen, der dir gewiß auftrug, nicht eher zurückzukehren, als bis du dem männervertilgenden Hektor das blutige Panzerkleid entrissen hättest?"

Mit schwacher Stimme antwortete der sterbende Patroklos: „Juble nur voll Übermutes, o Hektor! Zeus und Apollon haben dir einen sehr mühelosen Siegesruhm gewährt. Denn sie allein sind es, die mich bezwungen. Streiter deines-

gleichen hätt' ich zwanzig dahingestreckt. Aber eins will ich dir noch verkünden: du selber wirst nicht lange mehr leben; der Tod steht dir schon nahe zur Seite: du wirst fallen durch die Hand des göttlichen Achilleus!" Nach diesen Worten verschied der Held.

Hektor zog nun, mit dem Fuße sich aufstemmend, dem Gefallenen die Lanze aus der Wunde und nahm ihm die blutbedeckte Rüstung des Achilleus ab, die er sich dann abseits vom Getümmel selbst anlegte; die windschnellen Rosse des Peliden aber vermochte er nicht zu erbeuten: zu weit schon war der Wagenlenker mit ihnen davon gesprengt.

Unterdessen schützten Menelaos und der starke Ajas eine zeitlang des Patroklos Leiche gegen die Feinde, und noch andere Griechen kamen zu ihrer Verteidigung herbei. Ein heißer Kampf entspann sich um den edlen Leib des Helden, während Antilŏchos, der junge Sohn des Nestor, dem Achilleus die Schreckenskunde von dem Tode seines Freundes überbrachte, damit er vielleicht selbst zur Rettung des teuren Leichnams herbeieilen möchte.

Unsäglicher Schmerz ergriff den Gewaltigen, als ihm der Jüngling weinend zurief: „Wehe, Pelide, unser Patroklos ist gefallen; um seinen Leichnam tobt jetzt der Kampf; die Waffen hat ihm Hektor abgezogen." Da wurde es dunkel vor den Augen des Achilleus. Er raffte mit beiden Händen Staub vom Boden und bestreute sich damit Haupt und Angesicht, dann warf er sich mit seiner ganzen Riesengestalt auf die Erde und zerraufte sein Haar. Dabei stöhnte und schrie er so gewaltig in die Lüfte hinaus, daß seine Mutter Thetis in der Tiefe der See seine Schmerzensrufe vernahm.

Mitleidsvoll stieg die Göttin aus dem Meere empor, trat zu dem jammernden Sohne und umschlang laut weinend sein Haupt. „Ach, Mutter," sagte er tief aufseufzend, „mein

Patroklos ist in den Staub gesunken; ich aber muß in den Kampf hinaus, damit Hektor seinen Mord mit dem Leben büße." „O lieber Sohn," erwiderte die Mutter, „tötest du den Hektor, so ist auch dir das Ende nahe. So ist es ja dir, wie du weißt, vom Schicksal verhängt." „Mag ich auf der Stelle sterben," versetzte Achilleus, „ich fürchte den Tod nicht; aber den erschlagenen Freund will ich rächen und ehren, wie noch kein Sterblicher geehrt worden ist." „Dir fehlen ja aber die Waffen," sagte Thetis, „warte also bis morgen; da bringe ich dir eine neue Rüstung, die der kunstreiche Gott Hephästos geschmiedet hat." Und sogleich stieg die Göttin zum Olympos empor, den Hephästos um die Anfertigung der Waffen zu bitten.

Mittlerweile tobte auf dem Schlachtfelde noch immer der Kampf um die Leiche des Patroklos. Achilleus vernahm durch die hereinbrechende Nacht das brausende Schlachtgeschrei der Streitenden, die dem Lager der Griechen immer näher rückten. Da trat er waffenlos, wie er war, an den Graben vor dem Lager, und mit seiner Donnerstimme schrie er den Trojanern Drohworte zu, vor denen alle erbebten. Auch Hektor, der den Leichnam schon beim Fuße gefaßt hatte, erstarrte vor Schreck und floh entsetzt mit den Seinen, da er meinte, der Unbezwingliche sei ihm schon auf der Ferse. So brachten die Griechen den Patroklos endlich ins Lager nach dem Zelte des Peliden, und Achilleus betrachtete weinend den teuren Toten, wie er zerfleischt von dem scharfen Erzspieß und besudelt mit Blut und Staub vor ihm dalag.

23. Achilleus neu zum Kampfe gerüstet.

Die Trojaner brachten die Nacht wieder auf dem Schlachtfelde zu. Um ihre Wachtfeuer gelagert, erquickten

sie sich an Speise und Trank und vernahmen den Befehl des Hektor: „Morgen in der Frühe wird der Angriff auf die Schiffe wiederholt!“ Auch die Griechen verzehrten ihre Nachtkost und legten sich dann zum Schlafe nieder.

Nur Achilleus konnte nicht schlafen. Lange noch lag er seufzend und klagend neben dem toten Freunde auf den Knieen und bedeckte dessen kalte Brust mit den Händen. „Ihr Götter,“ sprach er, „wie thöricht redete ich doch damals, als ich deinem alten Vater, mein Patroklos, versprach, ihm den lieben Sohn nach der Zerstörung von Troja reich an Ruhm und Beute wiederzubringen! Aber der Mensch denkt, und Zeus lenkt es anders. Uns beiden ist bestimmt, dieselbe Erde mit unserem Blute zu röten hier im Trojanerlande. Denn auch ich werde ja nicht zu dem Palaste meines alten Vaters heimkehren, sondern hier vor Troja wird mich das Erdreich bedecken. Doch ehe ich falle, werde ich dir das Haupt und die Waffen deines Mörders, des Hektor, als Opfer bringen und dann dir ein großes Leichenfest veranstalten. Bis dahin ruhe hier bei meinen Schiffen.“ Darauf befahl er den Freunden, die Leiche des Gefallenen zu waschen und mit duftigem Öle zu salben, worauf sie, in köstliche Leinwand gehüllt, auf ein Bett gelegt und ein schimmernder Teppich darüber gebreitet wurde.

Auf dem hohen Olympos, in seinem ehernen, sternenhellen Palaste arbeitete unterdessen der Schmiedegott Hephästos, die Bitte der Thetis erfüllend, an den neuen Waffen für Achilleus. In wenigen Stunden der Nacht schuf er die prachtvollste Rüstung, die je ein Held getragen. Namentlich der Schild, auf welchem er die Erde, das Meer und der Sterne Kreis abbildete, war ein Wunderwerk der Kunst, wie es nur Götterhände hervorzubringen vermochten.

Früh am folgenden Morgen trug dann Thetis mit den Meernymphen, ihren Schwestern, den strahlenden Waffen-



Wie Thetis mit den Nereïden dem Achill die Waffen bringt.

(Antike Vase aus Unteritalien in Neapel).

schmuck nach dem Zelte ihres Sohnes. Und Achilleus betrachtete mit freudig funkelnden Augen die wundervolle Rüstung und rief: „Wahrlich, die Waffen sind eines Gottes Werk! Sogleich werde ich sie anlegen. Doch ich habe noch eine Sorge: mir ist bange, daß Verwesung den Leichnam meines erschlagenen Freundes entstelle, ehe ich aus dem Kampfe zurückkehre."

„Sei unbekümmert, mein Sohn," sprach Thetis, „ich werde den Leib mit Ambrosia und Nektar salben, daß er unversehrt bleibe und frisch, als ob er noch lebte! Du aber eile jetzt, dich auszusöhnen mit Agamemnon, und dann waffne dich zum Kampfe!"

Achilleus ging nun nach dem Meeresstrande und rief mit Donnerstimme die Griechen herbei. Da jauchzten alle laut, weil der Held sich wieder zeigte, der so lange vom Kampfe gerastet. Sie sprangen auf und eilten aus ihren Zelten nach dem Orte der Versammlung; auch die verwundeten Helden, der Völkerfürst Agamemnon, Diomedes und Odysseus kamen, auf ihre Lanzen sich stützend, herbeigehinkt.

Und Achilleus sprach: Sohn des Atreus, vergessen wir nun unseres Zwistes; ich habe meinen Zorn besänftigt; denn Unversöhnlichkeit ziemt dem edlen Manne nicht. Jetzt laß uns eilen, daß wir die Völker in die Schlacht führen. Ich meine, die Trojaner werden heute unsere Schiffe nicht mehr in der Nähe zu sehen bekommen."

Ein mächtig aufbrausendes Jubelgeschrei der Griechen folgte diesen Worten. Dann antwortete Agamemnon: „Längst habe ich meine Ungerechtigkeit gegen dich bitter bereut, edler Achilleus! Nun will ich gerne büßen, was ich gefehlt. Meine Diener werden dir unverweilt die Geschenke überliefern, die ich schon durch Odysseus dir angeboten. Du aber ziehe wieder in den Kampf und wehre die große Not ab, die uns betroffen." Und er ließ, sobald die Versammlung auseinander

gegangen, die versprochenen reichen Geschenke dem Achilleus ins Zelt bringen: vor allen die dem Helden früher entrissene Lieblingssklavin nebst sieben andern der Arbeit kundigen Weibern, ferner zwölf prächtige Rosse, sieben dreifüßige Kessel, zwanzig schimmernde Becken und zehn Talente Goldes.

Unterdessen rüsteten und sammelten sich die Scharen der Griechen zum Kampfe: Helm an Helm und Schild an Schild drangen sie aus den Schiffen hervor. Das ganze Erdreich leuchtete vom Schimmer der Waffen. Achilleus selbst legte die neue, von Hephästos geschmiedete Rüstung an und versuchte sich, ob sie ihm auch paßte und seine Glieder sich rasch darin bewegen könnten. Und siehe, es war ihm, als ob Flügel ihn vom Boden emportrügen. Dann holte er die gediegene Lanze seines Vaters Peleus hervor, die gewaltige Esche, die kein anderer Grieche zu schwingen vermochte, und sprang, in seinen Waffen wie die Sonne strahlend, auf den Streitwagen, indem er mit lautem Rufe die stampfenden Rosse antrieb.

24. Achilleus in der Schlacht.

So zog er hinaus in die Schlacht, der göttergleiche Achilleus, und nicht die Griechen und Trojaner allein, sondern selbst die Götter des Olympos nahmen teil an dem neu auflodernden gewaltigen Kampfe, in dem die einen, wie Hera, Athene, Poseidon und Hermes, sich unter die Griechen mischten, Ares aber und Aphrodite, Apollon und seine Schwester Artĕmis sich zu den Trojanern gesellten.

Achilleus suchte im Schlachtgewühle vor allen den Hektor; doch als er ihn endlich erschaute und mit schrecklichem Rufe auf ihn losstürzte, um ihn mit einem Lanzenstoße zu durchbohren, da schlug der Gott Apollon plötzlich einen dichten

Nebel um den Trojanerhelden und entrückte ihn den Augen des furchtbaren Gegners. Zornig, daß der Mörder seines Freundes ihm entwichen, wandte sich Achilleus gegen andere Trojaner und würgte in ihren Scharen entsetzlich, wie ein Waldbrand, vom Sturmwind angeschwellt, sich verheerend durch die Schluchten des Gebirges wälzt. Seine Rosse trabten stampfend über Leichname und Schilde dahin, daß das Blut unter ihren Hufen und den Rädern bis zu dem schmucken Wagensitze hinaufspritzte; vom Blut troffen ihm selbst die mörderischen Hände.

Jetzt rollte sein Wagen gegen eine Schar Feinde heran, die vor dem Schrecklichen sich in die strudelnden Fluten des Flusses Skamandros warfen. Ängstlich schreiend schwammen sie durcheinander, Männer und Rosse in dichtem Gewirr, wie Heuschreckenschwärme, die vom Feuer aufgejagt ins Wasser flüchten. Achilleus aber lehnte seine Lanze an einen Baum am Ufer und sprang, nur mit dem Schwerte bewaffnet, ihnen nach in den Fluß. Hier hieb er nach allen Seiten furchtbar um sich, daß die Schwimmer bald unter gräßlichem Todesröcheln in den Wellen versanken und der Strom sich vom Blute rötete. Als ihm allmählich vom Morden die Hände erschlafften, ergriff er noch zwölf Jünglinge lebendig im Flußbett, schleppte sie heraus und übergab sie gebunden seinen Gefährten, um sie nach seinem Zelte zu führen. Sie sollten zum Totenopfer für seinen Freund Patroklos dienen.

Er selbst jagte dann einen neuen Feindeshaufen in den Strom hinein und setzte, ihm nachstürzend, voll unersättlicher Kampfslust das Würgen fort. Da tauchte plötzlich der Flußgott in Menschengestalt aus der Tiefe auf und rief ihm zornentflammt zu: „O Achilleus, du wütest ja ganz übermenschlich. Aber morde, wo du willst, im Gefilde draußen; nur trübe mir meine Gewässer nicht weiter; denn sie sind

vollgedrängt von Erschlagenen und können sich kaum noch ins Meer hinabwälzen. Darum laß ab, du Völkergebieter!" „Wohlan denn," erwiderte Achilleus, „es soll geschehen, wie du begehrst; aber darum werde ich nicht eher rasten vom mörderischen Kampfe gegen die Trojaner, bis ich sie alle in die Stadt zurückgejagt und mit Hektor Mann gegen Mann gestritten habe."

So sprach er und stürzte sich sogleich wieder auf die Feinde am Ufer. Als diese aber flüchtend ins Wasser hinabsprangen, um sich watend und schwimmend auf das andere Ufer hinüberzuretten, vergaß er das Verbot des Flußgottes und eilte ihnen nach in die wirbelnden Fluten. Da türmte der erzürnte Gott plötzlich seine Wogen hoch gegen ihn auf und schlug mit brandendem Schwall ihm wütend gegen den Schild, daß er zurückfuhr und mit den Füßen wankte, während er sich der ihn umdrängenden Leichen der Trojaner kaum zu erwehren vermochte. Endlich erfaßte er mit den Fäusten die Zweige einer Ulme, die vom Ufer her über das Wasser hingen; der ganze Baum, aus den Wurzeln gerissen, rasselte in den Fluß hernieder, Achilleus sprang rasch aus dem Strudel auf den Stamm und erreichte glücklich das Ufer. Aber der zornige Stromgott rauschte ihm mit der tosenden Welle in die Ebene nach und rief den Gott des andern Stromes, den Simoïs, und alle Waldbäche der Gegend zum Beistande auf. „Komm', Bruder Simoïs," schrie er, „hilf mir bändigen die Gewalt des furchtbaren Peleussohnes! Türme deine Wogen empor, rolle Holzblöcke und Steine daher, damit wir dem entsetzlichen Würger ein Ziel setzen! Nicht seine gewaltige Stärke, nicht seine prangende Rüstung soll ihn retten. Tief im Schlamme sollen seine Waffen liegen; ihn selbst überschütte ich mit Sand und breite über ihn eine Decke von Wust, daß niemand je seine Gebeine finden wird.

Die Griechen haben dann gar nicht nötig, ihrem Helden dereinst ein Grabdenkmal aufzutürmen."

So sprach er, und die Sturmfluten wirbelten brausend und schäumend von allen Seiten um Achilleus her, immer höher emporschlagend, bis über seine Schultern hinaus, so daß er in dem gräßlichen Wasserschwalle zu versinken schien.

„Ach," rief er jammernd aus, „soll ich denn nicht vor Troja den ruhmvollen Schlachtentod finden, der mir doch verheißen war? Hätte Hektor mich getötet, dann hätte doch ein Held den Mordstreich versetzt, ein Held den Mordstreich empfangen! Nun aber soll ich kläglich hier in den Fluten umkommen, wie ein Hirtenbube, der im Winter in einem Gießbache ertrinkt!"

Seine Klage hörte Hera, die hohe Himmelsgöttin. Voll Angst um das Leben des geliebten Helden, sandte sie ihm sogleich ihren Sohn, den Feuergott Hephästos, zu Hilfe. Der ließ eine gewaltige Flammenglut auflodern im Gefilde, welche die ringsum schwimmenden Leichen der Trojaner, die Achilleus erschlagen hatte, verbrannte und den Boden rasch abtrocknete. Schon gerieten die Ulmen am Ufer, die Weidenbäume und alles Schilfgras in Brand; schon zappelten die Aale und andere Fische, von dem Feuerhauche gequält, matt und ängstlich in der Flut hin und her, ja der Strom selbst wogte endlich in lichten Flammen. Da wimmerte der bedrängte Flußgott: „Mit dir, glutatmender Hephästos, kann ich freilich nicht kämpfen. Laß ab vom Streite; meinethalben mag der göttliche Achilleus die Trojaner gleich auf der Stelle aus ihrer Stadt hinausjagen; was geht es mich an?" So rief der Gott unter der Pein des Feuers, während seine Gewässer kochend aufwallten, wie Fett im Kessel siedend nach allen Seiten Blasen wirft. Aber Hephästos blieb ohne Erbarmen. Erst auf Heras Bitte löschte er endlich das verzehrende Feuer, und der Strom rollte in sein altes Bett zurück.

Achilleus, aus der Gewalt des Flußgottes befreit, eilte nun mit schnellen Füßen dem allgemeinen Schlachtgewühle wieder zu. Durch ihn kam sogleich neues Leben in den Kampf: vor den mutvoll andringenden Griechen wichen die Feinde erschreckt zurück und stürzten in hastiger Flucht den Thoren der Stadt zu.

Auf dem hohen Burgturme stand der alte König Priamos und sah voll Kummers die Not und Verwirrung seiner Trojaner. Wehklagend stieg er herab und ermahnte an der Mauer die Thorwächter, daß sie rasch die Pforten öffneten und die Flüchtigen in die Stadt retteten. Die Hüter gehorchten und rissen die beiden Thorflügel auf. Da stürmten in wildem Gedränge die fliehenden Haufen herein: keiner wartete auf den andern; keiner schaute sich um, wer entronnen, wer gefallen sei; jeder freute sich der eigenen Rettung. Die Griechen aber rückten in dichten Scharen auf die Mauer zu, und sie wären jetzt sicherlich in das hochthorige Troja eingedrungen, wenn nicht der Gott Apollon einen jungen Trojanerhelden erweckt hätte, daß er sich dem grimmig heranbrausenden Achilleus zum Kampfe entgegenstellte. Den Schild vor sich hinstreckend, die Lanze schwingend, schrie er dem ruhmstrahlenden Peliden zu: „Hoffe nicht allzu kühn, schon am heutigen Tage die Stadt der Trojaner zu zerstören, du Thörichter; noch giebt es kraftvolle Männer unter uns, die für Eltern, Frauen und Kinder ihre Stadt zu schirmen wissen.“

Und nicht vergebens entsandte er den blinkenden Speer: er traf das Schienbein des Peliden unter dem Knie; aber der Spieß prallte, ohne zu verwunden, von der zinnernen Beinschiene zurück. Jetzt stürzte Achilleus voll Wut auf den Gegner los; doch Apollon barg diesen in dichten Nebel und entrückte ihn der Gefahr; er selbst aber nahm die Gestalt des Trojaners an und floh, um den Achilleus von der Ver-

folgung der Feinde abzulenken, durch das Weizenfeld dem Skamandrosflusse zu. Achilleus eilte ihm in fliegendem Laufe nach und hoffte stets, ihn zu erhaschen. Da stand der Gott plötzlich still und sprach: „Warum denn verfolgest du mich so unablässig, Achilleus, da ich doch ein Gott bin, den du nimmer töten kannst? Du vergissest ja ganz das Gefecht mit den Trojanern, die sich in ihre Stadt gerettet haben, während du hierher dich verläufst."

Jetzt erkannte Achilleus den Apollon und erwiderte voll Unmuts: „Du hast mich hintergangen, trügerischer Gott, indem du mich hierher von der Stadtmauer weggelockt. Wahrlich, viele hätten sonst noch mit den Zähnen in die Erde beißen müssen, ehe sie in die Mauern von Troja hineingelangt wären!"

Trotzigen Sinnes wandte er sich darauf der Stadt zu, wie ein ungestümes Roß am Rennwagen über das Schlachtfeld dahinfliegend.

25. Hektors Tod.

Von allen Trojanern war Hektor allein draußen vor dem skäischen Thore zurückgeblieben, entschlossen, dem Achilleus zum Kampfe zu stehen. Der greise Priamos erzitterte vor der Gefahr, die den lieben Sohn bedrohte, und rief ihm von der Mauer herab abmahnende Worte zu. „Hektor, mein Sohn, erwarte nicht allein und von allen andern getrennt den gewaltigen Peleussohn; er ist ja viel stärker als du. Ach, wie viele wackere Söhne hat mir der Schreckliche schon hingemordet! Und nun willst auch du dich ihm entgegenstellen, du einziger, auf den das Volk der Trojaner noch sein Vertrauen setzt! O komm schnell herein in die Stadt, ehe er dich erblickt, damit du nicht hinstirbst, von seiner Faust zu Boden geschmettert! Wirst du uns entrissen, ach, dann

geschieht es bald, daß die Feinde in die Burg hereinbrechen, unsere Söhne erwürgen, die Frauen wegschleppen, die lallenden Kinder zu Boden schmettern, die Kammern ausplündern und alle Habe fortführen. Zuletzt werde ich selbst, vom scharfen Erzspieß durchbohrt, am Thore meines Palastes liegen, und die Hunde werden mich zerfleischen und mein Blut lecken. Ach, dem Jünglinge steht es wohl an, im Kampfe für das Vaterland zu bluten; aber wenn das graue Haupt und das graubärtige Kinn eines hingeschlachteten Greises von gierigen Hunden zerrauft und zerrissen werden, das ist wahrlich das gräßlichste Jammergeschick, das einem Sterblichen widerfahren kann."

Auch Hekäbe, Hektors Mutter, wehklagte laut, zerriß ihr Gewand und rief: „Ach, Hektor, erbarme dich meiner und kämpfe nicht mit dem Unbezwinglichen!"

Doch Hektor sprach zu sich selbst: „Nein, ich darf mich nicht des Kampfes enthalten, wenn nicht Trojas Weiber, die um ihre heute von Achilleus erschlagenen Männer weinen, mich der Feigheit beschuldigen sollen. Würde es nicht von mir heißen: Er hat unser Volk ins Verderben geführt, und ist selber furchtsam geflohen? Darum will ich hier bleiben und kämpfen, auf daß es sich baldigst entscheide, wem von uns beiden die olympischen Götter den Sieg verleihen."

So erwartete er entschlossenen Mutes den Feind. Aber als jetzt Achilleus daherstürmte, furchtbar gleich dem Kriegsgotte, vom Glanze seiner Erzrüstung wie von einem hellodernden Feuer umstrahlt, da erfaßte den Hektor ein unwillkürliches Zittern und Entsetzen, daß er nicht standhalten konnte und eiligsten Laufes davonfloh. Wie die Taube dem nachstürzenden Habicht zu entfliehen sucht, so rannte er vor dem nachsetzenden Peliden längs der Mauer hin, dreimal um die ganze Stadt.

Alle Götter des Olympos sahen auf die beiden Helden herab. Zeus aber, der Vater der Götter und Menschen, nahm die goldene Schicksalswage und legte zwei Todeslose in die Schalen, das eine für Achilleus, das andere für Hektor. Dann faßte er die Wage in der Mitte und wog, und siehe, Hektors Wagschale sank tief nach der Unterwelt zu. So war sein Tod gewiß. Die Götter selbst suchten ihn nun in den Kampf zu treiben. Sie stärkten ihm den Mut im Herzen, daß er im Laufe innehielt und dem Achilleus zurief: „Nicht länger fliehe ich vor dir, Sohn des Peleus. Mein Herz treibt mich, dir fest entgegen zu stehen, sei es, daß ich töte, sei es, daß ich falle. Aber laß uns, ehe wir zu dem blutigen Kampfe schreiten, die allsehenden Götter zu Zeugen eines Eidschwurs nehmen; wenn mir Zeus Sieg verleiht, daß ich dich töte, so werde ich deinen Leib mit nichten mißhandeln, sondern dir nur die Rüstung abziehen, den Leichnam aber den Griechen zurückgeben, damit sie ihn rühmlich bestatten; thue du mir desgleichen!“

„Nichts von Verträgen zwischen uns!“ erwiderte Achilleus mit finsterem Blick. „So wenig zwischen Löwen und Menschen ein Bund möglich ist, so wenig Wolf und Lamm sich mit einander vertragen werden, so wenig kann ein Vergleich stattfinden zwischen mir und dir. Einer von uns muß blutig in den Staub sinken. Jetzt gedenke des Kampfes! Du kannst meiner Hand nicht mehr entrinnen.“

So rief Achilleus und schleuderte seine mächtige Lanze. Doch Hektor, rasch aufs Knie sich senkend, entging der blutdürstigen Waffe, die über ihn weg in die Erde fuhr. Hier riß sie Pallas Athene, die dem Peliden unsichtbar zur Seite stand, wieder heraus und gab sie, ohne daß Hektor es merkte, dem Achilleus zurück. Freudig sprang Hektor auf und rief: „Gefehlt, du göttergleicher Achilleus! Jetzt schütze dich selber,

wenn du kannst!“ Und mit gewaltigem Schwunge entsandte er seinen Speer; der traf mit lautem Krachen mitten auf den Schild des Achilleus, prallte aber ab, denn der von Hephästos geschmiedete Schild war unzerbrechlich.

Nun zog Hektor sein gewaltiges Schwert von der Seite und stürmte wie ein Adler auf den Feind los. Doch Achilleus wartete den Streich nicht ab: in seiner Rechten den Wurfspeer schwingend, dessen Spitze wie ein strahlender Stern erglänzte, drang auch er vor und durchstach dem Gegner, ehe dessen Schwert ihn erreichen konnte, über dem Panzer den Hals, daß die Lanzenspitze aus dem Nacken hervordrang und der Held, zum Tode verwundet, in den Staub sank.

Schwer atmend flehte Hektor: „Ich beschwöre dich bei deinem Leben, Achilleus, bei deinen Knieen, bei deinen Eltern, gieb meinen Leib nicht in dem Schiffslager der Griechen den Hunden preis! Nimm Erz und Gold, so viel du willst, zum Geschenk; meinen Leichnam aber sende nach Ilios, damit ihn dort Männer und Frauen auf dem Scheiterhaufen ehrenvoll verbrennen!“

Aber Achilleus antwortete finster: „Beschwöre mich nicht bei meinen Knieen und meinen Eltern, du Mörder meines trautesten Freundes! Niemand soll die Hunde und die Geier von deinem Haupte abwehren, auch wenn Priamos deinen Leib mit Golde aufwägen wollte.“

„O, ich kenne dich,“ stammelte der Sterbende, „du bist nicht zu erweichen; denn dein Herz ist von Eisen. Aber denk' an mich, wenn die Götter mich rächen und Apollon dich, so tapfer du auch bist, am hohen skäischen Thore hinstrecken wird!“

Mit dieser Weissagung verschied Hektor. Achilleus aber zog dem Toten die bluttriefende Rüstung aus: es waren die Waffen, die er selbst einst getragen und dem Patroklos in den Kampf mitgegeben hatte.

Unterdes kamen aus dem Heere der Griechen viele Streiter herbei, und alle bewunderten den hohen Wuchs und die herrliche Gestalt des gefallenen Helden. Achilleus sprach zu ihnen: „Freunde! Die Götter haben mir verliehen, diesen Mann hier zu bezwingen, der mehr als alle andern uns Böses gethan. Doch erschlagen, wie Hektor, und unbestattet liegt auch mein Freund Patroklos noch in unserem Lager. Nimmer werde ich seiner vergessen, so lange ich selbst unter den Lebenden wandle. So laßt uns denn jetzt, ihr Männer, den Siegesgesang anstimmen, und dem toten Freunde Hektors Leiche als Sühnopfer überbringen, das ich ihm geschlachtet habe."

Hierauf durchbohrte er dem erschlagenen Feinde an beiden Füßen die Sehnen zwischen Ferse und Knöchel, zog einen Riemen hindurch und band ihn an den Wagensessel fest, daß das Haupt auf der Erde schleifte. Dann schwang er sich selbst in den Wagen und trieb mit der Geißel die Rosse vorwärts. Wirbelnd stieg der Staub empor und umwallte Hektors Leiche; sein Angesicht, sonst so herrlich anzuschauen, wurde über und über von Sand und Schmutz bedeckt.

Laut aufschreiend in wilder Verzweiflung sahen der greise Priamos und seine Gemahlin von der Mauer herab das Jammergeschick des geliebten Sohnes, alles Volk umher klagte mit ihnen, und Wehgeheul erscholl durch die Stadt, als wenn ganz Troja in Flammenglut versänke. Am tiefsten war der Schmerz Andromaches, der treuen Gattin Hektors, als sie, in ihrem Hause am Webstuhle arbeitend, ohne zu ahnen, was auf dem Schlachtfelde vorgegangen war, endlich die Schreckensbotschaft empfing. Einer Wahntrunkenen gleich, stürmte sie, von zwei Dienerinnen begleitet, aus dem Gemache fort nach dem Turme am Stadtthore und sah, von dort herabschauend, wie in der Ferne die Rosse des Achilleus

den Leichnam ihres Gatten erbarmungslos über das Gefilde nach den Schiffen der Griechen schleiften. Da ward es dunkel vor ihren Augen und sie sank wie tot rücklings in die Arme der umstehenden Frauen. Als sie endlich aus der tiefen Ohnmacht wieder aufatmete, drangen herzzerreißende Klagelaute ihr aus der gequälten Brust, und niemand vermochte die Arme zu trösten, die ihren edlen, geliebten Gatten, den Vater ihres einzigen, unmündigen Söhnleins verloren hatte.

26. Die Leichenfeier des Patroklos.

Als Achilleus im Schiffslager angekommen war, ließ er seine Myrmidonen mit Rossen und Wagen dem Patroklos zu Ehren einen Umzug um dessen Leiche halten. Dreimal zogen sie, den Achilleus selbst an ihrer Spitze, unter lauter Wehklage um das Zelt, in welchem der Tote lag. Dann löste der Pelide Hektors Leichnam von seinem Wagen los, schleppte ihn ins Zelt und warf ihn vor dem Lager des Patroklos aufs Angesicht in den Staub. „Freue dich, Held Patroklos," rief er, seine Hände dem Freunde auf die Brust legend, „alles geschieht, wie ich es dir gelobt habe. Hektors Leib, der hier vor dir liegt, soll morgen ein Raub der Hunde werden; dir aber werde ich zwölf trojanische Jünglinge zum Totenopfer schlachten."

Am Abend verließ er das Zelt, das die beiden Leichen enthielt, und ging hinaus an das Gestade des Meeres. Dort legte er sich, ermüdet von der gewaltigen Arbeit des Tages, inmitten seiner Myrmidonen auf den Boden nieder und sank bald in Schlaf. Doch der Schmerz um den erschlagenen Freund ließ ihn erquicklichen Schlummer nicht finden: das Bild seines Patroklos zog wie ein trauriger Schatten durch seine Träume.

In der Frühe des nächsten Morgens zogen auf Agamemnons Befehl Männer und Maultiere nach dem nahe gelegenen Waldgebirge, um Holz herbeizuschaffen für den Scheiterhaufen des Patroklos. Als sie mit den gefällten Baumstämmen aus dem Walde zurückgekehrt waren, wurde am Meeresstrande an dem von Achilleus gewählten Orte der gewaltige Holzstoß aufgetürmt; dann begleiteten die Myrmidonen, alle in stattlicher Waffenrüstung, die Leiche des Helden in feierlichem Zuge vom Zelte des Achilleus nach dem Scheiterhaufen. In der Mitte trugen den Toten seine Kampfgenossen und Freunde, sein Haupt hielt Achilleus selbst, tieftrauernd, in den Händen.

Am Scheiterhaufen schor der Pelide sein blondgelocktes Haar und gab es dem toten Freunde in die Hand, um welchen alles Volk aufs neue zu klagen begann. Dann ging die übrige Mannschaft auseinander, und nur die Fürsten blieben zur Stelle. Sie legten den Leichnam oben auf das Gerüste, schichteten rings umher eine Menge geschlachteter Schafe und Rinder auf und lehnten Krüge voll Honig und Balsam gegen das Leichenbett. Darauf schleuderte Achilleus vier stolze Rosse auf das Gerüst, ferner zwei von seinen neun Haushunden, endlich die zwölf im Skamandrosflusse gefangenen trojanischen Jünglinge, welche er dem Freunde zur Sühne schlachtete.

Nun wurde der Holzstoß angezündet. Er brannte Tag und Nacht hindurch, während Achilleus unaufhörlich aus goldenem Kruge der Seele des toten Patroklos Opferspenden darbrachte. Als mit dem Anbruche des Morgens der Scheiterhaufen in Asche zusammengefallen war, löschten die Fürsten auf das Geheiß des Achilleus den glimmenden Schutt mit funkelndem Weine, sammelten in der Mitte der Brandstätte unter Thränen das weiße Gebein ihres Freundes sorgfältig

in eine goldene Urne und stellten diese im Zelte auf. Dann maßen sie um den Scheiterhaufen sein Gruftmal ab, legten einen Ring von Steinen darum und schütteten Erde zum Grabhügel auf.

Hierauf ordnete Achilleus dem gefallenen Helden zu Ehren glänzende Kampfspiele an. Für die Sieger setzte er Rosse, Maultiere, mächtige Stiere, Sklavinnen, Dreifüße und Becken, dazu lauteres Gold als Preise aus. Die Wettkämpfe begannen mit dem Wagenrennen, in welchem Diomedes siegte; dann folgte der Faustkampf; im Ringen kämpften Ajas und Odysseus unentschieden; beim Schnellauf gewann Odysseus den ersten Preis; im Waffenkampfe errang abermals Diomedes den Sieg; den Schluß der Kämpfe machten Bogenschießen und Speerwurf. Als bei dem letzteren auch der Völkerfürst Agamemnon als Wettkämpfer auftreten wollte, reichte ihm Achilleus sogleich den ersten Preis mit den ehrenden Worten: „Wir alle wissen aus der Schlacht, wie weit du die andern im Speerwerfen überragst; darum nimm hier ohne Kampf das schimmernde Becken.“ Hiermit waren die Spiele zu Ende.

27. Priamos bei Achilleus. Hektors Bestattung.

Noch immer war der Schmerz des Achilleus um den Tod des Patroklos nicht gestillt. Im Andenken an den gefallenen Freund verbrachte er wieder einen Teil der Nacht schlaflos auf seinem Lager; dann sprang er plötzlich auf und eilte im Dunkel nach dem Meeresstrande, wo er, gramerfüllten Herzens, lange unstät umherschweifte. Am frühen Morgen kehrte er zurück, schirrte seine Rosse an den Wagen, band Hektors Leichnam wieder hinten daran und schleifte ihn dreimal um den Grabhügel des Patroklos. Doch Apollon,

der Schutzgott des toten Trojanerhelden, bewahrte dessen edlen Leib vor aller Entstellung.

So mißhandelte Achilleus in seinem Grimme auch an den folgenden Tagen den erschlagenen Hektor.

Der alte Priamos aber saß unterdessen voll Herzeleid in seinem Palaste und klagte und weinte unaufhörlich um den geliebten Sohn. Da hatten die Götter Erbarmen und gaben dem unglücklichen Greise Mut ins Herz, daß er sich entschloß, in das Lager der Griechen zu gehen und mit reichen Lösegeschenken Hektors Leiche von Achilleus zu erflehen. Er nahm daher aus seinen Kisten zwölf köstliche Feierkleider und eben so viele Teppiche, Leibröcke und Mäntel hervor; dann wog er zehn Talente Goldes ab, wählte ferner vier schimmernde Becken und zwei Dreifüße aus und fügte zuletzt noch einen prächtigen Becher hinzu, den er einst als Gastgeschenk erhalten hatte. Dies alles ließ er sorgfältig in einen Wagen legen, trat dann in die Mitte des Hofes, spendete den Göttern Wein aus goldenem Becher und betete laut, den Blick gen Himmel gerichtet: „Vater Zeus, du mächtigster Herrscher, gieb, daß Achilleus mich nicht als Feind empfange, sondern mir Mitleid schenke und den teuren Sohn wiedergebe!“ Dann schwang er sich voll Zuversicht in den Wagensitz und trieb die Rosse vorwärts; vor ihm her zogen Maultiere den mit den Geschenken bepackten vierräderigen Wagen, den ein Herold lenkte.

Der Abend war hereingebrochen, und Dämmerung deckte die Erde, als die Wagen durch das Stadtthor in das Gefilde hinausfuhren.

Unterwegs trat ein schöner Jüngling freundlich zu Priamos heran; es war Hermes, der Götterbote, den der Vater Zeus gesendet, um den alten König sicher zu geleiten. Der Gott bestieg den Wagen und lenkte die Rosse raschen

Laufes bis zum Lager der Griechen. Dort übergoß er die Wächter mit tiefem Schlafe, schob den großen Riegel vom Thore und führte den Priamos samt dem Wagen mit den Geschenken hinein bis vor das hochragende Gezelt des Achilleus. Darauf verschwand der Gott; Priamos aber sprang sogleich vom Rossegespann herab und trat in die Wohnung des Helden.

Der Pelide saß nach beendeter Abendmahlzeit am Tische und schaute düster vor sich nieder, so daß er des eintretenden Greises nicht sogleich gewahr wurde. Da umschlang ihm auf einmal der alte König die Kniee und küßte ihm die Hände, die schrecklichen, die ihm so viele Söhne erschlagen hatten. „O göttergleicher Achilleus," flehte er mit zitternder Stimme, „gedenke deines Vaters, der alt ist wie ich, dem Ende seines Lebens nahe. Vielleicht bedrängen ihn feindliche Nachbarn, und er ist ohne Hilfe in seiner Not, wie ich. Aber er darf doch von Tag zu Tag die Hoffnung nähren, seinen geliebten Sohn von Troja nach Hause wiederkehren zu sehen. Ich jedoch bin ganz ohne Trost. Fünfzig Söhne hatte ich, als die Griechen hergezogen kamen; von ihnen hat der Krieg mir die meisten hinweggerafft, und zuletzt hast du mir den einzigen, der die Stadt und uns alle noch zu schützen vermochte, meinen Hektor, erschlagen. Den komme ich jetzt von dir loszukaufen mit reichem Lösegelde. Scheue die Götter, Achilleus, habe Erbarmen mit mir, gedenke deines eigenen Vaters! Ich bin ja noch bemitleidenswerter als er; dulde ich doch, was nie zuvor ein Sterblicher erduldet hat: ich strecke zum Antlitz dessen, der die Söhne mir gemordet, flehend die Hände aus.

Diese Worte drangen dem edlen Achilleus tief zu Herzen. Er faßte den Greis bei der Hand und hielt ihn sanft zurück; dabei weinte er bald um seinen Vater daheim, bald um seinen Freund Patroklos, während Priamos sich zu seinen

Füßen krümmte und laut um den erschlagenen Hektor weh-
klagte. Endlich sprang Achilleus vom Sessel empor, hob
den Greis liebevoll auf und sprach zu ihm:

„Ja, Armer, viel Leid hast du erfahren. Und wie mut-
voll wagst du jetzt, ganz allein zu den Schiffen der Griechen
zu kommen und vor das Antlitz des Mannes zu treten, der
dir so viele wackere Söhne getötet hat. Gewiß, du hast ein
Herz, so stark wie Eisen! Doch jetzt setze dich hier auf den
Sessel und beruhige deinen Kummer! Gram zu erdulden ist
ja einmal das Schicksal, das die seligen Götter uns elenden
Menschen bestimmt haben. Zwei Tonnen stehen im Hause
des Zeus, die eine mit Unglück gefüllt, mit Gaben des
Glückes die andere. Wem der Gott die Gaben vermischt
zuteilt, den trifft abwechselnd bald Unheil bald Segen; doch
wem er aus der Tonne der Trübsal spendet, den stößt er
in Schmach und Jammer. So verliehen die Götter meinem
Vater Peleus zwar herrliche Geschenke und gaben ihm selbst
eine Unsterbliche als Gattin; doch zu diesem Heile fügte
ein Gott auch Unglück, denn ihm ward nur ein einziger
Sohn geboren, der früh hinsterben wird, so daß er des
Vaters in seinem Alter nimmer pflegen kann. Denn in
weiter Ferne vom Vaterland sitze ich hier vor Troja und
betrübe dich und die Deinigen. Auch dich, o Greis, priesen
die Menschen vormals glückselig wegen deiner Macht und
Wohlfahrt und deiner blühenden Söhne; doch jetzt haben die
Himmlischen dir großes Leid gesandt: nur Schlacht und
Mordgetümmel umtobt die Mauern deiner Stadt. So trag'
es denn und wehklage nicht unablässig; du kannst ja doch
deinen edlen Sohn nicht wieder zum Leben erwecken."

„Heiß' mich nicht niedersitzen," antwortete Priamos, so
lange Hektor noch unbestattet daliegt. „Übergieb mir ihn
schleunig und nimm mein reichliches Lösegeld für ihn hin!"

„Zweifle nicht länger daran," sprach Achilleus, „die Götter wollen es ja so, die dich ungefährdet hierher geleitet haben." Und sofort eilte der Held hinaus vor die Zeltthüre, ließ die Rosse und Maultiere des Priamos ausspannen und die Lösegeschenke vom Wagen nehmen. Zugleich befahl er den Dienern, Hektors Leichnam zu waschen, zu salben und in reine Decken zu hüllen. Dann legte er ihn selbst auf ein untergebreitetes Lager und ließ ihn auf den Wagen heben. Hierauf kehrte er ins Zelt zurück und sprach zu Priamos:

„Freue dich, o Greis, dein Sohn ist dir frei gegeben, wie du begehrtest; morgen mit dem Frührot magst du ihn heimführen; ich aber werde das Heer der Griechen vom Kampfe zurückhalten, damit euch zu Hektors Leichenfeier ausreichende Zeit bleibe. Doch jetzt laß uns des Mahles gedenken; deinen Sohn beweine daheim, denn er ist ja gewiß der Thränen wert."

Und der Held schlachtete sofort ein Lamm; seine Diener zogen das Fell ab, schnitten das Fleisch in Stücke und brieten es am Spieß; Achilleus selbst legte es dem Gaste vor, und sie sättigten sich an Speise und Trank. Nach dem Mahle ließ der Pelide dem Priamos draußen in der Halle aus Purpurpolstern, Teppichen und zottigen Mänteln ein weiches Lager bereiten, drückte ihm herzlich die Hand und entließ ihn zum Schlafe. Und der getröstete alte König, dessen Augenlider sich seit des edlen Sohnes Tod noch nicht geschlossen hatten, ruhte sanft und erquicklich in dem gastlichen Gezelte des gefürchteten Mannes, dessen gewaltige Hand ihm seinen Hektor erschlagen hatte.

Ehe noch der Morgen tagte, kehrte Priamos mit der Leiche seines Sohnes nach der Stadt zurück. Schon vor dem Thore kamen ihm Hektors Mutter und Gattin entgegen, eilten auf den Leichenwagen zu und legten wehklagend ihre

Hände auf das Haupt des Erschlagenen. Und bald strömte zahlreiches Volk herbei und umdrängte in dichter Schar den Wagen, daß er nur mühsam Raum finden und bis zu dem Palaste des Königs gelangen konnte. Dort wurde der Leichnam herabgehoben und auf eine schöne Lagerstätte gelegt; ihm zur Seite stellten sich Sänger und stimmten den Trauergesang an, in den sich das Gestöhn der Klageweiber mischte.

Neun Tage lang führten dann die Trojaner eine unermeßliche Menge Holz aus dem Walde herbei und türmten draußen vor der Stadt einen hohen Scheiterhaufen empor. Am zehnten Tage war das Holzgerüst vollendet, und Hektors Leiche wurde unter lautem Wehklagen hinaufgehoben und verbrannt. Dann lasen die Brüder und Kampfgenossen des toten Helden dessen Gebeine aus der Asche zusammen verschlossen sie in eine goldene Lade und senkten diese, mit Purpurgewanden umhüllt, in die gehöhlte Gruft. Gewaltige Steinblöcke deckten diese zu; dann wurde der Grabhügel aufgeschüttet. Hierauf kehrte die Volksmenge in die Stadt zurück, und ein festliches Totenmahl im Palaste des Priamos beschloß die Bestattungsfeier des edlen Hektor.

28. Penthesileia.

Noch trauerten und klagten die Trojaner um den Tod Hektors, ihres tapfersten Helden, da erschien der hart bedrängten Stadt eine unerwartete Hilfe. Fernher von Osten aus der Landschaft Pontos am schwarzen Meere kam die Königin des kriegerischen Weibervolkes der Amazonen, mit welchem schon der große Heräkles gekämpft hatte,*) Penthesileia, eine Tochter des Kriegsgottes Ares, begleitet

*) Seite 74.

von zwölf auserlesenen kampflustigen Gefährtinnen, herbeigezogen, um für die Belagerten gegen die Griechen zu streiten. Wie unter den Sternen des Himmels der Mond hervorleuchtet, so überstrahlte die Königin die andern Amazonenjungfrauen an Schönheit.

Voll Staunens und freudiger Hoffnung empfingen die Trojaner die stattliche Jungfrauenschar mit den prächtig schimmernden Waffen; selbst in das kummervolle Herz des Königs Priamos drang ein Strahl von Trost, als er Penthesileias Heldengestalt anschaute. Er führte die Amazonenfürstin in seinen Palast, ehrte sie wie eine Tochter, die nach langen Jahren aus weiter Ferne heimgekehrt ist, und ließ ihr köstliche Geschenke reichen. Die Heldin aber gelobte ein übermenschliches Werk: sie versprach dem Priamos, den göttergleichen Achilleus zu Boden zu strecken und alle Schiffe der Griechen mit Feuer zu vertilgen.

Am nächsten Morgen hüllte sie sich in ihre strahlende Erzrüstung, bestieg ihr schnellfüßiges Streitroß und stürmte, von Kampfbegier und hoher Siegeshoffnung erfüllt, durch das Thor auf das Schlachtfeld hinaus. Ihre Jungfrauen, gleichfalls zu Rosse, begleiteten sie, und ganze Scharen von trojanischen Kriegern folgten frischen Mutes ihrem Rufe zu neuem Kampfe.

Mit Verwunderung sahen die Griechen in ihrem Schiffslager die Trojaner, welche seit Hektors Tod nicht mehr gewagt hatten, ihre Stadt zu verlassen, wieder ins Feld rücken. Rasch griffen sie zu den Waffen und zogen dem Feinde entgegen. Ein mörderischer Kampf begann: bald färbte sich der Boden von dem Blute der Erschlagenen. Allen Trojanern voran stritt Penthesileia mit ihren Heldinnen: mancher Grieche fiel durch ihre tapfere Hand, aber auch manche der jugendlichen Amazonen sank in den Tod.

Jetzt forderte Penthesileia verwegenen Mutes die ersten der griechischen Helden zum Kampfe heraus. „Wo ist denn," rief sie den Feinden zu, „wo ist euer Diomēdes, wo Ajas, Telamons Sohn, und wo der Pelide Achilleus, die doch als die tapfersten gelten in eurem Heere? Sie wagen nicht, sich mit mir im Streite zu messen, weil sie fürchten, von mir in den Staub geschmettert zu werden." Und immer heftiger und siegreicher drang sie auf die Griechen ein: bald wütete sie mit der zweischneidigen Axt, bald mit dem sicher treffenden Wurfspieß; die Helden der Trojaner stürmten ihr mutig nach, die Männer und Rosse der Griechen aber sanken zu Boden, wie Blätter von den Bäumen oder wie Regentropfen aus den Wolken herniederfallen.

Achilleus und Ajas hatten bisher nicht in den Kampf eingegriffen. Sie saßen fern am Grabmal des Patroklos und gedachten trauernd des erschlagenen Freundes. Jetzt drang das Schlachtgetöse ihnen zu Ohren: rasch erhoben sich beide, ergriffen ihre Waffen und eilten voll Streitlust nach dem Kampfplatze. Ajas erlegte im ersten Andrange mehrere Trojaner; Achilleus wandte sich gegen die Amazonen, deren er vier erschlug. Dann warfen sich beide auf den gedrängten Haufen der Feinde gleich verzehrendem Feuer, das in den dichten Gebirgswald fährt.

Da stürzte Penthesileia zornig auf sie los und schleuderte ihren Speer zuerst auf den Peliden; aber der Speer zersplitterte am Schild des Helden wie an einem harten Felsen. Auch der zweite Wurf der Amazone blieb ohne Erfolg: ihr Wurfspieß traf die silberne Beinschiene des Ajas, prallte aber ab, ohne ihm den Fuß zu verwunden. „Sei doch nicht so übermütig, thörichtes Weib," rief Achilleus ihr entgegen, „daß du uns in den Staub werfen willst, die gewaltigsten Helden der Erde! Selbst der ruhmstrahlende Hektor wich

scheu vor mir zurück und erlag meiner Lanze; du aber erkennst in deinem Wahnsinn nicht, daß dir die Stunde des Todes genahet ist."

So sprach er, und alsbald traf sein furchtbarer Speer sie am Halse, daß schwarzes Blut aus der Wunde floß und alle Kraft ihr aus den Gliedern wich. Die Streitaxt entsank ihrer Hand, und dunkel wurde es ihr vor den Augen. Doch erholte sie sich noch einmal und griff nach dem Schwerte, um den heranstürmenden Achilleus abzuwehren. Aber der Pelide kam ihr zuvor: mit einem furchtbaren Stoße durchbohrte er Roß und Reiterin zugleich. Sterbend glitt die Heldenjungfrau über ihr Streitroß herab, das tot zusammenstürzte, sie selbst einer schlanken Tanne gleich, die der Sturm gefällt hat.

Nach dem Fall der Amazonenkönigin eilten die Trojaner angstvoll und wehklagend nach ihrer Stadt zurück. Achilleus aber rief frohlockend: „So liege denn jetzt im Staube, Unglückliche, den Raubvögeln und Hunden zur Speise! Wer hat dich auch verleitet, gegen mich zu streiten? Du hofftest wohl, aus dem Kampfe zurückkehrend, unermeßliche Gaben von Priamos als Siegespreis zu empfangen. Doch die Götter haben dir einen ganz andern Lohn zugeteilt." Nach diesen Worten zog er ihr und dem Rosse seinen Speer aus dem Leibe und nahm ihr den schimmernden Helm vom Haupte. Als er ihr jetzt ins Antlitz sah, das auch im Tode noch voll wunderbarer Anmut war, verwandelte sich sein Zorn in Rührung und Trauer. Lange stand er vor ihr und schaute mit tiefer Wehmut auf die schöne Jungfrau hernieder, die in ihrem glänzenden Waffenschmucke wie eine schlummernde Artĕmis vor ihm dalag. Fürwahr, die Herrliche hätte, statt von ihm erschlagen zu werden, viel eher verdient, als seine Gattin mit ihm in die Heimat zu ziehen.

Während Achilleus um Penthesileia wie um eine verlorene geliebte Freundin still trauerte, trat plötzlich aus der Menge der herbeigeströmten Griechen der häßliche, freche Thersites*) hervor und rief dem Helden die schmähenden Worte zu: „Wie magst du Thor dich noch grämen um die Amazone, die uns allen soviel Unheil bereitet hat! Dein weibersüchtiges Herz ist von Liebe zu unserer Feindin ergriffen, gleich als wäre sie deine Braut. Hätte ihr Speer doch dich im Kampfe durchbohrt, da deine Gedanken so an Weibern hangen und du aller Tapferkeit vergissest!"

Solche Schmähungen erregten in der Seele des Achilleus den heftigsten Zorn. Wütend erhob er seinen Arm und versetzte dem Elenden mit der Faust einen solchen Streich auf die Wange, daß ihm alle Zähne aus dem Munde fielen und ein dunkler Blutstrom hervorschoß. Besinnungslos stürzte er nieder, krümmte sich im Staube und hauchte seine feige Seele aus. „Geh zu den Schatten, armseliger Wicht," rief ihm Achilleus zu, „und setze dort dein Schelten fort! Nicht ungestraft läßt sich der Sohn des Peleus schmähen." Kein Grieche trauerte um den Tod des frechen Lästerers, den endlich die verdiente Strafe getroffen hatte.

Achilleus gab die Leiche der Amazonenkönigin dem Priamos zurück, der sie unter der Wehklage aller Trojaner auf einem hohen Scheiterhaufen verbrennen und ihre Asche in der Königsgruft beisetzen ließ. Neben ihr wurden ihre zwölf Gefährtinnen bestattet, die alle gleichfalls in der Schlacht gefallen waren.

29. Memnon.

Durch Penthesileias Tod wurde der Mut der Trojaner wieder tief herabgedrückt, und schon rieten manche, die un=

*) Seite 246 f.

glückselige Stadt, die dem sicheren Verderben geweiht schien, zu verlassen und in fremdem Lande eine neue Wohnstätte zu suchen. Doch der alte Priamos konnte sich nicht dazu verstehen, die geliebte Heimat, den ruhmreichen Königssitz seiner Väter, kleinmütig aufzugeben, zumal er Hoffnung hatte, daß sein Neffe Memnon, der streitbare König der Äthiopen im fernen Morgenlande, an den er Boten gesandt hatte, ihm mit zahlreichem Kriegsvolk zu Hilfe kommen werde. Und wirklich wurden die Herzen der verzagten Trojaner bald aufgerichtet durch die frohe Kunde, daß der ersehnte Bundesgenosse mit seinen gewaltigen Heerscharen bereits im Anzuge sei.

Memnon war ein Held, der sich an unermeßlicher Stärke wohl dem furchtbaren Peliden vergleichen durfte; wie Achilleus nannte er eine Unsterbliche seine Mutter, denn Eos, die Göttin der Morgenröte, hatte ihn geboren; wie Achilleus trug er Waffen, welche der Gott Hephästos geschmiedet.

Schon am Tage nach seiner Ankunft in Troja führte er seine streitlustigen schwarzen Kriegsmänner, denen sich die Trojaner anschlossen, auf das Schlachtfeld hinaus: gleich einem dunkeln Gewölk, das der Sturm dahertreibt, wälzte sich das unübersehliche Heer dem Lager der Feinde entgegen.

Als die Griechen mit Staunen die heranziehenden Kriegsscharen erblickten, eilten sie zu den Waffen und rückten mutig ins Feld; Achilleus führte sie, stolz auf seinem Wagen stehend und im Waffenschmuck glänzend wie die aufgehende Sonne. Nicht minder herrlich prangte im andern Heere Memnon, dem Kriegsgotte selber zu vergleichen. Bald begann der Kampf. Furchtbar, wie donnernde Meereswogen, die der Sturm aufgetürmt hat, stießen die feindlichen Reihen auf einander: Schwerter zischten und Speere sausten, dumpf klirrten die Schilde, und ein wildes Mordgeschrei stieg zum Himmel.

Vor allen wüteten Achilleus und Memnon mit unwiderstehlichem Ungestüm in dem Schlachtgetümmel und streckten ganze Haufen von Feinden zu Boden. Jetzt erlegte der gewaltige Äthiope auch den trefflichen Antilŏchos, Nestors jugendlichen Sohn, der schützend vor dem schwerbedrohten Vater stand und durch seinen Tod das Leben des alten Helden rettete. Schon begann der Sieger dem Erschlagenen die Rüstung abzulösen, da stürmte wutfunkelnden Blickes Achilleus heran, den Freund zu rächen, den er nach Patroklos vor allen am meisten liebte. Memnon schleuderte dem Peliden einen schweren Stein entgegen, der jedoch an dessen Schilde abprallte; dann traf Achilleus den Gegner mit dem Speere in die rechte Schulter, worauf Memnon, der Wunde nicht achtend, dem Peliden in den Arm stieß, daß des Helden Blut zur Erde floß. Laut jauchzte der Äthiope und prahlte: „Jetzt sinkst du ins Verderben durch meinen Arm, Elender, nachdem du unzählige Trojaner mitleidlos gemordet. Siehe, ein Göttersohn steht dir entgegen, der gewaltige Sohn der goldenen Morgenröte, die droben auf dem Olympos thront und Göttern und Menschen den leuchtenden Tag bringt, während deine Mutter Thetis in der Meerestiefe unter den Fischen und Seeungeheuern müßig sitzt."

„Nun denn," entgegnete Achilleus, „bald wirst du erfahren, welch eine Göttin meine Mutter ist, wenn mein eherner Speer dir in die Leber dringt. Doch wozu die eitlen Worte? Auf, laß uns kämpfen!"

Darauf rannten beide Helden mit ihren riesigen Speeren auf einander los. Vergebens suchte einer den andern bald über, bald unter dem Schilde zu verwunden: lange standen beide unerschüttert wie die Felsen. Übermenschlich erschien die Stärke, die sie im Kampfe bewiesen: es war, als ob nicht Menschen, sondern Götter gegen einander stritten.

Voll Teilnahme und Sorge schauten die Himmlischen alle von den Höhen des Olympos auf die göttergleichen Streiter hernieder; endlich sandte Zeus zwei der Schicksalsgöttinnen auf das Schlachtfeld und befahl, daß, von den beiden Helden ungesehen, die finstere sich zu Memnon, die lichte zu Achilleus gesellen solle.

Jetzt entschied sich der furchtbare Zweikampf. Achilleus stieß dem Memnon seinen Speer mitten durch die Brust, daß er mit dumpfem Dröhnen tot zusammenstürzte.

Des Peliden Kampfgenossen, die Myrmidonen, zogen darauf dem Gefallenen die Rüstung aus; Memnons göttliche Mutter aber ließ die geliebte Leiche durch ihre Kinder, die schnellen Winde, den Händen der Feinde durch die Lüfte entführen. Sie trugen sie weit hinweg von dannen an das Ufer eines Flusses in einen anmutigen Hain, wo die Töchter des Flußgottes den Helden unter Klagegesängen bestatteten.

Die Kriegsgefährten des Memnon zogen nach dem Falle ihres großen Königs alsbald nach ihrer Heimat ab. Die Trojaner aber, des starken Bundesgenossen beraubt, entsagten erschreckt dem weiteren Kampfe und flohen, von Achilleus verfolgt, nach der Stadt zurück.

30. Der Tod des Achilleus.

Achilleus gab sich nicht damit zufrieden, den Tod des Antilochos durch Memnons Erschlagung gerächt zu haben: sein unversöhnter Zorn trieb ihn, dem gefallenen Freunde neue Opfer unter den Trojanern zu schlachten. Am Morgen nach der Bestattung des Antilochos stürzte er sich wieder voll ungestümer Kampfbegier auf die Feinde, die es gewagt hatten, ihre Mauern zu verlassen, erschlug ihrer viele und scheuchte die übrigen in die Stadt zurück. Bis an das

skäische Thor vorgedrungen, schickte er sich schon an, die schweren Thorflügel aus den Angeln zu reißen und den Griechen die Stadt des Priamos aufzuthun.

Da sollte die Weissagung des sterbenden Hektor in Erfüllung gehen. Der Gott Apollon stieg, den Bogen und Köcher auf dem Rücken, eilends von der Höhe des Olympos hernieder und trat flammenden Auges dem Peliden entgegen. „Laß ab von deinem Beginnen, Achilleus," rief er mit Donnerstimme, „höre auf, so rasend zu wüten, damit nicht einer der Olympier dich verderbe!" Aber Achilleus, der Warnung des Gottes nicht achtend, erwiderte: „Warum reizest du mich doch, wider Willen mit Göttern zu kämpfen, indem du immer den frevelhaften Trojanern beistehst? Kehre zurück zu den andern Göttern, daß mein Speer dich nicht treffe, obwohl du ein Gott bist."

So rufend wandte er sich von Apollon ab gegen die Trojaner, die noch auf dem Felde zerstreut umherflohen. Der zürnende Gott aber hüllte sich in ein dunkles Gewölk, legte seinen tödlichen Pfeil auf den Bogen und schoß dem Peliden in die Ferse. Bis zum Herzen hinauf von einem brennenden Schmerze durchzuckt, stürzte der Gewaltige zu Boden wie ein Turm, wenn von unten die Erde erbebt. „Wer hat mir," rief er umherspähend, „aus der Ferne den tückischen Pfeil zugesandt? Trete er mir doch zu offenem Kampfe entgegen; nur ein Feigling stellt aus dem Versteck dem Tapfern nach. Doch mir ahnt, daß es Apollon ist, der sich in finstere Nacht gehüllt hat. Thetis, meine Mutter, hat mir ja längst verkündet, daß ich am skäischen Thore dem verderblichen Geschoß des Apollon erliegen werde. Gewiß, sie hat die Wahrheit gesprochen."

Schmerzvoll stöhnend zog er sich den Pfeil aus dem Fuße und schleuderte ihn zornig weit weg, als er das

schwarze Blut hervorquellen sah. Keiner der Trojaner wagte sich, während er am Boden lag, an ihn heran; sie hielten sich scheu von dem Gewaltigen zurück, wie furchtsame Landleute im Walde aus der Ferne den Löwen umstehen, der, vom Jäger ins Herz getroffen, zähneknirschend mit dem Tode ringt. Noch einmal raffte sich der verwundete Held empor, stürzte die Lanze schwingend unter die Feinde und raubte noch manchem Fliehenden das Leben. Da aber wurden ihm die Glieder kalt: er mußte stille halten und lehnte sich ermattet an seine Lanze. Während die Trojaner sich noch zitternd vor ihm flüchteten, drang ihm der Tod ins Herz. Erstarrt sank er nieder, eine Leiche unter den andern Leichen; die Erde erdröhnte von seinem Falle, und dumpf hallte seine Waffenrüstung.

Unter den Feinden sah zuerst Paris den Fall des Achilleus. Aufjauchzend vor Freude, ermahnte er voll Eifers die Trojaner, sich der Leiche samt der Rüstung zu bemächtigen, und schon eilte mit Paris zahlreiches Kriegsvolk herbei, das eben noch furchtsam vor dem Peliden geflohen war. Aber auch der starke Ajas kam und bald darauf Odysseus und andere Freunde des Achilleus; die scheuchten alle Trojaner von dem Gefallenen und jagten sie in die Stadt zurück. Dann trug Ajas den Leichnam und die Waffen auf dem Rücken nach den Schiffen.

Ein unsäglicher Schmerz ergriff das ganze Heer der Griechen, als der Herrlichste unter ihnen allen als Toter in das Lager zurückkehrte. Siehe, da weinten die Fürsten: Agamemnon und Menelaos, der riesige Ajas und der kluge Odysseus, der greise Nestor und der kühne Diomedes, Idomeneus und Phönix, der Erzieher des Achilleus; es stöhnten und heulten die Myrmidonen, und aus allen den Kriegerhaufen stieg unaufhörlich Klagegeschrei zum Himmel auf.

In endlosen Scharen strömten sie nach dem Zelte des Peliden, um ihn noch einmal zu sehen, wie er auf dem Lager hingestreckt ruhte, auch im Tode noch schön wie ein Götterjüngling, einem Lebendigen ähnlich, der nur in Schlummer gesunken scheint, um bald wieder zu erwachen. Seine Mutter Thetis aber stieg mit allen Meerjungfrauen aus der tiefen See und umschlang den geliebten Sohn mit den Armen und küßte ihn unter Thränen, während die Göttinnen in Trauergewändern die Bahre umstanden und zu Ehren des Toten Klagelieder sangen. Siebzehn Tage und siebzehn Nächte hindurch feierten so unsterbliche Götter und sterbliche Menschen durch Thränen und Trauergesänge den göttergleichen Helden; kein Hauch der Verwesung berührte seinen Leib, denn Athene, die hohe Göttin, träufelte ihm himmlischen Balsam aufs Haupt.

Am achtzehnten Tage wurde auf hochgetürmten Scheiterhaufen der Leichnam verbrannt, und die Helden der Griechen hielten in voller Waffenrüstung zu Fuß und zu Wagen feierliche Umzüge um den brennenden Holzstoß. Endlich, als die Flammen erloschen waren, sammelten sie die Gebeine des Achilleus in goldener Urne, senkten sie am hohen Meeresgestade neben der Asche des Patroklos in die Erde und überdeckten sie mit einem Grabhügel, der weithin den Hellespont überschaute.

Bei den festlichen Leichenspielen, welche zu Ehren des Achilleus mit dem größten Glanze begangen wurden, feierte zuerst der beredte Mund des greisen Nestor den unvergänglichen Ruhm des großen Gefallenen in preisenden Worten; dann beteiligten sich die berühmtesten der Helden an den einzelnen Wettkämpfen. Thetis selbst, die erhabene Meeresgöttin, hatte die Spiele veranstaltet und reichte den Siegern die köstlichsten Preise.

31. Der Tod des Ajas.

Am Schlusse der Leichenspiele zu Ehren des göttlichen Achilleus stellte Thetis die kostbare Rüstung ihres Sohnes aus, das Werk des Gottes Hephästos, und sprach: „Nun trete der beste der Griechen auf, daß ich ihm die Waffen des Achilleus verleihe, lauter Göttergeschenke, an denen die Unsterblichen selbst sich erfreuten."

Wer war der Held, der nächst dem Peliden sich im Heere vor allen hervorgethan? War es der tapfere, riesige Ajas, war es der kluge, listenreiche Odysseus? Vor diesen beiden traten die übrigen Helden zurück. Ajas aber forderte den ausgesetzten Preis für sich, indem er Fürsten und Heer zu Zeugen seiner mächtigen Thaten aufrief. Doch was vermochten seine kurzen, schmucklosen Worte gegen die Gewalt der Rede, mit der nun der vielgewandte Odysseus seine Verdienste um das Griechenheer aufzuzählen und auszuschmücken verstand? Das aus den obersten Heerführern niedergesetzte Schiedsgericht erklärte sich für Odysseus und sprach ihm die Waffen des Achilleus zu.

Eine solche Zurücksetzung konnte der Stolz des Ajas nicht ertragen. Voll düsteren Grolls, kehrte er aus der Versammlung in sein Zelt zurück. Dort saß er, den starren Blick zur Erde gekehrt, aß nicht und trank nicht und vergaß des Schlafes, indem er über furchtbaren Rachegedanken brütete. Die in ihm kochende Wut verwirrte mehr und mehr seinen Geist und steigerte sich bald zu vollem Wahnsinne. Mitten in der Nacht sprang er plötzlich auf, ergriff Schwert und Lanze und stürmte zum Zelte hinaus. In der Nähe des Lagers traf er auf die Viehherden der Griechen, und mit rasender Mordgier fiel er darüber her und richtete unter ihnen ein gräßliches Gemetzel an, indem er in der Bethörung seines Sinnes wähnte, er färbe sein Schwert mit dem Blut der

ihm feindlichen griechischen Fürsten und ihrer Heerscharen. Grauenhaft war es anzusehen, wie er eine Anzahl von Rindern, Schafen und Hirtenhunden gebunden in sein Zelt trieb und sie dort unter gräßlichen Mißhandlungen hinschlachtete. Einen der herbeigeschleppten Widder hielt der Irrsinnige für den Odysseus, den er unter allen am wütendsten



Ajas nach Ermordung der Herden.
(Antikes Vasenbild.)

haßte. Er band das arme Tier an einen Pfosten des Zeltes, zog eine Geißel hervor und zerfleischte ihm mit unbarmherzigen Hieben den ganzen Rücken. „Was, elender Feigling," rief er hohnlachend aus, „was helfen dir jetzt die Waffen des Achilleus, die du mir, dem sie mit Recht gehörten, so schändlich gestohlen hast?"

Ermattet von dem entsetzlichen Toben, sank er endlich in tiefen Schlaf. Als er am Morgen erwachte, war der Wahnsinn von seinem Geiste gewichen, und mit Scham und Grauen sah nun der unglückliche Held die von ihm greuelvoll gepeinigten und erwürgten Tiere vor sich liegen. „Weh mir, was hab' ich gethan?" schrie er auf und schlug sich das Haupt. Dann warf er sich zwischen die blutigen und zerfetzten Tierleichen auf den Boden und lag da lange Zeit vor sich hinbrütend und dumpf seufzend, wie ein zum Tode verwundeter Bergstier stöhnt. Endlich stand er düster auf: „Das also ist der mutige, hochherzige Ajas," sprach er, sich selbst verhöhnend, „der furchtlose Schlachtenheld, der seine Hände mit dem Blute harmloser Lämmer besudelt hat! O wie werden meine Feinde lachen und spotten! Wie wird der arglistige Odysseus sich freuen!"

Unter der Last dieser Schmach wollte der gekränkte Mann nicht länger leben; nur der Tod, meinte er, könne seine Schande ausgleichen. Entschlossen nahm er das Schwert, das ihm einst sein Feind Hektor nach jenem ruhmvollen Zweikampfe geschenkt hatte*), und ging hinaus an einen einsamen Ort am Meeresgestade. Dort pflanzte er den Griff seines Schwertes fest in den Boden. Dann flehte er noch einmal zu den Göttern, seinen Leib vor Hunden und Vögeln zu bewahren und ihm die gebührende Bestattung zu gewähren; gedachte in Liebe seiner greisen Eltern in der Heimat, seines treuen Weibes, seines unmündigen Söhnleins und aller Freunde, die er trauernd zurückließ und — Abschied nehmend von dem holden Lichte des Tages und dem heiligen Boden des Vaterlandes — stürzte er sich in das aufgepflanzte schneidende Schwert. Ein Blutstrom rann aus der Wunde: wie ein von der Mordwaffe des Jägers ins Herz getroffener Löwe lag der große Ajas tot im Staube.

*) Seite 268 ff.

Als des Helden Freunde seinen Leichnam auffanden, trugen sie ihn wehklagend nach dem Schiffslager der Griechen zurück, wo er, von Blut und Staube gereinigt, feierlich und ehrenvoll, so forderte es vor allen andern der edle Odysseus, bestattet wurde. Sein Grabhügel wurde am Meeresufer errichtet, in der Nähe des Grabes, das die Gebeine des großen Achilleus aufgenommen hatte.

32. Neoptolemos, der Sohn des Achilleus, im Lager der Griechen.

Die Griechen hatten durch den Tod des Achilleus und des Ajas die stärksten ihrer Helden verloren, und noch stand Troja unbezwungen. Da wurde im Rate der Fürsten abermals von der Heimkehr geredet; aber wie früher, trat auch jetzt der entschlossene Diomēdes so verzagtem Vorschlage entgegen. Der weise Seher Kalchas aber erinnerte an den Helden Philoktētes, der, bei dem Zuge gegen Troja erkrankt, auf der Insel Lemnos zurückgeblieben war. „Ohne diesen Helden," fuhr der Seher fort, „ohne die nie fehlenden Pfeile, welche Philoktetes von seinem Freunde Herakles empfangen hat,*) kann Troja nicht bezwungen werden. Und noch eines andern bedürfen wir zur Zerstörung der starken Priamosveste: es ist Neoptolĕmos, der Sohn des Achilleus, der nun in der Heimat zum Jünglinge herangereift ist. So laßt uns denn Anstalt treffen, diese beiden Helden ohne Verzug unserem Heere zuzuführen."

Dieser Rat wurde von den Fürsten der Griechen angenommen. Alsbald erhielten Odysseus und Diomedes den Auftrag, den jüngen Neoptolĕmos herbeizuholen. Als näm-

---

*) Seite 102.

lich Achilleus vor dem Ausbruche des trojanischen Krieges längere Zeit auf der Insel Skyros bei dem Könige Lykomēdes*) sich aufgehalten, hatte er sich mit einer der Königstöchter vermählt und war Vater eines Sohnes geworden, der anfänglich Pyrrhos, später Neoptolĕmos (d. h. Jungkrieger) genannt wurde. Im Hause seines Großvaters unter Waffenübungen aufgewachsen, war Neoptolemos an Schönheit und hoher, kraftvoller Gestalt wie an Kampflust seinem großen Vater ähnlich, und die Einladung der beiden Helden, mit in den Krieg auszuziehen, entsprach ganz dem dringendsten Wunsche seines Herzens. So ließ er sich denn durch keine Bitten der besorgten Mutter zu Hause zurückhalten, sondern ging freudig mit Odysseus und Diomedes zu Schiffe.

Mit Jubel nahmen die Griechen den jungen Kämpfer auf, als er im Schiffslager an der trojanischen Küste eintraf. Im Zelte des Odysseus hüllte er sich in die Waffen seines Vaters Achilleus, welche den andern Helden allen zu groß waren, dem hochgewachsenen Jüngling aber völlig paßten. Dann stürzte er sich voll ungestümen Kriegsmutes in den Kampf: es schien, als sei der gewaltige Pelide selbst aus dem Totenreiche wiedergekehrt. Zahllose Feinde fielen, von seiner Hand dahingestreckt; die tapfersten der trojanischen Helden brachte er dem gefallenen Vater als Schlachtopfer dar

33. Philoktetes und die Pfeile des Herakles. Tod des Paris.

Aber zur Eroberung Trojas mußte auch der andere Teil der Weissagung des Kalchas in Erfüllung gehen. Odysseus und Neoptolemos wurden daher nach Lemnos ab-

*) Seite 218.

gesandt, den Philoktetes mit seinen unwiderstehlichen Pfeilen herbeizuholen.

Durch ein seltsames Mißgeschick war der Held auf diese unwirtliche Insel gekommen. Als er nämlich vor mehr denn neun Jahren mit den übrigen Fürsten der Griechen gen Troja fuhr, traf ihn der Unfall, daß er unterwegs auf einem



Der verlassene Philoktet.
(Antike Vase in Florenz).

kleinen Eiland, wo die Schiffe frisches Wasser einnahmen, durch den Biß einer giftigen Natter am Fuße verwundet wurde. Auf der Weiterfahrt wurde die Wunde immer bösartiger und schmerzhafter, so daß der gequälte Mann fortwährend unerträgliche Jammertöne ausstieß. Dazu erfüllte das eiternde Geschwür die ganze Luft umher mit einem pest-

artigen Geruch: niemand konnte die Nähe des Kranken ertragen. Die Fürsten der Griechen faßten daher, als sie an Lemnos vorüberfuhren, den grausamen Entschluß, den kranken Helden an dem öden Meeresstrande auszusetzen, und der schlaue Odysseus vollführte den hinterlistigen Anschlag mit gewohnter Geschicklichkeit: er brachte den Philoktetes, als er gerade in Schlummer gesunken war, in einem Kahne sachte ans Ufer und legte ihn hier in einer nahen Felsengrotte nieder. Die Höhle hatte einen doppelten Eingang, so daß der Arme während des Winters einen warmen Sitz in der Sonne, im Sommer aber an der andern Stelle kühlenden Schatten finden konnte; auch eine frische Quelle rieselte in der Nähe. Odysseus ließ ihm einige Kleidungsstücke und Speisen zurück; dann fuhr er eiligst von dannen und schloß sich wieder dem gen Troja segelnden Heere an.

Ein unsäglich trauriges Los war dem verlassenen Philoktetes beschieden. Trostlose Einsamkeit umgab ihn ringsum; denn außer ihm betrat keines Menschen Fuß die rauhe Wildnis, deren schauerlich zerklüftete Felsen nur spärlich mit Gras und Gestrüpp bewachsen waren. Notdürftige Nahrung verschaffte ihm der Bogen, dessen Pfeile das Gewild der Wüste erlegten; auch Feuer erhielt er, indem er Stein an Stein rieb. Die brennende Giftwunde aber schien nimmer zu heilen, und kein lindernder Balsam fand sich, die Schmerzen zu stillen, die ihm die Gebeine durchwühlten.

Bis ins zehnte Jahr hatte Philoktetes unter solchen Leiden hingeschmachtet. Da endlich landete eines Tages ein griechisches Fahrzeug an dem öden Strande: es war das Schiff des Odysseus und Neoptolemos. Bald hatte der kluge Odysseus die Stelle wiedergefunden, wo er einst den schlafenden Helden ausgesetzt; aber die Felsenhöhle war leer, nur ein Lager aus Laub, auf dem offenbar jemand geruht hatte, ferner

ein hölzerner Becher und etwas Feuergerät deuteten auf einen Bewohner.

Bald kam auch der unglückliche Mann unter ächzendem Stöhnen herangehinkt, während Odysseus, der dem Philoktetes aufs tiefste verhaßt war, sich rasch zurückzog und vorsichtig in der Nähe verbarg. Kaum vermochte der junge Neoptolemos den Anblick der mit armseligen Lumpen bedeckten Schmerzensgestalt mit dem von tiefem Leid durchfurchten Antlitz und dem verwilderten Haupt- und Barthaar zu ertragen. Und nicht minder staunte Philoktetes, als er in seiner schrecklichen Verlassenheit endlich einmal wieder Menschen und in der Ferne ein Schiff an dem hafenlosen Strande erblickte. Wie freute er sich, den Fremdling in griechische Tracht gekleidet zu sehen, griechische Laute aus seinem Munde zu vernehmen!

Aber nur durch eine von Odysseus ihm gelehrte List konnte der junge Held das Vertrauen des Alten gewinnen, der gegen die griechischen Fürsten vor Troja, weil sie ihn so erbarmungslos ausgesetzt hatten, noch den grimmigsten Groll im Herzen trug und daher nimmer willig sein konnte, ihm in das Lager vor Troja zu folgen. Neoptolemos gab sich ihm daher zwar als Sohn des Achilleus zu erkennen, dichtete aber hinzu, daß er sich mit den griechischen Heerführern, welche ihm die Waffen seines Vaters verweigerten, entzweit habe und nun auf der Fahrt nach der Heimat begriffen sei; dorthin wolle er den Philoktetes mitnehmen. Dieser war über solches Anerbieten hocherfreut und sogleich zur Abfahrt nach dem teuren Vaterlande bereit.

Doch der gradsinnige Jüngling fühlte sich jetzt außer stande, die Lüge gegen den vertrauensvollen Mann weiter fortzuspinnen; er erklärte ihm daher offen, daß er ihn mit sich nach Troja führen werde. Da geriet Philoktetes in Verzweiflung: lieber wollte der schwergekränkte in seiner Felsen-

einöde elend sterben, als zu seinen bitter gehaßten Feinden gebracht werden. Odysseus, der jetzt plötzlich aus seinem Versteck hervortrat, drohte ihn mit Gewalt fortschaffen zu lassen. Das aber litt der edle Neoptolemos nicht; vielmehr entschloß er sich jetzt dazu, sein früher dem Philoktetes nur zum Schein gegebenes Versprechen, ihn in die Heimat zu geleiten, wirklich auszuführen. „Wohlan“, sprach er zu dem Helden, „nimm Abschied von der Stätte deiner Leiden und laß uns dann zur Heimfahrt aufbrechen.

So schien denn die Sendung des Odysseus und Neoptolemos vollständig mißglückt, alle Mühe, den Philoktetes dem Griechenheere wieder zu gewinnen, vergebens aufgewendet zu sein. Da griff die Gottheit selbst in die Sache ein. Auf strahlender Wolke erschien, vom Olympos niedersteigend, der unter die Götter aufgenommene Heräkles und rief mit feierlicher Stimme: „Stehe still, Philoktetes, vernimm aus meinem Munde den Ratschluß des Zeus und gehorche ihm! Gedenke an mein eigenes Schicksal, gedenke der Mühsale, die ich zu überwinden hatte, ehe ich den Preis der Unsterblichkeit gewann! Auch dir ist vom Geschick bestimmt, aus deinem Elend verherrlicht hervorzugehen. Mit diesem Jüngling, dem Sohne des Achilleus, sollst du vor Troja ziehen, dort von deiner Krankheit erlöst werden, dann mit meinen Pfeilen den Paris, den Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, erlegen, Troja zu Boden stürzen und endlich ruhmgekrönt und beladen mit der herrlichen Beute, die dir das Heer zuerkennen wird, in dein Heimatland zurückkehren.“

Durch diese göttlichen Worte wurde der starre Sinn des Philoktetes gebrochen. Versöhnten Herzens beugte er sich vor dem Willen der Gottheit und streckte dem in den Lichtwolken verschwindenden Freunde die Arme nach gen Himmel.

Dann rief er den beiden Griechenhelden zu: „Wohlan, zu Schiffe, wohlan gen Troja!“

Alle Griechen vor Troja freuten sich, als Philoktetes im Schiffslager eintraf, so tiefes Mitleid auch der Anblick des hinkenden Dulders ihnen erregte. Doch unter dem Beistande der Götter wurde seine Wunde durch die Kunst der geschicktesten Ärzte des Heeres wunderbar schnell geheilt, und wie die zehrende Pein aus seinen Gliedern wich, kehrte auch frischer Mut in seine Seele zurück. Gleich als wären die langen Jahre des Schmerzes spurlos an ihm vorübergegangen, so schien der Held jetzt in einen feurigen Jüngling umgewandelt, der, keine Gefahr scheuend, sich ungestüm in die Reihen der Feinde stürzt. Wer ihm auf dem Schlachtfelde entgegentrat, wer von den Trojanern ihn nur von ferne sah, den traf sein nie fehlender Pfeil.

Auch der schöne Paris konnte jetzt dem Verhängnis nicht länger entgehen. Mit verwegener Keckheit den Bogen schwingend, als wären seine Geschosse dem Griechen gefahrbringender, als des Herakles Pfeile dem eigenen Leibe, nahte er dem Philoktetes, schoß, fehlte, spannte den Bogen wieder — da traf ihn der Pfeil des Helden in die Weiche, daß er, stöhnend vor Schmerz, mit bebenden Knieen in die Stadt zurückfloh. Es war umsonst, daß die Ärzte sich um die Wunde eifrig bemühten: das giftgetränkte Geschoß war ihm tief in die Gebeine eingedrungen, das Gift fraß furchtbar um sich, und bald war nach so vielen ruhmreichen Helden auch der eitle Königssohn unter den Opfern des mörderischen Krieges gefallen, den er selber angestiftet hatte.

34. Das hölzerne Roß.

Noch immer dauerte der Kampf zwischen Griechen und Trojanern mit großer Erbitterung fort. Ein Sturmangriff

auf die Stadt wurde von den Trojanern tapfer zurückgeschlagen. Da verkündete der Mund eines Sehers den Griechen: „Troja wird nicht in eure Hände fallen, ehe ihr das Palladium der Stadt entführt haben werdet.“

Das Palladium war ein hölzernes Bild der Pallas Athene, das, von der Göttin selbst geschnitzt, bei der Gründung Trojas vom Himmel herniedergefallen war. Es wurde als das höchste Schutzheiligtum der Stadt in einem innern Tempel der Burg verehrt, und Troja war unbezwinglich, so lange das Göttergeschenk in seinen Mauern prangte. Diese schützende Macht des Bildes erfuhren die Griechen erst jetzt aus des Wahrsagers Munde, sonst hätten sie, statt den langen Belagerungskampf zu führen, von Anfang an nach der Erlangung des Bildes trachten müssen. Aber wie sollten sie denn jetzt das schwere Werk bestehen und das Heiligtum mitten aus der feindlichen Stadt von dannen führen? Da konnte wieder nur Odysseus helfen. Und der kluge, listenreiche Held übernahm unverzagt die Ausführung des kühnen Wagstücks und gesellte sich auch diesmal wieder den tapferen Diomedes als Gefährten bei. Die beiden Helden schlichen sich, als Bettler verkleidet, in die Stadt, bemächtigten sich während der Nacht des Götterbildes und kehrten mit demselben glücklich in das Schiffslager zurück.

So hatten die Griechen nun alles erfüllt, was durch die Weissagung ihnen zur Eroberung Trojas auferlegt war: sie hatten der Stadt ihr schützendes Heiligtum entführt, sie besaßen die siegverheißenden Pfeile des Herakles, der bogenkundige Held Philoktetes und der junge Achilleussohn befanden sich in ihrer Mitte. Der Fall der Stadt schien nahe bevorstehend.

Aber nicht der Waffengewalt, nicht der größten Tapferkeit und Stärke sollte sie erliegen; nur der List konnte es

gelingen, die mächtige Veste zu bezwingen. Und darin war Odysseus vor allen der Meister.

Auf den Rat des erfindungsreichen Helden erbauten die Griechen ein riesengroßes Pferd aus Fichtenholz, in dessen geräumigem Bauche sich dreißig auserlesene Helden, unter ihnen Odysseus und Diomedes, Menelaos und Idoměneus, Philoktētes und Neoptolĕmos, auch der kunstreiche Baumeister des Pferdes, Epeios mit Namen, einschlossen; die übrigen Griechen aber steckten des Nachts ihre Zelte und alles Lagergerät in Brand und segelten unter Agamemnons und Nestors Führung nach der benachbarten Insel Tenĕdos, wo sie sich in den Hinterhalt legten.

Als die Trojaner am nächsten Morgen den Rauch aus dem Lager der Feinde aufwirbeln und die Schiffe verschwunden sahen, wurden sie von freudigem Staunen ergriffen. Sie dachten nicht anders, als die Griechen seien, nach so langen fruchtlosen Kämpfen an der Eroberung der Stadt endlich verzweifelnd, nach der Heimat abgefahren. Scharenweise strömten sie aus den Thoren auf die Ebene hinaus, dem Meeresufer zu. Kein Zelt, kein Feind war mehr zu schauen; aber — seltsamer Anblick! — auf dem Platze des früheren griechischen Lagers stand einsam das gewaltige hölzerne Roß, hoch wie ein Turm in die Luft emporragend. Was sollte das Wunderding bedeuten, was sollte man damit anfangen? Während die einen meinten, man solle das unheimliche Gastgeschenk der Feinde verbrennen oder ins Meer stürzen oder in Stücke zerhauen, rieten andere, das Roß in die Stadt zu ziehen und zum Andenken an den grausamen Krieg und als Siegesdenkmal für die Zukunft auf der Burg aufzustellen.

Da eilte Laokōon, ein Priester des Apollon, aus der Stadt herbei und rief dem gaffenden Volke zu: „Unselige,

welcher Wahnsinn bethört euch? Meint ihr, die Feinde seien wirklich davongesegelt? Wähnt ihr, ein Geschenk der Griechen sei frei von Betrug? Kennt ihr den Odysseus so schlecht? Entweder sind in dem hölzernen Bau da Männer verborgen, oder es ist eine Kriegsmaschine, die von den in der Nähe lauernden Feinden gegen unsere Mauern getrieben werden wird. Irgend ein Trug steckt sicher dahinter; darum trauet dem Rosse nicht! Was es immer sein mag: ich fürchte die Griechen, auch wenn sie Geschenke bringen." Mit diesen Worten stieß er eine gewaltige Lanze dem Pferde in die Seite, und aus dem Innern erscholl ein Rasseln und Dröhnen wie aus einer Höhle, die mit Waffen gefüllt ist. Aber des Volkes Sinn war zu bethört, um sich warnen zu lassen.

Noch stand die Menge mit dem Könige Priamos, der unterdessen auch aus der Stadt herbeigekommen war, unschlüssig um das Pferd, da brachten einige trojanische Hirten einen Griechen gefesselt daher, den sie im Schilfe eines Sumpfes unfern des Meeresufers aufgegriffen hatten.

Der Mensch nannte sich Sinon; er wurde unter lebhaftem Geschrei des neugierigen Haufens näher geführt, und alle umdrängten ihn voll Eifers zu hören, was er über die letzten Vorgänge im Lager der Griechen und über die Bedeutung des Riesenpferdes aussagen werde. So hatte es der Arglistige gewollt, so war alles mit Odysseus verabredet. Freiwillig war Sinon zurückgeblieben, freiwillig hatte er sich gefangen nehmen lassen, um durch Lug und Betrug die Trojaner ins Verderben zu stürzen. Flehend die Arme ausstreckend, rief er mit zitternder Stimme: „Wehe mir, welches Land, welches Meer nimmt mich jetzt rettend auf, mich, den die Griechen ausgestoßen haben, den die Trojaner als Feind niederhauen werden?"

Man sprach ihm Mut ein und versicherte ihn seines Lebens, wenn er frei heraus die Wahrheit sage. Da schien der Verzagte sich endlich ein Herz zu fassen und sprach: „So werde ich nichts vor euch verhehlen, die ihr mir, dem Griechen, so großmütig das Leben geschenkt habt; die Wahrheit geht mir ja über alles. Höret denn: meine Feindschaft mit Odysseus, dem Erzbösewicht, ist es, die mich ins Unglück gestürzt hat. Ich habe mir seinen Haß dadurch zugezogen, daß ich seine schmählichen Tücken und Betrügereien stets furchtlos und frei vor allen Leuten getadelt habe. Soll ich euch seine argen Streiche erst herzählen? O, ihr selbst kennet ja manchen derselben. Eben erst hat euch der Tempelräuber mitten in der Nacht euer Palladium gestohlen. Doch genug hiervon; ihr begreift, daß mich, als einen offenen, ehrlichen Mann, der überall seine hinterlistigen Übelthaten aufdeckte und rügte, der schändliche Ränkeschmied tödlich hassen mußte. So ruhte er denn nicht, bis er den lügnerischen Seher Kalchas gegen mich auf seine Seite gebracht hatte. Doch was schwatze ich da so weitläufig? Was ist euch Trojanern an mir armen Menschen gelegen?"

„Erzähle, erzähle!" rief die immer neugieriger werdende Menge.

„Nun, wenn ihr's denn wollt," fuhr Sinon fort, „so sei es! Wißt also: Die Griechen wünschten oftmals, des langen, vergeblichen Krieges müde, nach der Heimat abzuziehen. Aber ungünstige Winde hielten sie, so oft sie es versuchten, hier zurück; zuletzt, als schon dieses hölzerne Pferd aufgebaut dastand, erhoben sich die heftigsten Seestürme, die anzudeuten schienen, daß wir uns den Zorn der Götter zugezogen hätten. Wir wandten uns also an das Orakel des weissagenden Gottes Apollon um Auskunft. Da erhielten wir den traurigen Bescheid: „Ihr habt bei der Herfahrt

nach Troja die euch feindlichen Winde durch das Blut Iphigenias, der Tochter Agamemnons, versöhnt; so müßt ihr euch auch die Heimkehr mit Blut erkaufen und das Leben eines Griechen opfern."

„Unsern Kriegern fuhr ein kalter Schauder durch die Gebeine, als sie dies hörten. Wem von uns galt der Orakelspruch, wen forderte der Gott als Opfer? Da zog Odysseus mit großem Geschrei den Seher Kalchas in die Volksversammlung und forderte ihn auf, zu verkündigen, wessen Brust nach dem Willen der Gottheit das Opferschwert durchbohren sollte. Nach langem heuchlerischem Zögern und Widerstreben und wie gezwungen durch das Schreien des Odysseus, nannte endlich der betrügerische Seher meinen Namen. So wurde ich Elender denn in Fesseln gelegt, mein Haupt mit der heiligen Binde umwunden und alles zu der Opferhandlung vorbereitet. Aber in der Nacht vor dem Schreckenstage zerriß ich meine Bande, floh davon und verbarg mich, bis die Schiffe der Griechen abgefahren waren, in dem dichten Schilfrohr eines schlammigen Sumpfes. So wurde ich vor dem grausigen Opfertode gerettet; aber wehe, mir bleibt nun keine Hoffnung mehr, in meine Heimat, zu meinen lieben Kindern und dem guten alten Vater zurückzukehren; ach, die Armen werden wohl gar meine Flucht mit dem eigenen Leben büßen müssen. Wie groß ist doch mein Unglück!"

Thränen rannen dem Heuchler über die Wangen, als er so redete, und alle, die ihn umstanden, fühlten Mitleid mit ihm. Der König Priamos ließ ihm die Fesseln abnehmen und versprach ihm gastliche Aufnahme in seine Stadt, wenn er nun auch über die Hauptsache, das erstaunliche Roß, das die Griechen zurückgelassen, wahrheitsgetreue Auskunft gebe. „Was hat es doch," fragte er, „mit dem hölzernen Ungeheuer, das da so seltsam auf uns herabschaut, für eine

Bewandtnis?" und mit atemloser Neugier drängten sich die Trojaner dichter und dichter zusammen.

Da nahm der trugvolle Sinon eine sehr fromme Miene an, erhob seine Hände feierlich gen Himmel und sprach: „Ihr Götter, denen ich schon geweiht war, du Altar und du furchtbares Opferschwert, dem ich entflohen, und ihr heiligen Binden, die ich als Schlachtopfer getragen, euch nehme ich zu Zeugen, daß die Bande, welche mich bisher an mein Volk geknüpft, zerrissen sind; ich frevle nicht, wenn ich die Geheimnisse der Griechen jetzt euch aufdecke, Trojaner, denn ich gehöre jetzt euch an, nachdem euer ehrwürdiger König dem ausgestoßenen Flüchtling Aufnahme verheißen hat. So höret denn! Von jeher beruhte alle Hoffnung der Griechen und ihr Vertrauen zu dem begonnenen Kriege auf der Hilfe der Göttin Pallas Athene. Seitdem aber aus ihrem Tempel in eurer Stadt der Göttin Bild, das Palladium, durch die frevelhaften Hände des Odysseus und des Diomēdes geraubt worden, zürnte die Göttin heftig auf die Griechen, wie sie durch deutliche Wunderzeichen ihnen kund gab. Denn kaum war das Bild im Schiffslager aufgestellt, da leuchteten ihm die Augen in Feuersglut, von seinen Gliedern rann der Schweiß in Tropfen hernieder, ja — seltsames Wunder! — die Göttin sprang dreimal vom Boden empor und schüttelte den Schild und schwang die Lanze. Da verkündete der Priester Kalchas, sogleich müßte man mit den Schiffen nach der Heimat umkehren, um dort neue Befehle der Götter einzuholen. Ehe das Palladium den Trojanern zurückgegeben sei, dürften die Griechen auf einen glücklichen Ausgang des Krieges nicht hoffen. Darum sind sie denn jetzt so eilig von hier weggefahren. Vor ihrem Abzuge aber erbauten sie noch auf des Kalchas Rat dieses hölzerne Pferd als ein Weihegeschenk für die beleidigte Göttin, um ihren Zorn zu be=

schwichtigen. Kalchas ließ das Tier so ungeheuer hoch bauen, damit ihr Trojaner außerstande seid, es durch die Thore in eure Stadt zu bringen, weil sonst der Schutz der Athene sich euch zuwenden würde. Wenn ihr dagegen wagen solltet, an das der Göttin geweihte Geschenk, weil es von euren Feinden kommt, die Hand zu legen — das ist's gerade, was die Griechen hoffen und wünschen — so wäre Trojas Untergang gewiß. In dieser Zuversicht gedenken sie denn auch, sobald sie in ihrem Vaterlande die Götterbefehle vernommen, hierher zurückzukehren, um dann eure Stadt sicherlich zu erobern."

So sprach der verschmitzte Betrüger, und der König Priamos und alle Trojaner schenkten seinen Reden vollen Glauben. Ein grauenvoller Vorfall schien ihnen seine Aussage noch zu bekräftigen. Laokoon, der genannte trojanische Priester, der seine Lanze auf das hölzerne Pferd geschleudert, brachte eben am Meeresgestade ein feierliches Opfer dar. Siehe, da kamen auf Veranstaltung der Göttin Athene, welche die in dem Rosse versteckten Griechenhelden beschützte, zwei ungeheure Schlangen durch die stille Meeresflut dem Ufer zugerudert: ihre zischenden Häupter und die blutroten Mähnen des Halses ragten aus den Wellen hervor, der übrige Leib schleifte sich in zahllosen Windungen durch das Wasser hin. Bald fuhren sie ans Land; ihre feuersprühenden Augen schweiften verderbendrohend nach allen Seiten hin. Schreckensblaß flohen die Trojaner auseinander; die Schlangen aber stürzten pfeilschnell dem Altare zu, an welchem Laokoon mit seinen beiden jungen Söhnen stand. Dort ringelten sie sich den zitternden Knaben um den Leib und zerfleischten ihnen mit gierigen Bissen die zarten Glieder. Als der Vater den Verwundeten mit dem Schwerte in der Hand Hilfe bringen wollte, umschnürten sie auch diesem in mächtigen Windungen

zwiefach Hals und Brust und Rücken und bissen ihm tiefe Wunden ins Fleisch, in welche der Giftschaum aus ihrem Rachen drang. Unter gräßlichen Schmerzen aufschreiend, erlag der Priester mit seinen Söhnen den entsetzlichen Schlangenbissen; die Tiere aber eilten, sobald sie das Mordwerk vollendet, zu der Burg hinauf nach dem Tempel der Athene und verbargen sich dort unter dem Götterbilde.

Das erschrockene trojanische Volk sah in diesem furchtbaren Schauspiele die göttliche Strafe für die Verletzung, welche Laokoon dem geheiligten Rosse zugefügt hatte; die Aussage Sinons aber schien ihm nun durch die Gottheit selbst beglaubigt. Ein Teil der Menge eilte daher sogleich nach der Stadt und durchbrach die Mauern, um dem Riesentier die Bahn zu öffnen; andere fügten ihm Räder an die Füße, andere schlangen ihm Seile um den Hals, um es fortzuziehen. Unter heiligen Festgesängen, begleitet von den Jubelrufen des Volkes, rollte man dann das Ungetüm vorwärts, schob es mühsam durch das geöffnete Thor in die Stadt, ohne darauf zu achten, daß beim heftigen Hinpoltern über die hohe Thorschwelle die Waffen in seinem Bauche klirrend zusammenschlugen, und stellte das Roß endlich als ein gewaltig zauberreiches Weihegeschenk der Götter oben in der heiligen Burg auf.

Der tollste Freudenrausch ergriff die ganze Stadt. Nur eine Seele blieb freudlos bei der allgemeinen Trunkenheit, nur ein Blick klar unter der Menge der Verblendeten: der Seherblick Kassandras, der schönen, gottbegabten Tochter des Königs Priamos. Nie verkündete ihr Mund eine Weissagung, die nicht in Erfüllung gegangen wäre; aber sie hatte das Unglück, daß ihre prophetischen Worte niemals Glauben fanden. Jetzt eilte sie in der höchsten Erregung — es galt ja Rettung oder Untergang der teuren Vaterstadt — durch

Trojas Gassen und rief: „Unselige, erkennet ihr denn nicht, daß wir am Rande des Abgrunds stehen? Ach, ich sehe aus dem Bauche des Rosses, das ihr hereingeführt habt, Feuer und Blut hervorwallen, das die ganze Stadt bedeckt; ich sehe, wie wir alle dem dunkeln Schattenreiche entgegen-rennen." Aber die weissagende Jungfrau wurde verlacht: keiner achtete auf den warnenden Zuruf der Unglücksprophetin.

35. Die Zerstörung Trojas.

Bis in die tiefe Nacht hinein jubelten und schwelgten die Trojaner: der lange blutige Krieg schien ja zu Ende, die Stadt durch den Besitz des hölzernen Pferdes unter den besonderen Schutz der Götter gestellt.

Aber als nun alle, von der ausschweifenden Festfreude erschöpft, im Schlafe begraben lagen, schlich sich der verräterische Sinon, der unter den Schwelgern allein wach und nüchtern geblieben war, nach der Stadtmauer und gab von der Höhe durch eine mächtig lodernde Fackel, die er angezündet hatte, den Griechen auf Tenĕdos das verabredete Feuerzeichen. Dann eilte er nach dem hölzernen Rosse und pochte, wie es bestimmt war, an dessen Bauch. Leise öffnete Odysseus von innen die geheime Thür und stieg mit den übrigen Helden heraus.

Sie hieben die Wächter der Stadt nieder, besetzten die durchbrochene Mauer am Thore und erwarteten die Ankunft des Heeres, das, in heller Mondnacht unter günstigem Fahrwinde von der Insel herbeisegelnd, bald an dem nahen Strande landete und nun voll stürmischer Mord- und Beutegier über die Ebene gegen die Stadt heranzog. Da war es um Troja geschehen. In zahlloser Menge stürzten die Griechen unter freudigem Siegesgeschrei durch die weite Mauerlücke

in die Stadt herein. Umsonst war aller Kampf der aus ihrem arglosen Schlummer so furchtbar aufgeschreckten Trojaner gegen die weit überlegenen Feindesscharen. Die Unglücklichen wehrten sich mit den rasch ergriffenen Waffen, mit Äxten und Beilen, mit ausgerissenen Balken und losgebrochenen Steinen in allen Straßen, in den Häusern und von den Dächern herab, so gut sie es vermochten; aber bald wirbelten allerorten verheerende Feuersäulen empor, und was der qualmenden Flammenglut entging, das wurde von den ruhelos mordenden Schwertern und Speeren der Griechen niedergestoßen oder als Kriegsbeute fortgeschleppt.

Schon waren die übrigen Teile der Stadt in der Gewalt der Feinde, da wogte um die Burg des Königs Priamos noch der wildeste Kampf. Hier hatten sich die tapfersten Streiter der Trojaner zusammengeschart, um mit Anstrengung der äußersten Kraft die heilige Veste zu schützen und die geliebte Königsfamilie vom Untergange zu retten. Mit ungestümem Mute stürmen die Griechen dichtgedrängt heran und klettern, den Schild über dem Haupte haltend, auf Sturmleitern an den Mauern empor. Ein Hagel von Geschossen fährt von den Zinnen auf sie hernieder, ganze Reihen stürzen; neue Streiter treten an ihre Stelle. Da brechen die Trojaner den höchsten Turm der Burg, der die ganze Stadt überschaute, mit Hebeisen los, und mit donnerndem Getöse schmettert die gewaltige Steinmasse die anstürmenden Feinde zu Boden.

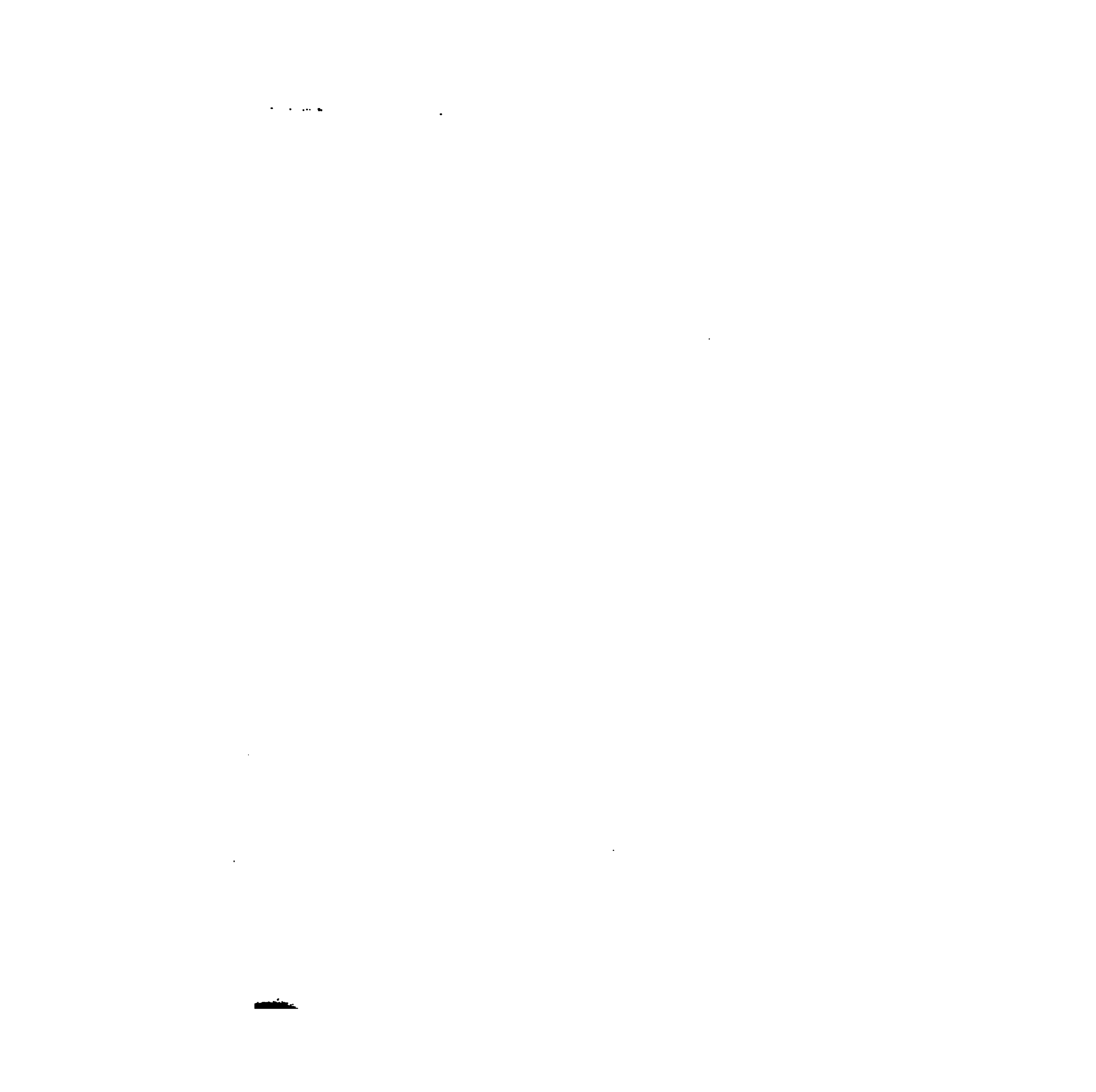
Doch bald darauf gelingt es einer neuen Schar von Griechen, die der unwiderstehliche N e o p t o l ĕ m o s führt, das große Thor des Palastes zu sprengen. Mit furchtbaren Axthieben zertrümmert der Achilleussohn die Balken der Pforte und reißt die Angeln aus den erzbeschlagenen Pfosten. Nun ist der Zugang zu der innern Burg geöffnet, und wie ein

brausender Strom, der den Damm zerrissen, ergießt sich der Myrmidonenschwarm des Neoptolemos, alles um sich her niederstreckend, durch die Höfe und Hallen und Gemächer. Er selbst, der jugendliche Held, wählt sich die Söhne des Königs Priamos als Opfer. Mehrere derselben fallen durch seine Hand; der jüngste von ihnen flieht vor ihm her durch die Hallen, bis er, von seinem Speere durchbohrt, im inneren Hofe dahinsinkt.

Dort hatte der alte Priamos auf einem Altar Zuflucht gesucht; aber die Heiligkeit des Ortes schützte ihn nicht vor der Wildheit des Siegers, der die Leiche des Knaben ihm entgegenschleuderte, daß das Blut desselben den Altar bespritzte. Als der Greis den lieben Sohn vor seinen Augen niederstürzen sah, fluchte er dem grausamen Mörder. „Schändlicher Frevler," schrie er ihm zu, „der du gewagt hast, den heiligen Altar mit dem Blute meines Sohnes zu beflecken, mögen die Götter dich verderben für deine Greuelthat!" Mit diesen Worten ergriff er eine daliegende Lanze und schleuderte sie auf den Feind; doch sie prallte ohnmächtig an dessen undurchdringlicher Rüstung ab. Da sprang der wilde Jüngling auf den zitternden Greis los, faßte ihn mit der Linken an seinem grauen Haar und stieß ihm mit der andern Hand das Schwert bis an den Griff in die Brust.

Grausiger noch war der Tod, der den kleinen Astyänax traf, den Sohn des Hektor: die rohen Gefährten des Neoptolemos rissen das zarte Knäblein aus den Armen seiner jammernden Mutter und schleuderten es von der Zinne eines hohen Turmes hinab. Andromäche, die gerne den Tod ihres geliebten Kindes geteilt hätte, wurde als Gefangene nach den Schiffen abgeführt, ebenso Hekäbe, des Priamos greise Gattin, der samt dem Gemahl alle ihre zahlreichen blühenden Söhne dahingerafft waren. Ihre Tochter, die Prophetin Kassandra, wurde Sklavin des Agamemnon.







Wie Neoptolemos den Sohn des Priamos tötet.
(Antike Trinkschale des Brygos.)

Ein besonders beklagenswertes Los war der jüngsten und schönsten Königstochter, der holdseligen Polyxĕna, beschieden. Ein Orakelspruch befahl den Griechen, das Beste und Edelste der ganzen Siegesbeute am Grabe des Achilleus zu opfern. Alle Beute aber an Schätzen und Gefangenen, die man in Troja gewonnen hatte, erblaßte vor dem wunderbaren Schönheitsglanze der königlichen Jungfrau, die einst dem Achilleus als Braut zugesagt war, und so wurde sie denn von den Griechen zu dem Opfer auserwählt und am hohen Meeresstrande vor dem Totenhügel des göttergleichen Helden geschlachtet.

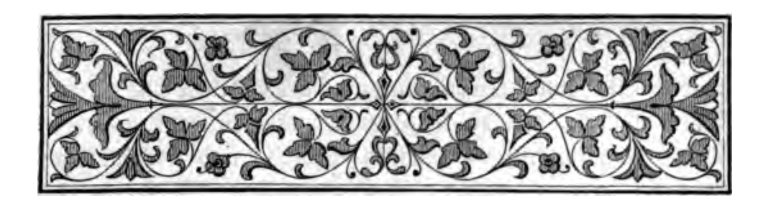
Von allen Frauen des Königshauses entging nur Helena dem Tode und der Gefangenschaft. Zwar drohte ihrem Leben die höchste Gefahr; denn Menelaos, ihr früherer Gemahl, glühte vor Begier, an der Treulosen blutige Rache zu nehmen. Mit gezücktem Schwerte stürzte er in das Gemach, wo sie in Todesangst sich verborgen hielt; aber als er sie nun zitternd und doch, gleich der olympischen Aphrodite, von göttlicher Schönheit und Anmut erstrahlend vor sich sah, da schwand ihm plötzlich aller Grimm und Groll aus dem Gemüte, die Mordwaffe entfiel seiner Hand, und, wie erstarrt vor Staunen, vergaß er alles, was sie verschuldet hatte. Auch Agamemnon, der jetzt hinzutrat, riet, Helenas zu schonen, nachdem Paris, ihr Verführer, den Tod gefunden, und sein Frevel an ganz Troja blutig gerächt sei. Gerne gehorchte Menelaos dem Bruder und führte sein wiedererlangtes Weib aus dem brennenden Troja nach den Schiffen der Griechen.

Unter den Helden der Trojaner hatte Änēas, ein Verwandter des Königshauses, der bei allen Kämpfen auf dem Schlachtfelde mit unverwüstlicher Tapferkeit gestritten, auch zuletzt noch seine Vaterstadt mit dem höchsten Mute

gegen die eingedrungenen Feinde verteidigt. Als er endlich alles verloren sah, eilte er aus den rauchenden Trümmern der einstürzenden Königsburg mitten durch das Gedränge mordender und raubender Krieger nach seiner Wohnung, die vom Feuer noch nicht erreicht war. Dort hob er seinen alten gelähmten Vater Anchises sich auf die breiten Schultern, faßte seinen kleinen Sohn Askanios bei der Hand und verließ mit ihnen, schnellen Fußes über Haufen von Leichen und Schutt hinwegschreitend, die untergehende Stadt, um sich in der Ferne eine neue Heimat zu suchen, die er nach langer Irrfahrt endlich in Italien fand.

Nur einem winzigen Häuflein von Trojanern war es vergönnt, sich wie Äneas durch die Flucht zu retten. Alle übrigen fielen durch das Schwert oder wurden in die Sklaverei geführt. Unermeßlich war die Beute an Gold, Silber, Edelgestein und mancherlei Hausrat, welche die Griechen nach ihren Schiffen schleppten. Noch Tage lang wälzte sich das Feuermeer, alles verschlingend, durch die weite Stadt; dann sanken die Flammen allmählich in sich zusammen, und nur wüste Schutthaufen und qualmende Rauchwolken, welche über der verödeten Brandstätte lagerten, zeugten von den Zerstörungsgreueln, die hier gewütet, und verkündeten dem umliegenden Lande, daß es auf immer aus sei mit Trojas Herrlichkeit.





Fünftes Buch.

Odysseus.

1. Rückkehr der Helden von Troja. Agamemnons Geschick. Erste Abenteuer des Odysseus.

Nach der Zerstörung Trojas traten die griechischen Helden, jeder mit den Gefährten, die der verderbliche zehnjährige Krieg ihm übrig gelassen hatte, die Rückfahrt nach der lieben Heimat an. Ein verschiedenes Los war ihnen von den Göttern beschieden: manche kamen rasch und ohne Unfall nach Hause; andere, von Stürmen heimgesucht, ertranken im Meere oder wurden nach entlegenen Ländern verschlagen und hatten schwere Drangsale zu erdulden.

Das furchtbarste Geschick traf den Völkerfürsten Agamemnon. Seine Gattin Klytämnestra, ihm grollend, daß er ihre Tochter Iphigenīa im Schiffslager zu Aulis der Göttin Artĕmis als Opfer geweiht,*) hatte, während er vor Troja kämpfte, ihm die Treue gebrochen und sich insgeheim mit Ägisthos, einem Vetter Agamemnons, ver-

*) Seite 220—226.

mählt. Als nun der König sieggekrönt heimkehrte und, nichts Böses ahnend, der Rückkehr zu den Seinen froh, sich im Bade erquickte, stürzten plötzlich Ägisthos und Klytämnestra über den Wehrlosen her und spalteten ihm das Haupt mit der Axt. Später rächte Agamemnons Sohn Orestes den Mord des Vaters durch Erschlagung der Mutter und des Ägisthos. Seitdem aber verfolgten die Erinyen, die furchtbaren Rachegöttinnen,*) den Muttermörder, bis er endlich, nachdem er seine im fernen Lande der Taurier als Priesterin waltende Schwester Iphigenīa in die Heimat zurückgeführt hatte, Frieden fand und die Gnade der Götter wieder erlangte.

Länger als alle andern von Troja zurückkehrenden Helden blieb Odysseus von seiner Heimat entfernt. König der Insel Ithăka im Westen Griechenlands, hatte er eine weitere Seefahrt zu machen, als die meisten übrigen; denn er mußte den größten Teil des griechischen Festlandes umsegeln, um in sein kleines Königreich heimzugelangen. Aber er sollte noch gar manche Länder und Meere und Inseln sehen, von denen er nie gehört. Zehn lange Jahre schweifte er in der Irre umher. Was er da für Mühsale erduldete, welche Gefahren und wunderbaren Abenteuer er erlebte, davon weiß die Sage viel zu erzählen, und in einem hochberühmten großen Gedichte, das nach dem Namen des Helden die Odyssee genannt und dem alten Sänger Homēros zugeschrieben wird, ist die ganze Irrfahrt in wunderschönen Versen besungen.

Mit zwölf bemannten Schiffen war der Held gen Troja ausgezogen. Keines derselben hatte er in dem Kriege verloren: mit allen fuhr er von Troja nach der Heimat ab. Der Wind trug ihn, als er an der gegenüberliegenden Küste hinsteuerte, zunächst nach der Stadt Ismăros im Lande der

---

*) Seite 183 ff.

Kikonen. Er eroberte und zerstörte sie und machte reiche Beute. Hierauf wollte er eilig weiter segeln; aber seine thörichten Gefährten gehorchten ihm nicht: sie schlachteten von den geplünderten Vorräten. Schafe und Rinder, trugen Weines die Fülle herbei und hielten schwelgerische Schmausereien am Gestade. Da wurden sie unvermutet von Kikonen aus dem inneren Lande, die von Entflohenen herbeigerufen waren, überfallen. Sie erlagen der Übermacht: sechs Mann von jeglichem Schiffe kamen ums Leben; mit den übrigen entrann Odysseus durch schleunige Flucht dem Verderben.

Nach längerer stürmischer Fahrt erreichten die Schiffe hierauf das Vorgebirge Maleia, das auf einer der beiden Südspitzen des Peloponnes in das Meer ragt. Als sie um die schroffe Felsenküste herumbogen, sprang plötzlich der Wind um und jagte sie in die offene See hinaus.

Neun Tage durch das weite, unbekannte Meer hingeschleudert, gelangten sie am zehnten nach dem Lande der Lotophagen d. i. Lotosesser an der Nordküste von Afrika. Die Mannschaft stieg ans Ufer, um frisches Trinkwasser zu schöpfen, und nach geendigter Mahlzeit schickte Odysseus drei von seinen Gefährten aus, um zu erkunden, welcherlei Männer das Land bewohnten. Die Lotophagen nahmen die Fremdlinge freundlich auf und gaben ihnen von ihrer Speise, dem Lotos, zu essen; aber die honigsüße Blumenkost hatte eine wunderbare Wirkung. Als die Leute des Odysseus davon gekostet, dachten sie nicht mehr an Weiterfahrt und Heimkehr: sie wollten immerdar in dem Lande bleiben und Lotos pflücken. Da mußte sich Odysseus selbst aufmachen, sie zu holen, und konnte nur mit Gewalt sie zu den Schiffen zurückführen. Dort band er sie an die Ruderbänke fest und befahl, eiligst von dannen zu fahren.

2. Odysseus bei dem Kyklopen Polyphemos.

Von der Küste der Lotophagen kam Odysseus nach dem Lande der Kyklopen. Das waren gewaltthätige Riesen mit einem großen runden Auge auf der Stirne. Sie lebten ohne Gesetze und gemeinsames Oberhaupt vereinzelt in den Felsenhöhlen des Gebirges und weideten ihre Herden; um Ackerbau kümmerten sie sich nicht, denn ohne Arbeit brachte die fruchtbare Erde Weizen und Gerste und süßen Wein in Fülle hervor.

Außerhalb der Bucht des Kyklopenlandes lag in einiger Entfernung eine kleine waldbedeckte Insel. Sie war von Menschen nicht bewohnt; aber wilde Ziegen schweiften in ganzen Herden durch die grasreiche Wildnis. An einer gegen die Winde Schutz bietenden Stelle dieses Eilandes landete Odysseus mit seinen Gefährten. Sie machten Jagd auf die Ziegen und erlegten ihrer eine große Menge. So konnten sie denn, da es ihnen an Wein nicht fehlte, an dem lieblichen Ufer sich ein reichliches Mahl bereiten, bei welchem sie den Tag verbrachten, bis die Sonne untersank.

Am folgenden Morgen fuhr Odysseus mit einem Teile seiner Gefährten nach der nahegelegenen großen Insel der Kyklopen hinüber. Als sie dort ans Land stiegen, sahen sie, nicht fern vom Ufer, eine hochgewölbte Felsenhöhle, die von Lorbeerbäumen umschattet war. Der Platz vor derselben war mit einem aus aufgetürmten Steinblöcken und Baumstämmen erbauten Gehege umschlossen. Hier hauste Polyphēmos, ein Sohn des Meergottes Poseidon, der riesigste und fürchterlichste aller Kyklopen.

Odysseus ging mit den zwölf tapfersten seiner Gefährten, während er die andern zur Bewachung des Schiffes am Ufer zurückließ, nach der Höhle. Außer einiger Speise

nahmen sie einen ziegenledernen Schlauch voll des köstlichsten, stärksten Weines mit, den Odysseus von einem Priester in der Kikonenstadt Ismäros zum Geschenk erhalten, weil er bei der Eroberung ihn und sein Haus verschont hatte.

Sie fanden den Kyklopen nicht in der Höhle: er war bei seiner Herde auf der Weide. Desto ungestörter konnten sie sich in dem weiten Raume umschauen.. Da strotzten die Käsedarren von der Last der Käse; rings standen die Ställe gedrängt voll von Lämmern und Zicklein, wohl von einander abgesondert; überall sah man Kübel und Eimer, die mit Milch und Molken gefüllt waren. Die Gefährten des Odysseus machten den Vorschlag, eine reichliche Tracht Käse mitzunehmen, auch eine Anzahl Lämmer und Ziegen nach dem Schiffe fortzutreiben und eiligst davon zu fahren. Aber der Held wollte das nicht: ihn verlangte danach, den seltsamen Höhlenbewohner selbst kennen zu lernen. So setzten sich denn die Männer nieder und erwarteten die Rückkehr des Kyklopen.

Gegen Abend endlich kam er mit seiner Herde heim. Er trug eine gewaltige Last dürren Holzes auf der Schulter, das er gesammelt hatte, um sich das Abendessen zu bereiten. Als er sie niederwarf, erscholl ein so fürchterliches Gekrach, daß die Männer vor Angst sich in den innersten Winkel der Grotte flüchteten. Er trieb dann die Schafe und Ziegen herein und rollte vor den Eingang der Höhle einen ungeheuren Felsblock, den zweiundzwanzig vierräderige Wagen nicht hätten von der Stelle ziehen können. Hierauf setzte er sich gemächlich auf die Erde und melkte die Schafe und die meckernden Ziegen der Reihe nach, ließ von der Milch die Hälfte gerinnen, formte Käse daraus und stellte sie in dichtgeflochtenen Körben zum Trocknen hin; die andere Hälfte bewahrte er in weiten Gefäßen, um beim Abendschmause davon zu genießen.

Als er mit dieser Arbeit fertig war, zündete er sich ein Feuer an. Jetzt erst beim Schein der Flamme erblickte er die Fremdlinge in dem Winkel, starrte sie verwundert an und fragte mit rauher Stimme: „Wer seid ihr und woher kommt ihr über das Meer gefahren? Schweift ihr etwa als Seeräuber auf den Wogen umher, um die Leute auszuplündern?"

„Nein," erwiderte Odysseus, „wir sind Griechen, die auf der Heimfahrt von Troja vom Sturme hierher verschlagen wurden. Flehend nahen wir dir und bitten dich bei Zeus, dem Schirmer der Fremdlinge und Schutzflehenden, um gastliche Aufnahme. Habe Scheu vor den Göttern, bester Mann, und gewähre unsere Bitte!"

„Du bist ein rechter Thor," höhnte der Kyklop, „daß du mir anrätst, ich solle die Götter fürchten. Was kümmern wir Kyklopen uns um Zeus und die andern Olympier, da wir ja bei weitem stärker sind als sie! Wenn es nicht etwa so mein eigner Wille ist: aus Furcht vor Zeus werde ich euch wahrhaftig nicht verschonen. Doch sage mir, wo hast du dein Schiff liegen? Das möchte ich wissen."

Odysseus merkte die Arglist des Kyklopen und erwiderte: „Mein Schiff? Ach, wenn wir das noch hätten, so wären wir nicht hier. Das Schiff hat uns an eurem Felsenufer der Sturm zerschmettert; ich allein mit diesen Gefährten bin dem Tode entronnen."

„So?" brummte der Kyklop, und ohne ein weiteres Wort zu reden, sprang er auf, packte mit seinen Riesenfäusten zwei von den Männern und schmetterte sie wie junge Hunde gegen den Felsboden, daß ihr Blut und Gehirn umherspritzte. Dann zerhackte er sie Glied für Glied und fraß, wie ein gieriger Berglöwe, sie auf mit Haut und Haaren, mit Knochen und Eingeweiden.

Die Griechen erhoben laut weinend die Hände zu Zeus empor, als sie die schauderhafte Frevelthat sahen; der Kyklop aber, nachdem er obendrauf noch einen Eimer voll Milch getrunken, streckte sich, so lang er war, auf den Boden der Höhle zum Schlafen aus.

Jetzt hätte Odysseus gerne dem Ungeheuer das Schwert in den Leib gestoßen; allein dann wären sie ja alle verloren gewesen; denn wer hätte den gewaltigen Steinblock von der Thüre der Höhle wegwälzen sollen? Darum mußte er diesen Gedanken aufgeben und erwartete mit bangem Herzen den Anbruch des Tages.

Mit der Morgenröte erwachte der Kyklop, machte Feuer an und melkte seine Herde. Dann fraß er zum Frühstück abermals zwei von des Odysseus Gefährten. Nach dieser Mahlzeit hob er den Fels von der Thür und trieb sein Vieh hinaus. Draußen schob er den Steinblock wieder vor den Eingang, so leicht, wie jemand den Deckel auf den Köcher setzt: die Griechen blieben eingesperrt.

Während nun der Kyklop mit gellendem Pfeifen die feiste Herde ins Gebirge trieb, hatte Odysseus in der Höhle Zeit, darüber nachzusinnen, wie er an dem Ungeheuer Rache üben, sich selbst aber und seine noch übrigen Leute retten könnte. Drinnen neben dem Stalle lag, dick und lang wie ein Mastbaum, die Keule des Kyklopen: es war ein Olivenstamm, den er sich im Walde gehauen. Davon schlug Odysseus ein Stück von der Länge einer Klafter ab und gab es seinen Gefährten, um es zu glätten; das eine Ende spitzte er scharf zu und glühte es dann im Feuer hart. Hierauf verbarg er den Pfahl sorgfältig in dem Miste, der haufenweise in der Höhle lag.

Abends kehrte der Kyklop zurück, melkte wieder seine Schafe und Ziegen und verzehrte dann zur Nachtkost aber=

mals zwei Griechen. Da trat Odysseus zu ihm heran und reichte ihm einen großen hölzernen Napf voll Weines. „Trink, Kyklop," sprach er, „auf Menschenfleisch schmeckt der



„Trink, Kyklop."
(Antike Statuette des Museum Chiaramonti in Rom.)

Wein vortrefflich. Der meine da ist in Wahrheit ein ganz köstlicher Stoff. Ich bringe ihn dir dar, damit du dich unser erbarmst und uns heimziehen lässest. Fürwahr, du

treibst es gar zu toll. Welcher vernünftige Mensch wird denn in Zukunft noch zu dir kommen?"

Der Kyklop trank den Becher bis zum letzten Tropfen in einem Zuge aus und sprach dann schmunzelnd: „Ei, wie das schmeckt! Gieb mir noch eins zu trinken, Lieber, und sage mir auch deinen Namen; ich möchte dir gern ein Gastgeschenk geben, an dem du Freude haben sollst. Es ist ja ein wahrer Göttertrank, den du mir da gereicht hast. Auch hier im Lande wächst Wein von süßem Geschmack, aber gegen den deinen ist er pures Wasser."

Odysseus schenkte ihm ohne Zögern wieder und dann zum drittenmale ein, und der Unhold trank dreimal den mächtigen Becher leer. Dann sprach der listige Griechenheld: Kyklop, du hast mich nach meinem Namen gefragt. Recht gern will ich ihn dir nennen; aber gieb mir nun auch das Gastgeschenk, das du mir versprochen. Mein Name ist Niemand; Niemand nennen mich Vater und Mutter und alle meine Bekannten."

„Nun denn", rief der tückische Wüterich, „den Niemand will ich zuletzt verspeisen, die andern alle voraus: das soll sein Gastgeschenk sein!" Nach diesen Worten taumelte der berauschte Kyklop rücklings nieder und sank in tiefen Schlaf.

Jetzt zog Odysseus schnell den Pfahl hervor und drehte die Spitze im Feuer um, bis daß sie glühend und knisternd Funken sprühte. Dann faßten seine Gefährten mit an, und mit einem plötzlichen herzhaften Stoße bohrten die Männer die feurige Stange dem Kyklopen ins Auge. Wimpern und Augenbrauen versengte die Glut und das Auge zischte auf, wie glühendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht. Mit grauenvollem Geheul fuhr der geblendete Riese empor, riß sich den blutbesudelten Pfahl aus der Augenhöhle und

schleuderte ihn weit hinweg, vergeblich überall nach seinen Feinden umhertastend, die voll Todesangst sich in den fernsten Winkel der Höhle verkrochen. Ringsum erdröhnten die Felswände von seinem Gebrüll; die Kyklopen in der ganzen Nachbarschaft wurden dadurch aus dem Schlafe geweckt. Erschrocken eilten sie von allen Seiten vor seine Höhle und fragten: „Was schreist und brüllst du denn so entsetzlich, Polyphemos? Will dich etwa jemand töten mit Gewalt oder mit Arglist?"

„Niemand", rief der Riese, „Niemand bringt mich um; Niemand thut es mit Arglist."

„Nun, wenn dir niemand etwas zu leide thut," erwiderten die andern, „so bist du sicherlich mit Wahnsinn geschlagen; dagegen aber können wir dir nicht helfen. Rufe den Meerbeherrscher Poseidon, deinen Vater, um Beistand an!" Und eilig, als fürchteten sie selber die Wutanfälle des Polyphemos, zogen sie wieder ab. Der schlaue Odysseus aber lachte in seinem Herzen und freute sich der gelungenen List.

Indessen gab's immer noch eine große Gefahr zu bestehen. Als der Morgen angebrochen war, erinnerte das Blöken der Herde den blinden Kyklopen daran, daß die Zeit gekommen sei, zur Weide zu fahren. Noch stöhnend vor Schmerzen tappte er in der Höhle hin, bis er an den Eingang gelangt war. Dort schob er den großen Stein zurück, setzte sich in die Thüre und streckte den Arm vor, um die Fremdlinge zu erhaschen, wenn sie etwa mit den Schafen hinauszuschlüpfen suchten.

Odysseus aber wußte sich zu helfen. Er band je drei und drei starke dichtwollige Widder in aller Stille mit Weidenruten zusammen, die er in der Höhle fand; der mittlere trug jedesmal unter seinem Bauche einen der Männer, während die beiden andern der geheimen Last zum Schirme

dienten. Für sich selbst wählte der Held den größten und stärksten Widder und hängte sich ihm unter den Leib, indem er mit den Händen in den langen Wollflocken sich festklammerte. So trabten die Tiere mit den Männern unter dem Leibe hinaus, ohne daß Polyphemos es merkte; denn er betastete nur die Rücken der Widder sorgfältig, ob keine Flüchtlinge darauf säßen. Ganz zuletzt von der Herde kam der Widder des Odysseus an dem Kyklopen vorbei. Der erkannte das Tier beim Anfühlen sogleich und sagte traurig:

„Liebes Böckchen, warum bist du denn heute so weit hinten geblieben? Du warst ja sonst immer den andern voran, wenn es hinaus auf die Weide oder herein in die Höhle ging. Ach ja, du trauerst über deinen armen Herrn, dem der tückische Niemand das Auge ausgestoßen hat. Könntest du sprechen und mir sagen, wo er in der Höhle steckt! Da sollte bald sein Blut und Hirn den Boden bespritzen."

Mit diesen Worten ließ er den Bock an sich vorbei zur Thüre hinaus gehen. Odysseus aber sprang, als er eine kleine Strecke von der Höhle entfernt war, zu Boden, band seine Gefährten los, und alle eilten, indem sie die Widder als gute Beute vor sich hertrieben, dem Schiffe am Meeresstrande zu.

Unterdes hatte der Kyklop, welcher seine Gäste noch drinnen in der Höhle glaubte, die Thüre von außen vorsichtig zugeschlossen und lockte dann mit seiner Pfeife die Herde zusammen. Da vernahm er plötzlich vom Meere her die Stimme des Odysseus. Der erfindungsreiche Held konnte sich die Freude nicht versagen, dem so arg überlisteten Riesen noch ein höhnendes Lebewohl zuzurufen. Als daher das Schiff so weit vom Ufer fortgerudert war, als die Menschenstimme schallet, rief Odysseus: „Nun, nun, Polyphemos, das war doch kein verächtlicher Mann, dem du die Genossen in

der Höhle gefressen. Die Strafe des Zeus für deine unmenschlichen Frevelthaten hat dich endlich getroffen."

Jetzt erst merkte Polyphemos, daß die Fremden ihm entronnen waren. Voll Wut riß er einen ungeheuren Felsblock vom Berge los und schleuderte ihn nach der Stelle, woher die Stimme kam. Der Fels fuhr über das Schiff hinaus ins Meer und die hochaufwallenden Wogen trieben das schwankende Fahrzeug gegen das Ufer zurück. Doch es gelang durch eifriges Rudern wieder voran zu kommen, und Odysseus rief abermals: „Höre, Kyklop, noch ein Wort! Wofern dich je einmal ein Mensch fragen sollte, wer dir das Auge so schmählich geblendet, so sage: Odysseus hat es gethan, der Städtezerstörer, der Sohn des Laërtes von Ithaka."

„Wehe mir," erwiderte Polyphemos, „so hat sich denn erfüllt, was einst ein Seher mir weissagte, daß ich durch einen Griechen mit Namen Odysseus mein Auge verlieren würde. Ich meinte nun immer, das müßte ein großer, mit gewaltiger Stärke ausgerüsteter Mann sein, der mich im Kampfe bewältigte. Nun aber ist es ein kleiner erbärmlicher Wicht, der mich mit Wein trunken macht und durch List betrügt. Doch höre, Odysseus, komm' nur wieder her zu mir und laß uns Frieden machen. Ich will dich als Gast herrlich bewirten und dir von Poseidon glückliche Fahrt und Heimkehr erflehen; denn wisse, Poseidon ist mein Vater, der wird mir auch gewiß das Auge wieder heilen."

Aber Odysseus war viel zu klug, um der tückischen Einladung des Riesen zu folgen. Da flehte Polyphemos laut zu Poseidon, daß er den Odysseus im Meere ertränken möge; wäre ihm aber vom Schicksal bestimmt heimzukehren, so möge er doch erst spät, nach langer Irrfahrt und nach Verlust aller Gefährten, nach Hause kommen und dort nichts als Unglück finden. Und wahrlich, der finstere Meergott hat dies Flehen

seines Sohnes erhört. Das sollte Odysseus jedoch erst später erfahren; für jetzt entrann der Held dem Verderben. Ein zweiter Steinblock, den Polyphemos dem Schiffe nachsandte, fiel, gleichfalls ohne zu treffen, ins Meer, und Odysseus mit den Seinen erreichte glücklich die kleine Ziegeninsel, wo der andere Teil der Mannschaft zurückgeblieben war. Dort wurde der Lieblingswidder des Kyklopen dem Zeus geopfert.

3. Der Schlauch des Äolos. Die Lästrygonen.

Nach längerer Fahrt gelangte Odysseus mit seinen Schiffen nach einer Insel, die, rings von einer ehernen, unzerbrechlichen Mauer umschlossen, auf dem Meere schwamm. Äolos, der Beherrscher der Winde, hatte dort seinen Wohnsitz. Er nahm den Helden freundlich in seinem schlimmernden Palaste auf, bewirtete ihn mit seinen Gefährten einen ganzen Monat freigebig und ließ sich von den Kämpfen um Troja und der Heimkehr der Griechen erzählen. Bei der Abfahrt gab er dem Odysseus einen Schlauch von Stierhaut mit, in welchem die widrigen Winde alle verschlossen waren, während er den Schiffen den günstigsten Fahrwind in die Segel wehen ließ.

So ging es neun Tage und Nächte lang rasch und ununterbrochen der lieben Heimat entgegen; mit Anbruch der zehnten Nacht konnte man schon die Wachtfeuer am Ufer von Ithaka erblicken. Da überwältigte den Odysseus, der während der ganzen Fahrt gewacht und das Steuerruder gelenkt hatte, die Müdigkeit, daß er im Schiffsraume sich zu erquickendem Schlafe niederlegte.

Unterdessen ergingen sich die Schiffsleute in Gesprächen darüber, was wohl in dem Schlauche enthalten sein möchte, den Äolos ihrem Herrn zum Geschenke mitgegeben hatte.

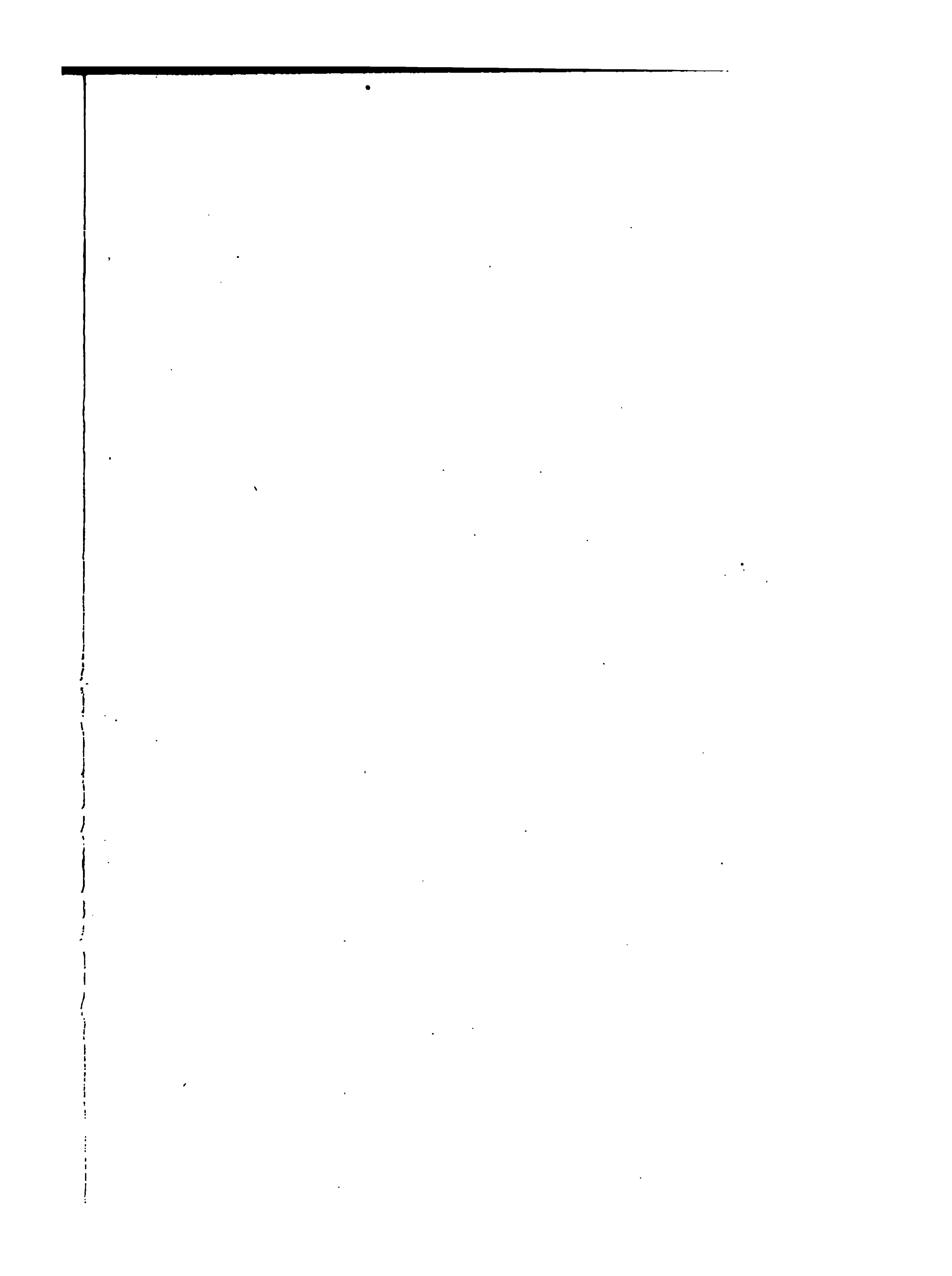
„Sicherlich stecken“, so sprachen sie zu einander, „große Schätze von Silber und Gold darin, die der glückliche Odysseus mit heimführt, während wir, seine vielgeplagten Gefährten, allesamt mit leeren Händen nach Hause zurückkehren. Wohlan, laßt uns den Sack öffnen und sehen, was er in sich birgt!“ Und von heilloser Neugier getrieben, lösten sie das Band des Schlauches.

Welche Überraschung, welcher Schrecken! Mit gewaltigem Sausen schossen die eingesperrten Winde alle auf einmal heraus, packten die Schiffe und schleuderten sie wieder weit vom Vaterlande weg ins offene Weltmeer hinein.

Bei dem lauten Jammergeschrei seiner Leute fuhr Odysseus aus dem Schlafe auf. Mit Entsetzen sah er, was geschehen war; gegen die fessellose Gewalt der Stürme fühlte er sich machtlos. So hüllte er sich in seinen Mantel und lag, das Unvermeidliche gefaßt ertragend, unthätig auf dem Verdecke seines Schiffes. Die Winde aber trieben die Fahrzeuge weiter und weiter rückwärts, bis sie endlich die schwimmende Insel des Äolos wieder erreichten.

Odysseus stieg ans Land und begab sich zu dem Könige der Winde, dem er sein Unglück erzählte. Doch er vermochte auch durch die flehentlichsten Bitten nicht, ihn zu abermaliger Hilfleistung zu bewegen. „Hebe dich weg von meiner Insel, Unseliger!“ rief Äolos ihm zornig entgegen. „Ich darf nicht ferner einen Mann beherbergen oder geleiten, der den seligen Göttern verhaßt ist.“ Mit diesen Worten trieb er den schutzflehenden Helden aus seinem Hause.

Rat- und hilflos, die begangene Thorheit schwer bereuend, setzten die Griechen ihre Fahrt fort und kamen am siebenten Tage nach dem Lande der Lästrygonen. Das waren menschenfressende Wilde von riesenhafter Gestalt, welche alsbald auf die Fremdlinge losstürmten, ihnen elf in





Aus. Woermann, Antike Odysseelandschaften

Odysseus bei

Römisches Wand



Verlag von R. Voigtländer in Kreuznach.

-äſtrygonen.

om Esquilin.



den Hafen eingelaufene Schiffe mit Felsblöcken zertrümmerten und den größten Teil der Mannschaft erschlugen und auffraßen. Nur mit Mühe konnte Odysseus aus der entsetzlichen Zerstörung sein eigenes Schiff retten, auf welchem er mit den ihm übrig gebliebenen Gefährten der ungastlichen Küste eiligst entfloh.

4. Die Zauberin Kirke.

Betrübten Herzens fuhr Odysseus weiter. Von der stattlichen Zahl seiner Schiffe war ihm nur ein einziges geblieben. Konnte er nach den schweren Unfällen, die über ihn gekommen waren, noch hoffen, mit seinem letzten Fahrzeuge dem Verderben zu entgehen? Die Götter schienen ihm zu zürnen; sein Schiff schwamm, der Heimat immer ferner, durch ganz unbekannte Gewässer des weiten, öden Meeres. Jetzt tauchte wieder ein einsames kleines Eiland aus den Fluten auf. Es war die Insel der schönen und mächtigen Zauberin Kirke, einer Tochter des Sonnengottes. Hier legte das Schiff an, und die Mannschaft lagerte sich in dem weichen Ufergrase, um von den Anstrengungen der Fahrt auszuruhen. Durch die erduldeten Drangsale waren die Männer tief entmutigt.

Am dritten Morgen bestieg Odysseus, mit Lanze und Schwert bewaffnet, einen nahe gelegenen Hügel, um das fremde Land zu überschauen. Da sah er in der Ferne hinter einem dichten Walde Rauch aufwirbeln. Die Insel mußte also bewohnt sein. Doch ging er vorsichtig nicht sogleich auf die Spur los, sondern kehrte zuvörderst zu seinen Gefährten am Meeresgestade zurück, um Kundschafter unter ihnen auszuwählen. Unterwegs traf er auf einen stattlichen Hirsch mit stolzem Geweih, der durstig aus dem Walde hervoreilte, um an dem vorbeifließenden kühlen Bache zu trinken. Odysseus

erlegte das prächtige Tier mit einem wohlgezielten Wurfe seiner Lanze und trug es auf seinen starken Schultern zu den Freunden, welche die willkommene Jagdbeute mit Jubelrufen empfingen. Rasch war eine köstliche Mahlzeit hergerichtet, und den ganzen Tag über saßen die Männer schmausend und trinkend am Gestade beisammen, bis die Abendsonne im Meere untersank. Dann wickelten sie sich in ihre Mäntel und streckten sich zum Schlafen nieder.

Als der Morgen anbrach, verkündete Odysseus seinen Gefährten, daß er eine Anzahl von ihnen auf Kundschaft ins Land zu senden gedächte. Da erschraken alle im innersten Herzen; denn sie gedachten mit Schaudern der Frevel, welche die Lästrygonen und der Kyklop Polyphemos, die entsetzlichen Menschenfresser, gegen sie verübt hatten. Doch Odysseus ließ sich durch ihr Klagen und Weinen nicht abschrecken. Er teilte seine Gefährten in zwei gleiche Haufen, von denen jeder zweiundzwanzig Mann zählte; an die Spitze des einen stellte er seinen Freund Eurylöchos, den andern wollte er selber führen. Dann wurden Lose in einem ehernen Helme geschüttelt, und das Los des Eurylöchos sprang heraus.

Dieser machte sich sogleich mit seiner Schar auf den Weg, so sehr auch die Leute seufzten und wehklagten. Durch den Wald ziehend, der sich vor ihnen ausbreitete, kamen sie bald in ein anmutiges Thal, in welchem weithin sichtbar auf einer Anhöhe sich ein aus schön behauenen Steinen aufgeführter Palast erhob: es war die Wohnung der Nymphe Kirke. Um das Haus her lagen Wölfe und Löwen; die sprangen beim Anblick der fremden Männer auf und kamen, freundlich mit ihren langen Schweifen wedelnd, zu ihnen heran, wie Hunde den heimkehrenden Hausherrn grüßend umringen: es waren, wie sich später zeigte, lauter durch Kirkes Zauberkunst in Tiergestalt verwandelte Menschen.

Nicht ohne Grauen vor den seltsamen Untieren näherten sich die Ankömmlinge dem Palaste der Nymphe. Aus dem Innern schallte ihnen lieblicher Gesang entgegen: Kirke, in ihrem Gemach am Webstuhle beschäftigt, sang zu ihrer Arbeit ein reizendes Lied. Lauschend standen die Männer eine Weile da; dann gaben sie durch Rufen ihre Ankunft kund. Sofort öffnete sich die strahlende Pforte, und die schöngelockte Nymphe lud mit gütigen Worten die Fremden zum Eintritt in das Haus. Alle folgten ihr; nur Eurylöchos blieb draußen, weil er Böses ahnte. Dem andern setzte Kirke köstliche Speisen und Wein vor, worein Zaubersäfte gemischt waren, die sie der Heimat völlig vergessen machten. Als sie davon gekostet, berührte Kirke einen nach dem andern mit ihrem Wunderstabe. Sofort waren alle in grunzende, borstige Schweine verwandelt, nur der menschliche Verstand war ihnen geblieben. Die Zauberin ließ sie nun von ihren Dienerinnen in Ställe sperren, wo ihnen, wie andern Schweinen, Eicheln und Bucheckern zur Nahrung vorgeworfen wurden.

Eurylöchos, der lange umsonst auf die Rückkehr seiner Freunde aus Kirkes Palast gewartet, zweifelte endlich nicht mehr daran, daß ein entsetzliches Verhängnis sie betroffen habe. So rasch er nur konnte, eilte er zu Odysseus und den bei demselben am Meeresstrande zurückgebliebenen Gefährten zurück. Dort angekommen, vermochte er vor Aufregung und Angst eine zeitlang kein Wort hervorzubringen; endlich kam ihm die Sprache wieder, und da erzählte er denn unter strömenden Thränen, was er von dem Jammergeschicke seiner Genossen wußte.

Als Odysseus die Schreckensbotschaft vernommen, warf er sich eilends das Schwert um die Schulter, nahm Bogen und Köcher und gebot dem Eurylochos, ihn nach dem Hause der Kirke zu führen. Aber der geängstigte Mann umschlang

ihm mit beiden Armen die Kniee und flehte: „Ach nein, nein, göttlicher Odysseus; laß mich hier bleiben und gehe auch selber nicht fort von uns! Gewiß, du wirst nimmer hierher zurückkehren und auch keinen der verlorenen Gefährten uns wiederbringen.“

„Nun denn, du furchtsamer Mensch“, erwiderte Odysseus, „meinethalben bleibe hier am Strande bei unserem Schiffe sitzen und iß und trink'! Ich aber gehe: die Pflicht verlangt es von mir.“

Mit diesen Worten eilte der Held davon. Unterwegs im Walde, nicht fern mehr von dem stolz aufragenden Palaste der Zauberin, kam ihm plötzlich in der Gestalt eines blühenden Jünglings, den Goldstab tragend, der Gott Hermes entgegen, reichte ihm freundlich die Hand und sprach:

„Wohin wanderst du doch, Unglückseliger, durch das einsame Waldgebirge, ohne daß du die Gegend kennst? Wisse, deine Gefährten sind dort in dem Hause der Zauberin Kirke eingesperrt und in Schweine verwandelt. Gedenkst du etwa, sie aus ihrer Verzauberung zu erlösen? Das würde dir nicht gelingen, armer Mann; es würde dir selber nicht besser ergehen, als den andern. Doch wohlan! ich will dir Rettung schaffen. Da nimm dieses Wunderkraut und gehe damit in den Palast der Kirke; es wird dich gegen ihren Zauber schützen.“ Mit diesen Worten überreichte er ihm ein Gewächs mit schwarzer Wurzel und milchweißer Blüte, das er aus dem Boden gerupft hatte, und fuhr dann fort: „Die Nymphe wird dir einen Zaubertrank bereiten, dessen Wirkung aber durch das Kraut verhindert wird, das du bei dir trägst. Wenn sie nach dem Trunke ihren Wunderstab erhebt, um dich zu berühren, so ziehe sofort dein scharfes Schwert von der Seite und stürze auf sie los, als wolltest du sie ermorden. Dann wird sie erschrecken und dich mit Schmeichelworten zu

besänftigen suchen. Lass' sie aber nicht eher wieder frei, als bis sie mit einem heiligen Eide bei den Göttern schwört, keinerlei Leid dir anzuthun und die Gefährten dir zurückzugeben."

So sprach Hermes, der Götterbote, und kehrte auf den Olympos zurück.

Odysseus aber begab sich nach dem Palaste der Kirke, wo er freundliche Aufnahme fand. Die Nymphe führte ihn zu einem prächtigen Sessel und setzte ihm in goldener Schale den Trank vor, in den sie ihr Zaubermittel gemischt hatte. Als der Held die Schale ohne Zögern geleert, berührte sie ihn mit ihrem Stabe und sprach: „Fort mit dir in den Schweinestall, lege dich dort zu deinen Genossen!"

Aber Odysseus blieb unverwandelt und drang, rasch von seinem Sitze emporspringend, mit gezücktem Schwerte auf die Zauberin ein. Da schrie sie laut auf, warf sich vor dem Helden zu Boden, umschlang seine Kniee und rief angstvoll: „Wer bist du, gewaltiger Mann, der zuerst von allen Sterblichen der Macht meines Zaubers Widerstand geleistet? Gewiß, du bist kein anderer, als der vielgewandte Odysseus, von dem mir Hermes verkündet hat, daß er auf seiner Rückfahrt von Troja hier einkehren werde. Stecke denn nur dein Schwert in die Scheide und sei mir willkommen als hochgeehrter Gast meines Hauses!"

„Wie könnt' ich dir trauen, Zauberin," erwiderte Odysseus, „da du meine lieben Gefährten in Schweine verwandelt hast und mich selber arglistig ins Verderben stürzen wolltest! Nicht eher kann ich dein Freund werden, als bis du mir feierlichst schwörest, daß du keine Tücke mehr gegen mich ersinnen willst und mir die trauten Gefährten aus ihrer Schmach erlösest!"

Die Nymphe that den Schwur, ehrte den Odysseus durch köstliche Geschenke und gab seinen als borstige Tiere in die Ställe gesperrten Freunden durch ihre Zaubermacht

die Menschengestalt wieder. Vor Freude weinend eilten die Geretteten auf Odysseus zu und drückten ihm die Hände; Kirke selbst wurde gerührt, als sie die stürmische Erregung sah, von der alle Herzen ergriffen waren.

Freundlich wandte sie sich an Odysseus und sprach: „Ich habe nun erfüllt, edler Held, was du von mir verlangt hast. So thue jetzt auch, was ich meinerseits begehre. Gehe nach dem Meeresstrande, laß dein Schiff zu längerem Hierbleiben aufs Trockene ziehen und kehre dann mit allen deinen Genossen in meine Wohnung zurück; es soll euch nach den mancherlei Beschwerden, die ihr erfahren habt, hier wohl ergehen."

Odysseus folgte gerne dem Wunsche der gastfreundlichen Nymphe und eilte nach seinem Schiffe, dessen Mannschaft ihrem schon tot geglaubten Herrn, als er nun mit heiler Haut wiederkehrte, laut jubelnd entgegenlief. Er erzählte dann, wie alles so glücklich sich gewendet, und die ganze Schar begab sich, nachdem des Schiff aufs Ufer gebracht war, mit Odysseus nach dem Palaste der Kirke. Dort fanden sie die übrigen Gefährten wieder, alle fröhlich beim Schmause sitzend und in köstliche Gewänder gekleidet, welche sie von der Nymphe empfangen hatten.

Nun begann das behaglichste Leben: jeder Tag wurde zu einem heiteren Feste, ein köstlicher Schmaus folgte dem andern. So ging es ein ganzes Jahr lang. Endlich regte sich in dem Herzen der Männer doch wieder die Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande. „Gedenke der Heimkehr!" sprachen sie zu Odysseus, und der Held richtete ohne Verzug an die schöngelockte Nymphe die Bitte, ihre Abfahrt von der Insel zu gestatten.

Kirke antwortete: „Ich will euch nicht länger gegen euren Willen in meinem Hause zurückhalten; aber ihr müßt vor eurer Heimfahrt erst einen ganz andern Weg vollenden. In die Unterwelt, in das Reich des Hades und seiner Ge-

mahlin Persephone*) müßt ihr hinabsteigen und dort die Seele des Teiresias, des blinden Sehers von Theben**), befragen; der wird euch über eure Heimkehr belehren."

Diese Worte der Nymphe fielen dem Odysseus schwer aufs Herz. Er klagte laut über die harte Forderung, die so unerwartet ihm gestellt werde, und fragte: „Wer soll mich denn auf der Fahrt in das düstere Schattenreich geleiten? Nimmer ist ja noch ein Mensch bei Leibes Leben zu Schiffe dorthin gelangt."

Kirke aber tröstete ihn und sprach: „Mache dir wegen eines Führers deines Schiffes keine Sorge! Richte nur getrost den Mastbaum auf und spanne die Segel aus: der Hauch des Nordwindes wird dich dann an das Gestade des Stromes Okeanos treiben, der die Erdscheibe umkreiset. Dort wirst du bald die Kluft finden, die zur Unterwelt hinabführt." Und die Nymphe gab dem Helden genaue Vorschriften über die Opfer, durch welche er die Schatten der Toten herbeilocken und zu dem Wahrsager Teiresias gelangen werde.

Am folgenden Tage begab sich Odysseus mit seinen Gefährten nach dem Meeresstrande zu dem Schiffe, das Kirke mit allerlei Labsal, Wein und Speise und wärmenden Decken, reichlich versorgte. Auch zwei Lämmer für die darzubringenden Opfer gab ihnen die Nymphe mit. Sie selbst kam an das Ufer hinaus und trennte sich erst hier von den unter Thränen davonsegelnden lieben Freunden.

5. Odysseus in der Unterwelt.

So fuhr denn Odysseus mit seinen Gefährten wieder durch das unbekannte Meer dahin, und der günstige Fahr-

*) S. 35.
**) S. 52 und 177 ff.

wind, den ihnen Kirke in die Segel schickte, trieb sie geraden Weges ihrem Ziele entgegen. Sie landeten am äußersten Ende der Welt, jenseit des tiefwirbelnden Okeanos an einem Gestade, das nicht mehr von den Strahlen der Sonne beschienen, sondern ewig in Nebeldunst und düsteres Gewölk gehüllt ist. Dort gelangten sie bald an die Felskluft, welche die Zauberin



Wie Teiresias dem Odysseus weissagt.
(Antikes Relief in Paris.)

ihnen als den Eingang der Unterwelt bezeichnet hatte, und brachten den Totengöttern die gebührenden Opfer dar.

Alsbald schwebten die Schatten der Abgeschiedenen in ganzen Scharen aus der dunklen Tiefe empor: Jünglinge, zarte Jungfrauen und leidgeprüfte Greise, auch zahlreiche Männer mit blutbedeckten Rüstungen, die im Kampfe ge-

fallen waren — von allen Seiten umschwirrten sie den Odysseus, so daß diesen ein Grauen ankam.

Endlich erschien der alte weissagende Teiresias, einen goldenen Stab in der Hand. Er erkannte den Helden sogleich, verharrte eine Weile schweigend an den Eingang der Kluft gelehnt und sprach dann also: „Ruhmreicher Odysseus, du wünschest glückliche Rückkehr in dein Vaterland; doch einer der Götter wird sie dir schwer machen. Dir zürnt Poseidon, der Meergott, weil du seinem Sohne Polyphemos, dem mächtigen Kyklopen, das Auge geblendet. Gleichwohl wirst du, wenn auch erst nach vielen Mühsalen, heimgelangen, wofern du auf der Insel Thrinakia die heiligen Rinder des Sonnengottes unberührt lässest. Verletzest du sie aber, oder legen deine Gefährten Hand an die Tiere, so weissage ich deinem Schiffe den Untergang. Wenn du auch selbst dem Tode entrinnest, so wirst du doch erst spät und unglücklich auf einem fremden Schiffe Ithaka erreichen und Jammer und Elend in deinem Hause finden. Denn hoffärtige Männer verprassen dein Gut und umwerben dein Weib. Nur mit List und durch schweren Kampf wirst du sie bezwingen und die Herrschaft in deinem Hause und über deine Insel wieder erlangen können."

Darauf sah Odysseus auch den Schatten seiner geliebten Mutter, die er noch am Leben zurückgelassen hatte, als er gen Troja fuhr. Sie erzählte ihm von seiner Gattin Penelöpe und seinem Sohne Telemächos, die täglich seiner gedächten. Auch sein greiser Vater Laërtes lebe noch, habe aber Palast und Stadt verlassen und wohne auf dem Lande bei den Knechten, dürftig gekleidet und kümmerlich sich nährend, wie ein armer, lebensüberdrüssiger Mann — alles aus Gram um seinen lieben Sohn, dessen Geschick er unaufhörlich bejammere. „Mich selbst", fuhr die Mutter fort,

„hat keine tödliche Krankheit dahingerafft: nur Sehnsucht und Trauer um dich, mein Sohn, hat mir das Leben geraubt.“

Dreimal breitete Odysseus vergeblich seine Arme aus, die teure Mutter zu umfangen: sie entschlüpfte ihm wie ein wesenloses Traumbild.

Dann schwebten die Schatten berühmter Helden heran, zunächst solcher, die mit ihm vor Troja gekämpft. Mit Staunen erblickte Odysseus unter ihnen den Völkerfürsten Agamemnon. „Wie? du bist gestorben, ruhmvollster Atreussohn?“ fragte Odysseus. „Hat dich etwa auf deiner Heimfahrt von Ilios die stürmische See verschlungen? Oder haben grimmige Feinde dich zu Lande in der Schlacht getötet?“

„Nein“, antwortete Agamemnon, „weit grauenvoller, als du wähnst, ist das Todeslos, das mich getroffen. Mein eigenes Weib Klytämnestra und mein Vetter Ägisthos, mit dem die Verruchte heimlich vermählt war, haben mich, als ich voll Sehnsucht nach Frau und Kindern von Troja heimkehrend mein Haus betrat, mit der Axt erschlagen, gleichwie man den Stier an der Krippe erschlägt*). Dir, glücklicher Odysseus, droht in der Heimat nicht die gleiche Gefahr; denn Penelópe, deine Gattin, ist edlen Sinnes und harrt voll treuer Liebe deiner Rückkehr.“

Weiter sah Odysseus unter den Schatten den Achilleus und zugleich mit demselben dessen Freund Patroklos und den tapferen Ajas. Wie Achilleus vormals bei seinen Lebzeiten gleich einem Gotte unter den Helden hervorstrahlte, so erschien er jetzt in der Unterwelt als Herrscher über die Schatten. Als ihn Odysseus wegen dieses Loses selig pries, erwiderte er: „Rühme die Stellung nicht, die der Tod mir gebracht! Lieber möchte ich droben auf Erden bei einem

---

*) S. Seite 345 ff.

geringen Manne als Ackerknecht dienen, als hier im Schattenreiche über die ganze Schar der Toten das Scepter schwingen.“ Odysseus freute sich, dem göttergleichen Helden Rühmliches von den Thaten seines Sohnes Neoptolĕmos*) erzählen zu können.

Ajas, der starke Sohn des Telämon,**) grollte noch immer dem Odysseus, daß er ihn im Streite um die Waffen des Achilleus besiegt habe.***) Der zürnende Schatten ließ den Odysseus, als dieser ihn freundlich anredete, ohne Antwort und wandte sich ab, um in das tiefere Dunkel zu den andern Seelen der Abgeschiedenen zurückzukehren.

Auch Helden der ältesten Zeit erblickte Odysseus im Totenreiche, unter ihnen den König Minos von Kreta,†) der, mit goldenem Scepter geschmückt, über die Toten Gericht hielt.

Die Frevler Tantälos und Sisўphos††) erkannte er an den entsetzlichen Strafen, von denen er sie gequält sah.

Endlich schaute er auch den gewaltigen Heräkles, doch nur das Schattenbild seiner ehemaligen Menschengestalt: denn er selbst war ja auf den Olympos erhoben und als Gott eingetreten in den Kreis der Himmlischen.†††) Sein Schatten aber stand da, der finsteren Nacht gleich, den Bogen in der Hand und den Pfeil auf der Sehne, als wollte er eben schießen. Prächtig glänzte sein goldenes Schwertgehenk, auf welchem allerlei Wundergebilde prangten: Bären und wilde Eber und mordgierige Löwen, ferner Kampfreigen, Männermord und blutige Schlachten.

---

*) S. 325 ff.
**) S. 206.
***) S 322 ff.
†) S. 11, 71, 111 ff.
††) Buch 1 Nr. 7 und Nr. 9.
†††) S. 102.

Als Herakles verschwunden war, hätte Odysseus gerne noch andere Helden der Vorzeit sehen mögen, allein das unheimliche Seufzen und Stöhnen der in unzähliger Menge sich herandrängenden Schatten erfüllte ihn plötzlich mit solchem Grauen, daß er eilends die düstere Kluft verließ und zu seinem Schiffe am Gestade des Okeanos zurückkehrte. Sogleich wurden die Seile vom Ufer gelöst, die Männer stiegen an Bord, und das Fahrzeug segelte, von frisch treibendem Winde beflügelt, schnellen Laufes durch die rauschenden Meereswogen dahin.

6. Die Sirenen.

Odysseus und seine Gefährten landeten zunächst wieder an der Insel der Kirke. Die gastfreundliche Nymphe bereitete ihnen durch köstliche Bewirtung einen fröhlichen Tag, gab ihnen mancherlei Auskunft über ihre weitere Seefahrt und erteilte ihnen guten Rat, wie sie deren Gefahren entrinnen könnten.

Hierauf fuhren sie ab, und bald sahen sie vor ihren Blicken das Eiland der Sirenen auftauchen. Das waren sangreiche Nymphen, die jeden bezauberten, der ihnen nahe kam. Auf grüner Au am Meeresgestade sitzend, verlockten sie durch ihren zaubervollen Gesang die Vorüberfahrenden, daß sie Weib und Kind und Heimat über den entzückenden Tönen vergaßen und nach dem Strande hinlenkten. Aber sie kehrten nimmer lebendig von der Insel zurück, die Unglücklichen, und Haufen von gebleichten Totengebeinen überdeckten weithin das Ufer.

Als das Schiff des Odysseus dem Sireneneilande nahe gekommen war, legte sich plötzlich der Fahrwind, der bisher geweht. Das Rauschen der Meereswogen verstummte, die

Wellen schliefen. In der tiefen, glatten See spiegelte sich der blaue Himmel. Da zogen die Gefährten des Odysseus die Segel ein, legten sie in dem wölbigen Schiffe nieder und griffen zu den Rudern. Der Held aber gedachte des Rates, den ihm Kirke gegeben. Er zerschnitt eine große Wachsscheibe, die er von der Nymphe empfangen hatte, in Stücke, knetete diese mit seiner nervigen Hand und drückte dann das weiche Wachs seinen Gefährten in die Ohren, so daß sie die verführerischen Lieder der Sirenen nicht hören konnten. Sich selbst aber, da er doch die Wunderklänge gerne vernehmen mochte, ließ er fest an den Mastbaum binden, damit er nicht, berauscht von dem Zaubergesange, sich ins Meer werfe und hinüberschwimme an das Ufer des Todes.

Jetzt, während bei der Windstille das Schiff sich nur langsam durch die Kraft der Ruder fortbewegte, erhoben die Sirenen drüben am blumenreichen Gestade ihren holden Gesang:

„Komm' zu uns," so lockte ihr Lied, „preiswürdiger Odysseus, ruhmvollster der Griechen, komm' zu uns! Lenke dein Schiff heran und lausch' unsern süßen Klängen! Wir singen dir von Troja und vom Glanze deiner Thaten; wir singen dir von allem, was auf dem weiten Erdenraum geschieht. Noch keiner ist hier im dunkeln Schiffe vorbeigesegelt, deß Herz aus unserem Liede nicht holde Wonne oder hohe Weisheit schöpfte. O komm', du göttergleicher Held, komm' zu uns!"

Odysseus konnte den süßlockenden Zauberklängen nicht widerstehen: er winkte seinen Genossen, daß sie seine Bande lösen sollten. Doch diese schnürten ihn, wie er selber ihnen vorher geboten hatte, nur noch fester an den Schiffsmast und beschleunigten zugleich den Schlag der Ruder. So fuhren sie an den Sirenen vorüber; leiser und leiser tönte der Nymphen sinnbethörender Zaubergesang, bis er endlich

in der Ferne ganz verhallte. Nun nahmen sich die Gefährten des Odysseus das Wachs aus den Ohren und lösten die Seile, mit denen er gefesselt war. Die Gefahr war glücklich überwunden.

7. Skylla und Charybdis.

Der tiefen Stille, welche auf dem Meere geruht hatte, folgte ein frischer Wind, der das Schiff wieder rascher vorwärts trieb. Bald kündete aufwirbelnder Wasserstaub und dumpfes Brausen eine neue Gefahr an, die es zu bestehen galt. Mit donnernder Brandung drängte sich die Meeresflut zwischen zwei schroffen Felsen hindurch, die kaum auf Bogenschußweite von einander abstanden. Als das Fahrzeug des Odysseus in diesen engen Schlund hineinfuhr, erkannten die Gefährten mit Entsetzen die Todesnot, in der sie schwebten.

Auf der einen Seite stieg ein gewaltiger Fels zum weitwölbigen Himmel auf, glatt, als wäre er geschliffen, und unersteiglich; ein Kranz von dunklem Gewölk umlagerte seinen spitzigen Gipfel. In der Mitte des Felsen war eine weite Höhle, finster wie die Nacht. Dort hauste die Skylla, ein fürchterliches Ungeheuer mit bellender Stimme, zwölf unförmlichen Füßen und sechs langen Hälsen, auf denen gräßliche Köpfe saßen, jeder mit drei Reihen dichtgedrängter, toddrohender Zähne. Zur Hälfte ihres Leibes ruhte sie in der Tiefe der Felskluft verborgen; ihre Köpfe aber reckte sie aus dem Schlunde hervor, um Seehunde, Delphine und anderes Seegetier zu erhaschen oder Menschen aus vorüberfahrenden Schiffen wegzuschnappen.

Dem Felsen der Skylla gegenüber lag eine weniger hohe Felsplatte; ein blätterreicher wilder Feigenbaum stand

darauf. Unter diesem schlürfte ein anderes Ungetüm, die Charybdis, dreimal des Tages unter furchtbarem Donnergebrüll das dunkle Meerwasser ein und spie es dreimal mit Brausen und Tosen wieder aus dem Rachen wie aus einem erhitzten Kessel hervor, daß der weiße Schaum bis zu den Spitzen der beiden Felswände emporspritzte. Wehe dem Fahrzeuge, das von dem Ungeheuer ergriffen und hinabgerissen wurde: zertrümmert nur kehrten Kiel und Mast aus dem entsetzlichen Schlunde zurück.

Schreckensbleich starrten Odysseus und seine Gefährten nach der heulenden Charybdis hin, die eben die brandenden Wogen hinunterschluckte; all' ihre Sorge war darauf gerichtet, dem schauerlichen Strudel auszuweichen. Da kam das Schiff unvermerkt dem Felsen der Skylla zu nahe. Plötzlich senkte das gefräßige Ungetüm seine sechs Schlangenhäupter hernieder und raffte sechs der tapferen Männer vom Bord hinweg. Als Odysseus auf deren herzzerreißendes Wehegeschrei sich umwandte und emporsah, schwebten sie schon hoch droben in der Luft, von den Zähnen des Scheusals gepackt und mit Händen und Füßen wie Fische an der Angel zappelnd. Kläglich riefen sie den Odysseus bei Namen; doch wie konnte der ihnen helfen? Er mußte zusehen, wie das Ungeheuer sie bis an den Eingang seiner Höhle trug und, während sie verzweiflungsvoll aufkreischten und die Hände ausstreckten, gierig hinunterwürgte. So viel Furchtbares Odysseus auf seiner langen Irrfahrt zu erdulden hatte: Gräßlicheres haben seine Augen nie geschaut.

Den Anstrengungen der Ruderer gelang es endlich, das Schiff aus der gefahrvollen Felsenenge der Skylla und Charybdis hinauszuführen, und bald lag ein liebliches grünes Eiland vor den Blicken der Schiffenden.

8. Die Rinder des Helios. Schiffbruch.

Es war die Insel Thrinakia, der sie entgegenfuhren. Schon vom Schiffe aus hörten sie das Gebrüll der schönen breitstirnigen Rinder und das Geblök der zahlreichen prächtigen Schafe des Sonnengottes, welche dort, von zwei Nymphen gehütet, auf grasreichen Auen weideten. Da gedachte Odysseus der Warnung, die ihm der Seher Teiresias in der Unterwelt erteilt hatte. „Freunde," sprach er, „laßt uns an dieser Insel vorübersegeln; dort drohet uns eine große Gefahr. Wir finden ja wohl bald eine andere Küste, wo wir landen und rasten können."

Allein die Gefährten des Helden waren von dem angestrengten Rudern und den Mühsalen und Nöten, die sie überstanden hatten, so erschöpft, daß sie dringend verlangten, ans Land zu stoßen und dort kurze Zeit auszuruhen.

Odysseus mußte nachgeben; doch ließ er seine Leute einen teuern Eid schwören, die Herden des Gottes Helios nicht freventlich anzutasten.

Darauf legte das Schiff an, und die Männer betraten die Insel. Am Ufer hingestreckt, nahmen sie die Abendmahlzeit ein und gedachten dann unter Thränen der lieben Freunde, die ihnen die Skylla verschlungen. Dann überwältigte die Ermüdeten der Schlummer. In der Nacht erhob sich ein heftiger Sturm, der ihre Abfahrt am nächsten Morgen nicht zuließ. Sie harrten und harrten; aber es stürmte und regnete nun Tag für Tag: einen ganzen Monat lang mußten die Unglücklichen auf der Insel verweilen. Zuletzt gingen ihnen die Speisen aus, welche sie in dem Schiffe mitgebracht hatten: sie mußten sich Nahrung suchen, indem sie Fische fingen und Vögel schossen. Aber das erbeutete Wild reichte nicht zu, ihren Hunger zu stillen, und die Not wurde größer und größer.

Eines Tages hatte sich Odysseus von seinen Leuten entfernt, um am Meeresufer zu den Göttern um Hilfe zu flehen. Und als er gebetet, überfiel ihn ein tiefer Schlaf.

Mittlerweile erhob sich der angesehenste unter den Gefährten und gab ihnen einen verderblichen Rat. „Höret meine Worte,“ sprach er, „ihr tiefbekümmerten Freunde! Schrecklich ist uns armen Menschen zwar jegliche Todesart; der entsetzlichste Tod aber ist der Hungertod. Wohlan denn, laßt uns kein Bedenken tragen, die besten Rinder des Helios herzutreiben und den Göttern zu opfern, damit wir beim Opfermahle uns sättigen! Wenn wir nach Ithaka heimgekehrt sind, so wollen wir ungesäumt dem Helios einen stattlichen Tempel bauen und reiche Weihegeschenke darin aufstellen. Beschließt aber der Gott im Zorne, unser Schiff auf dem Meere zu vernichten, nun, so will ich doch lieber mit einem Male in den Wellen sterben, als hier langsam vor Hunger verschmachten.“

Die andern stimmten diesen Worten bei. Sogleich gingen sie aus, holten von der Herde des Sonnengottes, die in der Nähe weidete, einige der schönsten Rinder herbei und schlachteten sie. Nachdem sie die Schenkelstücke den Göttern als Opfer verbrannt hatten, steckten sie das übrige Fleisch an Bratspieße und bereiteten sich ein reichliches Mahl.

Da kehrte Odysseus, vom Schlafe erwacht, zu den Gefährten zurück. Der ihm schon von fern entgegendringende Duft des Opfermahles gab ihm den furchtbaren Frevel kund, der verübt war. „Ach,“ rief er wehklagend, daß die Götter mich so zur Unzeit, uns allen zum Verderben, in Schlummer sinken ließen!“ Vergeblich war es, daß er, bei dem Schiffe angelangt, die Missethäter mit heftigen Worten ausschalt: die einmal geschehene That war nicht mehr zu ändern.

Bald verkündeten auch schreckhafte Zeichen den Zorn der Götter. Die abgezogenen Häute der geschlachteten Tiere

krochen auf dem Boden umher, das Fleisch an den Bratspießen brüllte wie lebende Rinder. Doch die hungrigen Männer aßen von dem Fleische sechs Tage hintereinander.

Am siebenten Tage schien das Unwetter vorüber: die brausenden Winde besänftigten sich, milde Lüfte wehten.

Sofort begann die Weiterfahrt. Bald schwamm das Schiff auf der hohen See. Da nahte ihm der Untergang.

Dem allsehenden Gotte Helios war der Raub seiner Rinder nicht entgangen. Voll Zornes über die Frevler hatte er vom Vater Zeus ihre strenge Bestrafung gefordert. „Lässest du mir die Freunde des Odysseus," hatte er zu dem Götterkönige gesprochen, „nicht mit dem Tode büßen für ihre Unthat, so steige ich mit dem Sonnenwagen in das Reich des Hades hinab und leuchte fortan nur den Toten."

Erschrocken hatte Zeus erwidert: „Nein, nein, Helios! Leuchte nach wie vor den unsterblichen Göttern und den sterblichen Menschen! Ich werde den gottlosen Räubern meinen Donnerkeil ins Schiff schmettern, daß es zertrümmert mit ihnen im Meere versinkt."

Eingedenk dieser Worte, türmte nun der hohe Himmels- und Donnergott, als er sah, wie das Schiff des Odysseus auf dem Meere dahinfuhr, dunkle Wetterwolken auf, und finstere Nacht breitete sich über die weite See. Plötzlich stürzte mit rasendem Toben ein Sturmwind auf das Fahrzeug los: die Taue des Mastbaumes zerrissen, Segel und Segelstangen rasselten in den Schiffsraum hinab, der Mast selbst schlug rückwärts und zerschmetterte im Fallen dem Steuermanne das Haupt, so daß er, wie ein Taucher, vom Verdeckgerüste hinab ins Meer schoß. Dem mächtigen Windstoße folgte sofort der Blitz und Donner des Zeus: mit furchtbarem Krachen fuhr sein Glutstrahl auf das Schiff,

daß es, von Schwefeldampf erfüllt, heftig auf und ab schwankte und die Männer aus dem Fahrzeuge stürzten. Wie Seekrähen schaukelten sie eine Weile auf den Wogen um das Schiff her: bald hatte das Meer sie alle verschlungen.

Odysseus allein befand sich noch auf dem Schiffe. Da riß ein Stoß der Wellen die Seitenwände vom Kiele ab; doch der Held verlor die Besinnung nicht: er band Kiel und Mast mit dem Segeltau zusammen, setzte sich auf das elende Fahrzeug wie ein Reiter aufs Roß und ließ sich so durch die tobenden Fluten tragen.

Endlich legte sich der wütende Sturm; aber nun trat Gegenwind ein und trieb den Odysseus zu seinem Schrecken wieder zu dem Schlunde der gräßlichen Charybdis zurück. Das Ungeheuer schlürfte, als er dort ankam, gerade die salzige Meeresflut ein, und mit rasender Eile schoß das Gebälk, auf dem der Held saß, dem strudelnden Trichter entgegen. Da sah er in der Todesangst den wilden Feigenbaum, der, auf dem Felsen stehend, sein Gezweig über den Schlund breitete. Er erfaßte einen herabhängenden Ast mit den Händen, während das Gebälk in die Tiefe hinabfuhr, klammerte sich daran fest und hing da in der freien Luft wie eine Fledermaus, ohne sich aufstemmen zu können. So schwebend wartete er, bis die Charybdis den verschlungenen Kiel und Mastbaum wieder auswarf. Da sprang er verwegenen Mutes von dem Aste herab, erreichte glücklich die Balken, und ruderte, darauf sitzend, mit den Armen von dannen.

Neun Tage lang trieb er so auf dem Meere umher, fast aufgerieben von Hunger und Durst. In der zehnten Nacht ließen ihn die Götter nach der Insel Ogygia gelangen, wo die schönlockige Nymphe Kalypso ihn gastfreundlich aufnahm.

9. Odysseus auf der Insel der Kalypso.

Sieben Jahre weilte Odysseus auf der einsamen Insel der Kalypso. Nach so vielen Kämpfen und Mühsalen, nach so langer gefahrvoller Irrfahrt war ihm hier der stillste und friedlichste Aufenthalt gewährt, das müheloseste Leben bereitet.

Kalypso wohnte in einer geräumigen Felsengrotte, die in einem Haine von Erlen, Pappeln und dunklen Cypressen lieblich versteckt lag. In dem dichtbelaubten Gezweige der schattigen Bäume nisteten gesangreiche Vögel. Den Eingang der Grotte umrankte ein vielästiger Weinstock, aus welchem purpurne Trauben niederhingen. Ringsumher breiteten sich schwellende Wiesen aus, von vier silberhellen Bächen durchschlängelt; duftreiche bunte Blumen lachten aus dem heitern Grün hervor.

An der Seite der schönen Nymphe konnte hier Odysseus wie ein Gott glückselig dahinleben. Denn Kalypso begehrte den stattlichen Helden zu ihrem Gemahl und verhieß ihm Unsterblichkeit und ewige Jugend, wenn er auf immer bei ihr bleiben wollte.

Das waren verlockende, köstliche Gaben; aber Odysseus trug danach kein Verlangen. Die alte liebe Heimat, die edle Gattin, den teuren Sohn konnte er nicht vergessen. Täglich mit dem Frührot ging er an den brausenden Meeresstrand und schaute, weinend vor Sehnsucht, auf die unendliche See hinaus. Auch nur von ferne die blauen Berge der Heimat zu erblicken, nur den Rauch von seiner Insel aufsteigen zu sehen, wünschte er sich, und dann zu sterben. Kein liebreiches Zureden der schönen Nymphe konnte das tiefe Leid von seinem Gemüte nehmen.

Der Kummer des edlen Odysseus blieb den hohen Göttern nicht unbekannt. Pallas Athene, die Freundin des klugen, erfindungsreichen Helden, hatte seine Klagen gehört und beschloß, ihm aus seiner Not zu helfen. Als einst die Himmlischen auf dem Olympos im goldenen Palaste des

Zeus versammelt saßen und Poseidon, der wegen der Blendung seines Sohnes, des Kyklopen Polyphemos, dem Odysseus unversöhnlich grollte, gerade abwesend war: da erzählte die hehre Göttin in beweglichen Worten die Leiden ihres Schützlings, und alle die Olympier wurden von Mitleid ergriffen. Alsbald sandte der Vater Zeus den Götterboten Hermes an Kalypso mit dem Befehle, den Odysseus von ihrer Insel nach der Heimat zu entlassen.

Der flinke Botschafter des Zeus band sich unter die Füße die schönen goldenen Sohlen, die ihn mit Sturmwindseile über Erde und Meer dahintrugen, nahm den Goldstab in die Hand, mit dem er die Augen der Menschen nach Belieben in Schlaf zaubert oder aus dem Schlummer erweckt, und flog, so ausgerüstet, gleich einer Seemöve über die unermeßliche Wasserfläche hinschwebend, nach der fern gelegenen Insel Ogygia.

Er traf die Nymphe daheim. Auf dem Herde flackerte ein helles Feuer, und der Duft des brennenden Cedernholzes wallte würzig durch die Grotte. Sie selbst webte mit goldener Spule an einem köstlichen Gewande und sang dabei ein lieblich tönendes Lied. Als Hermes bei ihr eintrat, erkannte sie sogleich den Gott, empfing ihn freundlich und setzte ihm die Götterspeise Ambrosia mit rotschimmerndem Nektar vor.

Nach dem Mahle verkündete ihr der Bote der Himmlischen den Auftrag des Zeus. Kalypso erschrak und rief: „Wie seid ihr doch grausam, ihr Götter, daß ihr den lieben Freund mir nehmen wollt! Ich habe ihn vom Tode gerettet, den armen Schiffbrüchigen, als er von den Meereswogen an meine Küste geworfen ward. Liebevoll habe ich ihn in meine Grotte geführt und gepflegt; Jahre lang hat er an meiner Seite gelebt; ich wollte ihn zu meinem Gemahle erheben, ihn an den Göttervorzügen der Unsterblichkeit und ewig blühenden Jugend teilnehmen lassen. Und nun? Nun

fordert Zeus, daß er von dannen ziehe. Freilich, dem Befehle des mächtigen Himmelskönigs darf weder Mensch noch Gott sich widersetzen. So mag denn Odysseus wieder hinausfahren in die öde, unbekannte See und bemüht sein, nach dem langentbehrten Heimatslande endlich zu gelangen."

Hermes kehrte hierauf nach dem Olympos zurück. Die Nymphe aber suchte sogleich den Odysseus auf, den sie wieder traurig am Meeresgestade sitzend fand. Er wollte ihrer Ankündigung, daß es ihm nun frei stehe, nach der teuren Heimat zurückzufahren, anfänglich gar keinen Glauben schenken. „Schwöre mir, Göttin," rief er aus, „daß du die Wahrheit redest." Erst als Kalypso ihre Rede mit dem heiligsten Eidschwure bekräftigt hatte, faßte er Zutrauen.

Aber wie war es ihm nun möglich, die Insel zu verlassen und über das weite Meer dahin zu ziehen? Er hatte ja kein Schiff.

Da griff der entschlossene, vielgewandte Mann zur Axt, fällte Erlen, Pappeln und Tannenbäume, hieb daraus Balken zurecht und fügte sie zu einem Floß zusammen. In vier Tagen war die Arbeit vollendet: mit Mastbaum, Steuer und Segelstangen ausgerüstet, lag das kleine Fahrzeug fertig da. Kalypso gab das Segel dazu und füllte das Schifflein mit reichlicher Speise und Schläuchen voll Wassers und süßen Weines.

10. Abfahrt von Ogygia. Neuer Seesturm.

So fuhr Odysseus mutig und rüstig über die unabsehliche Meeresfläche dahin, bei Tage nach der Stellung der Sonne, des Nachts nach den Gestirnen den Lauf seines Flosses richtend.

Siebenzehn Tage ging die Fahrt glücklich von statten; am achtzehnten Morgen sah er in duftiger Ferne eine

gebirgige Insel aus der See emportauchen. Da erspähte ihn Poseidon, der eben aus dem entlegenen Lande der Äthiopen zurückkehrte, wo er großen Opferfestlichkeiten beigewohnt hatte. Voll Zornes sah der furchtbare Meergott, wie der ihm verhaßte Mann seiner Heimat schon nahe gekommen war. Und alsbald versammelte er die Wolken, holte die Sturmwinde aus ihren Höhlen hervor und rührte mit seinem mächtigen Dreizack das Meer auf, daß es in wilden Wellen emporschäumte.

Bebenden Herzens stand Odysseus in seinem Floß, das von den Wogen bald hoch emporgetragen, bald in den Abgrund geschleudert wurde. „Weh mir unglücklichem Manne!“ seufzte er, „was wird aus mir werden? Wie muß ich sie glückselig preisen, die andern Helden, die vor Troja auf dem Schlachtfelde gefallen sind! Ihnen ist doch ein ruhmreicher Tod und eine ehrenvolle Bestattung zuteil geworden; ich aber muß hier ruhmlos und im Elend verderben.“

Während er noch so klagte, schlug von oben her, als ob ein Berg einstürzte, eine gewaltige Woge auf ihn nieder und warf ihn aus dem Fahrzeuge hinaus. Der Mast brach, von der Wut der Winde erfaßt, mitten entzwei, Segel und Segelstangen wurden weit in die See geschleudert. Odysseus selbst tauchte in die Brandung unter, und sein durchnäßtes Gewand machte es ihm schwer, wieder empor zu kommen. Doch rang er sich endlich an die Oberfläche hinauf, schwamm seinem zertrümmerten Floße nach und schwang sich, als er es erhaschte, glücklich hinein. Der Willkür der Winde preisgegeben, trieb er nun bald hierhin bald dorthin durch die brandenden Wogen.

Da tauchte die Meergöttin Leukothĕa aus der Tiefe empor und reichte ihm einen Schleier dar. „Wirf dein Obergewand ab,“ sprach sie, „umgürte dich mit diesem Schleier

und springe kühn ins Meer, indem du dein zerbrochenes Floß den Winden preisgiebst. Durch Schwimmen wirst du dich ans Land retten. Am Ufer angekommen, wirf mit abgekehrtem Antlitz den Schleier in die Wellen zurück!"

Mit diesen Worten senkte sich die hilfreiche Göttin wieder in die Flut hinab. Odysseus gehorchte ihrem Rat und stürzte sich ins Wasser, während gleich danach eine mächtige Sturzwelle die Balken seines Flosses völlig auseinander riß.

Zwei Tage und zwei Nächte schwamm nun der Held, mit Händen und Füßen arbeitend, durch die sturmgepeitschte See dahin; als das dritte Morgenrot erschien, beruhigte sich endlich der Wind, und er sah voll Freude ein waldiges Ufer vor sich liegen. Aber noch jetzt war nicht alle Gefahr überwunden; denn der ganze Meeresstrand war von zackigen Felsen umstarrt, von denen die anschlagenden Wellen heftig abprallten und reißend ins Meer zurückströmten. Wiederholt dem Strande nahe, wurde Odysseus immer von neuem in die See hinausgetrieben; einen sicheren Landungsplatz konnte er lange nicht finden. Da entdeckte er eine Stelle, wo ein kleiner Fluß sich ins Meer ergoß. Das Ufer war flach und ohne Klippen. Dorthin schwamm er und erreichte glücklich das Land. Hier löste er sich den Schleier der Göttin Leukothea ab und schleuderte ihn in die Wellen zurück, daß die Göttin ihn wieder an sich nehmen konnte. Dann warf er sich auf die Kniee und küßte die heilige Erde. Sich wieder emporrichtend, stieg er, frierend und bis zum Tode ermattet, mühsam den nahen Waldhügel hinan, auf welchem zwei Ölbäume, ein wilder und ein zahmer, ihre laubreichen Zweige so dicht in einander schlangen, daß weder Regen noch Sonnenschein hindurchdringen konnte. Unter diesem Obdach scharrte er sich aus den in Menge daliegenden

dürren Baumblättern ein Lager zusammen, wühlte sich tief hinein und sank alsbald in festen Schlaf.

11. Odysseus und Nausikaa.

Es war eine schöne, fruchtbare Insel mit Namen Scheria, an deren Ufer sich der vielduldende göttliche Odysseus aus dem fürchterlichen Seesturme gerettet hatte. Sie wurde von einem betriebsamen Schiffervolke bewohnt, den Phäaken, die sich hier eine wohlgebaute Stadt gegründet hatten. Über sie herrschte Alkinöos, ein weiser und reicher König. Der hatte eine jungfräuliche Tochter, Nausikäa geheißen, an Wohlgestalt und Anmut einer Unsterblichen ähnlich. Diese sollte dem schiffbrüchigen Odysseus — so veranstaltete es Athene, seine treue Beschützerin, — zuerst hilfespendend entgegenkommen.

Während der Held, von Anstrengung und Ermattung überwältigt, in tiefem Schlafe lag, begab sich die Göttin in den Palast des Alkinoos nach der prächtigen Kammer der Königstochter. Leise, wie ein Lufthauch, schwebte sie zu dem Lager der Jungfrau, und erschien der Schlummernden im Traume in der Gestalt ihrer liebsten Gespielin. „Warum so lässig, Nausikaa?“ sprach sie. Siehe, deine schimmernden Gewänder liegen ungewaschen da, und doch steht deine Hochzeit nahe bevor; denn die edelsten Jünglinge im Volke werben um dich. Da mußt du doch schön geschmückt sein und schmucke Kleider auch denen darreichen, die bei dem festlichen Brautzuge dich geleiten. Wohlan denn, laß uns beim Anbruche der Morgenröte zum Waschplatze hinausfahren; ich will dir helfen, damit du rascher fertig werdest.“

Nach diesen Worten entschwand die Göttin. Nausikaa aber eilte, sobald sie am Morgen vom Schlafe erwachte, zu

ihren Eltern und bat den Vater, ihr einen Wagen anspannen zu lassen, daß sie ihre Gewänder, auch die Kleider des Vaters und ihrer Brüder, zum Waschen nach dem Flusse fahre. Ihr Begehren wurde vom Vater gern erfüllt: die Knechte kamen, machten einen Korbwagen fertig und schirrten zwei Mäultiere daran. Nun trug die Jungfrau die feinen Gewänder aus der Kammer hervor und lud sie auf den Wagen; die Mutter brachte Speisen in einer Kiste und Wein in einem Schlauch von Geisleder, dazu auch eine Flasche mit duftigem Salböl; dann bestieg Nausikaa den Wagensitz, ergriff die Zügel und schwang die Geißel. Die Maulesel zogen an, und mit Gerassel rollte der Wagen fort, von den Dienerinnen der Königstochter begleitet.

Draußen vor der Stadt auf dem Waschplatze am Ufer des Flusses spannten die Mädchen die Tiere aus und ließen sie im Grase weiden; dann trugen sie die Gewänder und Decken in die Wasserbehälter, die in die Erde gegraben waren, sprangen selbst hinein und stampften die Wäsche wetteifernd mit den Füßen, bis alles rein geworden war. Hierauf breiteten sie die Kleider der Reihe nach auf dem sauberen Kies am Meeresstrande zum Trocknen aus.

Nach vollbrachter Arbeit badeten sich die Mädchen und salbten sich mit glänzendem Öle, umhüllten sich wieder mit ihren Gewändern und genossen fröhlichen Herzens auf dem grünen Rasen das mitgebrachte Mahl. Dann ergötzten sie sich mit Tanz und Ballspiel. Nausikaa führte den Reigen, an hoher Gestalt und edlem Angesicht der schlanken Jagdgöttin Artemis ähnlich, wenn sie leichten Fußes durch das Wald-Gebirge dahinschweift. Endlich gedachten die spielenden Jungfrauen der Heimfahrt; da warf die Königstochter noch einmal den Ball nach einer der Dienerinnen. Aber der Ball traf nicht — so wollte es die Göttin

Athene — und fiel weit hinaus in den Fluß. Laut schrieen die Mädchen auf.

Dies Geschrei erweckte den Odysseus, der in der Nähe unter den Ölbäumen schlief. Er richtete sich horchend von seinem Lager auf, schüttelte die dürren Blätter ab und sprach zu sich selber: „In welcher Menschen Land bin ich gekommen? Sind es trotzige Räuber, die hier wohnen, oder Leute, die die Götter ehren und Gastfreundschaft üben gegen den Fremdling? Mir deuchte, ich hörte fröhliche Mädchenstimmen; da giebt es doch wohl Menschen hier, denen ich mich nahen darf."

So sprach er zu sich und brach einen dichtbelaubten Ast von einem Baum, um sich damit den Leib zu bedecken, der von dem Meeresschlamme ganz entstellt war. Dann trat er aus dem Dickicht hervor auf die Mädchen zu. Die aber flohen, beim Anblick des seltsamen Mannes entsetzt aufschreiend, hierhin und dorthin; nur Nausikaa blieb beherzt stehen, um den Fremdling anzuhören. „Als Schiffbrüchiger", sprach er, „nach unaussprechlicher Trübsal von den schäumenden Wogen des Meeres an diese Küste geschleudert, komme ich zu dir und flehe dich an, holde Jungfrau: erbarme dich mein! Du bist die erste, die mir in diesem Lande begegnet; ich kenne hier niemand. Schenke mir dein Mitleid und gieb mir ein Kleid zur Umhüllung, nur eine dürftige Decke, damit ich wieder vor den Menschen erscheinen kann. Mögen dir die Götter dafür gewähren, was immer dein Herz begehrt: einen lieben Gatten und ein Haus und edle Herzenseintracht dazu, die ist ja das Beste von allem."

„Fremdling", erwiderte Nausikaa, „du scheinst mir kein schlechter oder thörichter Mann zu sein. So soll es dir denn auch, da du nach unserem Lande gekommen, weder an Kleidung noch an sonst etwas fehlen, was dem Schutz-

flehenden gebührt. Auch die Stadt will ich dir zeigen und den Namen unseres Volkes sagen. Es sind die Phäaken, die diese Insel bewohnen; ich bin die Tochter ihres Königs Alkinöos".

Hierauf rief sie ihre entflohenen Dienerinnen und ermutigte sie näher zu kommen, um dem fremden Manne ein frisch gewaschenes Gewand auszusuchen. Sie legten ihm Mantel und Leibrock hin, dazu eine Flasche mit köstlichem Salböl. Odysseus eilte damit nach einer verborgenen Stelle am Ufer und erquickte sich durch ein Bad. Dann that er die Kleider an, die Nausikaa ihm geschenkt, salbte sich mit glänzendem Öle, und Athene goß ihm Anmut über Haupt und Schultern. Wie in einen Gott verwandelt, strahlend von Schönheit und Kraft, das Haar in dichten Locken vom Scheitel herabwallend, so trat er aus dem Ufergebüsche hervor und setzte sich abseits von den Jungfrauen. Voll Verwunderung ruhten aller Blicke auf dem herrlichen Manne. „Wahrlich, er gleicht an Gestalt den himmlischen Göttern", sprach Nausikaa leise zu ihren Begleiterinnen. „Wäre doch ein solcher Gemahl mir vom Schicksal erkoren! Doch eilt euch, ihr Mädchen, und reicht ihm Speise und Trank!" So geschah es, und der vielduldende Held aß und trank mit Lust und Begier; denn lange hatte er ja gedarbt.

Hierauf wurden von den Jungfrauen die getrockneten Gewänder gefaltet und auf den Wagen gelegt, die Maultiere wieder vorgespannt, und Nausikaa bestieg den Wagensitz. „Jetzt gehe mit mir in die Stadt, Fremdling", sprach sie freundlich zu Odysseus, „ich will dich zu dem Palaste meines Vaters führen. So lange wir durch die Felder fahren, folge dem Fuhrwerk mit meinen Dienerinnen; wenn wir aber an die Stadt selbst gelangt sind, möchte ich doch, daß du etwas zurückbliebest. Es giebt recht übermütige Leute in unserem Volke, und ich möchte gerne dem losen Geschwätz ausweichen,

daß etwa einer sagt: „„Sieh doch, welch ein schöner Fremdling folgt da der Nausikaa! Wo hat sie den wohl her? Er wird sicherlich ihr Gemahl!““ Solch Gerede wäre mir ein Schimpf. Darum trenne dich von uns bei dem Pappelwäldchen vor dem Stadtthor und warte da so lange, bis daß du uns zu Hause angekommen glaubst. Dann gehe in die Stadt; du wirst den Palast meines Vaters leicht finden. Dort suche zuerst meine Mutter auf und umfasse ihre Kniee; denn wenn diese dir freundlich im Herzen gesinnt ist, so darfst du sicher hoffen, in deine liebe Heimat bald zurückzukehren“.

So sprach Nausikaa und trieb die Maultiere vorwärts, doch langsam, daß die Dienerinnen und Odysseus folgen konnten. Als die Sonne unterging, kamen sie an den Pappelhain. Dort blieb der Held zurück und betete zu der Göttin Athene, daß sie ihn Mitleid und Hilfe bei dem Volke der Phäaken finden lasse. Athene erhörte sein Flehen und goß ihm Mut in die Seele.

12. Odysseus bei den Phäaken.

Nausikaa war schon in dem Hause ihres Vaters angekommen, als Odysseus sich aufmachte, um in die Stadt zu gehen. Am Thore trat ihm Athene in der Gestalt eines Phäakenmädchens entgegen, einen Wasserkrug in der Hand. „Zeige mir doch den Weg zu dem Palaste des Königs Alkinoos, liebes Kind“, bat er sie freundlich; „ich bin ein Fremdling aus fernem Lande und kenne hier niemand“. „Komme nur mit mir“, erwiderte sie, „er wohnt nicht weit von hier“.

Mit diesen Worten ging die Göttin schnell voran, und Odysseus folgte ihr. Staunend betrachtete er den Hafen mit den vielen Schiffen, den Marktplatz mit dem herrlichen

Tempel des Meergottes Poseidon, die hochragenden, mit Schanzpfählen besetzten Mauern; endlich gelangte er zu dem Palaste des Königs. „Hier ist das Haus“, sprach Athene zu ihm, „tritt nur getrost ein; du wirst drinnen die Fürsten der Phäaken beim Schmause versammelt finden. Vor allen Dingen suche die Königin auf, die wegen ihres klugen Verstandes im ganzen Volke hochverehrt ist“.

Darauf entfernte sich die Göttin. Odysseus aber stand voll Bewunderung stille vor dem Palaste, der wie der Glanz der Sonne erstrahlte. Die Wände waren von schimmerndem Erz, die Thüren von Gold, ihre Pfosten von Silber; goldene und silberne Hunde lagerten zu beiden Seiten, wie Wächter der Königswohnung. Rings an den Wänden des offenen Saales standen Sessel, mit feingewirkten Teppichen bedeckt; darauf saßen die Fürsten der Phäaken jeglichen Tag bei festlichem Mahle. Auf hohen Gestellen erhoben sich goldene Jünglingsgestalten, welche mit brennenden Fackeln in der Hand den schmausenden Gästen bei Nacht leuchteten. Außerhalb des Hofes lag, von einem lieblichen Bache durchschlängelt, ein großer Garten voll duftender Blumen, traubenreicher Reben und hochragender Bäume, die teils im Blütenschmucke prangten, teils die köstlichsten Birnen und Feigen, Äpfel, Granaten und Oliven aus dem üppig grünenden Laube herschimmern ließen.

Nachdem Odysseus alle diese Pracht eine Weile staunend betrachtet hatte, betrat er den Palast selbst und ging nach dem Saale des Königs. Hier waren die Fürsten der Phäaken zum Schmause versammelt und spendeten eben beim Schlusse des Mahles dem Gotte Hermes ein Trankopfer. Odysseus durchschritt ihre Reihen, bis er zu dem Sitze der Königin gelangte. Vor ihr warf er sich nieder, umfing ihre Kniee und bat um gastliche Aufnahme und Entsendung nach seiner

Heimat. Dann setzte er sich, der Antwort harrend, am Herde in die Asche nieder, wie es Hilfeflehenden ziemte. Doch der König Alkinoos trat alsbald auf ihn zu, reichte ihm die Hand und führte ihn zu einem schmucken Sessel an seiner Seite. Ein Tischchen, das mit Speisen reichlich bedeckt war, wurde vor ihn gestellt, und der Held verzehrte behaglich das wohlzubereitete Mahl. Hierauf ließ Alkinoos den Gästen noch einmal die Becher füllen zum Opfer für Zeus, den Beschützer der Hilfeflehenden. Und alle gossen die ersten Tropfen dem Gotte zu Ehren auf die Erde und tranken das übrige aus. Dann erhoben sich die Fürsten der Phäaken zum Fortgehen, und der König lud sie auf den folgenden Tag zu einem neuen Mahle ein; dem Fremdling aber versprach er, ihm sichere Heimkehr zu gewähren. Als die Gäste den Saal verlassen hatten, verweilte Odysseus noch eine zeitlang bei dem Königspaar in freundlichem Gespräche; dann fand er erquickende Nachtruhe in dem weichen Lager, das ihm die Königin in der Halle hatte bereiten lassen.

Am nächsten Morgen führte Alkinoos seinen Gast auf den Marktplatz, und beide setzten sich dort nebeneinander auf zwei schön behauene Steine. Ein Herold des Königs berief die Phäaken zur Versammlung, und rasch füllte sich der weite Platz mit einer zahlreichen Volksmenge. Alle schauten neugierig auf den fremden stattlichen Mann an des Königs Seite. Dann erhob sich Alkinoos und erzählte, wie der edle Fremdling als Schutzflehender in sein Haus gekommen sei und begehre, nach seiner Heimat geleitet zu werden. Daher sollten zweiundfünfzig rüstige Jünglinge ein gut segelndes Schiff ausrüsten und ins Meer ziehen. Vor der Abfahrt werde er diese alle mit Speise und Trank laben. Die Fürsten lud er ein, ihn schon jetzt in seinen Palast zu begleiten, wo er dem Gaste zu Ehren ein Festmahl veranstalten wolle.

Sogleich nach beendeter Versammlung begaben sich die auserlesenen Jünglinge nach dem Hafen und machten dort das beste Schiff, das sie fanden, segelfertig. Dann kamen sie zum Mahle in den Palast des Königs. Dort herrschte in allen Hallen und Höfen ein bewegtes Treiben. Zwölf Schafe, acht Schweine und zwei fette Rinder ließ Alkinoos schlachten; damit konnte wohl die Eßlust der vielen Gäste gestillt werden.

Und als nun alle an den reichlichen und köstlichen Speisen sich erquickt hatten, da begann der blinde Sänger Demodŏkos, den der König hatte herbeiholen lassen, zur Ergötzung Aller von dem trojanischen Kriege zu singen und die Thaten der berühmten griechischen Helden in begeistertem Liede zu preisen. Oft wurde von ihm der Name des Odysseus genannt, und keiner ahnte, das der vielbewunderte Mann so nahe sei. Doch merkte der König, daß der Fremdling bei dem Gesange das Antlitz in den purpurnen Falten seines Mantels verhüllte, um seine Thränen zu verbergen, und daß er manchmal tiefbewegt aufseufzte; er sprach daher zu seinen Gästen: „Ich meine, das Mahl und der Gesang hat uns jetzt sattsam erfreut. Auf, laßt uns hinausgehen und Kampfspiele anstellen, damit sich unser Gast auch daran ergötze und, wenn er heimgekehrt ist, seinen Freunden die Tüchtigkeit der phäakischen Jünglinge rühme.“

Sogleich erhoben sich alle und folgten dem Könige wieder nach dem Marktplatze. Die Fürsten nahmen der Reihe nach ihre steinernen Sitze ein; um sie her stellte sich das Volk. Alsbald traten Jünglinge in Menge als Wettkämpfer in den Kreis. Zuerst stritten drei Söhne des Königs im Lauf, dann kamen die Ringkämpfer, ihnen folgten die Springer, hierauf wetteiferten die Scheibenwerfer und zuletzt die Faustkämpfer miteinander. Auch den Odysseus forderte nun einer der Königssöhne zum Wettkampfe auf.

der Held aber erwiderte: „Verlange nicht solches von mir; mein Sinn ist nicht auf Kämpfe gerichtet; genug habe ich geduldet und gelitten, und mein einziger Gedanke ist jetzt die Rückkehr in die Heimat.“

Da rief einer der Jünglinge spottend: „Wahrhaftig, Fremdling, du siehst auch gar nicht aus, wie ein Mann, der aufs Kämpfen sich versteht. Du magst wohl ein Kaufmann sein oder Aufseher auf einem Handelsschiff; ein Kämpfer aber und Held bist du nicht.“

„Du sprichst nicht fein, junger Mensch,“ erwiderte Odysseus mit finsterem Blick, „war ich doch der tüchtigsten einer im Wettkampfe, als noch Jugendkraft meine Glieder durchströmte. Jetzt freilich haben Schlachten und Stürme mich mürbe gemacht. Doch da du mich mit kränkendem Worte herausgefordert hast, so will ich es auch so noch versuchen.“

Und er ergriff die schwerste der daliegenden Wurfscheiben und schleuderte sie, zum Staunen aller, mit solcher Gewalt durch die Luft, daß sie weit hinter den Zielen der andern niederfiel. „Nun,“ rief Odysseus aus, „schleudert mir doch dahin nach, ihr Jünglinge! Oder will es etwa jemand noch mit mir aufnehmen im Ringen oder im Faustkampf, im Speerwurf oder im Bogenschießen: wohlan, er trete heran, ich stehe zu allem!“

Aber alle standen stumm; denn keiner getraute sich mehr, mit dem Helden in Wettstreit zu treten. Der König Alkinoos aber sprach freundlich zu Odysseus: „Fremdling, wir glauben dir schon; denn nicht eitlen Sinnes rühmtest du dich, sondern nur von gerechtem Unwillen gezwungen sprachst du von deiner Stärke und Geschicklichkeit und hast sie vor uns bewiesen. Wenn du nun daheim bei deiner Gattin und deinen Kindern sitzest, so gedenke auch unser in Freundlichkeit. Wir Phäaken suchen nicht Lob im Faust-

kampf oder im Ringen; aber im Wettlauf ragen wir hervor und auf die Schiffahrt verstehen wir uns vor allen. Auch lieben wir fröhlichen Schmaus und Saitenspiel und Tanz, schöne Kleider und warme Bäder. Wohlan denn, ihr jugendlichen Tänzer, zeigt eure Kunst vor dem werten Gaste! Hole auch einer dem Demodokos die helltönende Leier aus meinem Hause herbei!"

Nun folgten beim Klange der Musik zierliche und kunstreiche Tänze der Phäakenjünglinge, und der Sänger in der Mitte des Kreises sang dazu seine heitersten Lieder. Odysseus hörte und sah mit freudiger Bewunderung zu. „Wahrhaftig", sagte er zu dem Könige Alkinoos, „ich bin ganz erstaunt! ihr Phäaken habt die besten Tänzer auf dem ganzen Erdboden". Dies Lob gefiel dem Könige außerordentlich. „Der Fremdling ist doch ein überaus verständiger Mann", sagte er zu den andern Phäakenfürsten; „wir alle wollen ihm reiche Geschenke machen, damit er fröhlichen Herzens mit uns zur Abendmahlzeit gehe".

Alle riefen dem Könige Beifall zu und schickten sogleich Herolde ab, die Geschenke herbeizuholen. Der kecke Jüngling aber, welcher vorhin den Odysseus verspottet hatte, überreichte ihm als Pfand der Versöhnung sein Schwert, an welchem das Heft von Silber war und die Scheide von glänzendem Elfenbein. „Heil dir, edler Fremdling", sprach er mit gesenktem Blicke; „ist mir ein kränkendes Wort gegen dich entfahren, so mögen es rasch die Winde verwehen! Dir aber mögen die Götter frohe Rückkehr in die liebe Heimat gewähren, nachdem du so lange in der Fremde Trübsal erduldet hast". Odysseus dankte dem Jüngling freundlich und hängte sich das schmucke Schwert um die Schulter.

Am Abend kehrte Alkinoos mit Odysseus und den Phäakenfürsten in seinen Palast zurück. Der König bat

seine Gemahlin, ein warmes Bad für den Gast bereiten zu lassen, und suchte die köstlichsten Geschenke aus, die er selbst für ihn bestimmt hatte. Es waren, wie die Gaben, welche die übrigen Fürsten hatten bringen lassen, goldene Becher und Schalen, schön gewirkte Mäntel und wollene Leibröcke; die Königin selbst packte alles in eine schmucke Lade, die Odysseus mit einem künstlichen Knoten verschloß.

Nachdem sich dann der Held durch das Bad erquickt und gesalbt hatte, ging er wieder nach dem Saale. Da stand an der Thüre die holdselige Nausikaa, welche er seit seinem Eintritte in die Stadt nicht wieder gesehen hatte. Die Sitte verbot ihr, unter die jubelnde Schar der Männer zu treten; doch wollte sie dem lieben Gaste noch ein herzliches Lebewohl sagen. „Heil dir, edler Fremdling", sprach sie, „gedenke in deiner Heimat auch manchmal meiner, die zuerst dich hier freundlich empfangen hat!" Gerührt antwortete Odysseus: „Ja, liebliches Königskind, wenn Zeus es fügt, daß ich nach Hause zurückgelange, so werde ich dort täglich deiner gedenken und, wie einer Göttin, dir Dank sagen; denn du bist es, die mir das Leben gerettet".

Er trat dann in den Saal, wo schon wieder ein gebratenes Schwein zerlegt und Wein gemischt wurde. Geschäftig eilten die Diener umher, um das Fleisch auf die Tische zu verteilen und aus dem großen Mischkruge die Becher zu füllen. Der Herold führte den blinden Sänger an der Hand nach seinem Sessel an dem Pfeiler inmitten des Saales. Odysseus schnitt von dem Rücken des Schweines, der ihm als Ehrenteil vorgelegt war, ein köstliches Stück ab, reichte es dem Herold dar und sprach: „Gieb das dem Demodŏkos; ich möchte ihm gern etwas Liebes erweisen. Alle Menschen ehren ja die Sänger, denen die Götter hold sind und die Gabe der süßen Lieder verliehen haben."

Als sich dann alle an dem leckeren Mahle erquickt hatten, wandte sich Odysseus von neuem an den Sänger und sprach: „Ich preise dich hoch vor allen Sterblichen, Demodókos, daß dich Apollon so herrlichen Gesang gelehrt hat. Was du von den Thaten und Leiden der Griechen vor Troja gesungen, ist so wahr und so genau, als wärest du selbst dabei gewesen. Fahre jetzt fort und singe die Geschichte von dem hölzernen Rosse, durch welches Odysseus der Stadt Troja den Untergang bereitete."

Sofort ließ der Sänger sein Lied erschallen, und alle Gäste horchten voll Bewunderung. Odysseus aber wurde wieder tief bewegt im Herzen, und der neben ihm sitzende Alkinoos sah, wie ihm Wimpern und Wangen von Thränen feucht wurden. „Laßt jetzt des Gesanges genug sein," sprach er, „denn er gereicht dem lieben Gaste, dem ja doch unser Fest gilt, nicht zur Freude." Und jetzt erst fragte er den Helden, den er so gastfreundlich aufgenommen und so köstlich bewirtet hatte, wie er denn heiße und welchem Lande er angehöre; „denn siehe nur edler Fremdling," setzte er freundlich hinzu, „das müssen wir ja wissen, wenn dich unser Schiff nach deiner Heimat bringen soll."

Odysseus nannte nun seinen Namen und sein Vaterland und erzählte alles, was er erlebt seit dem Falle Trojas bis zu dem Tage, da er an der Insel der Phäaken landete. Mit welcher Spannung jedes Ohr an seinem Munde hing, mit welchem Staunen alle Hörer die Erzählung seiner wunderbaren Schicksale vernahmen, das läßt sich gar nicht sagen. Als er geendet, sprach Alkinoos: „Heil dir, teuerster Gast, der die Schwelle meines Königshauses betreten hat! Deine langen Irrfahrten sind nun zu Ende, und ohne weitere Gefahr wirst du bald in deine Heimat zurückgelangen. Das beste Schiff ist ja für dich ausgerüstet, und unsere Phäaken

verstehen sich auf die Seefahrt. Doch wir wollen dich, bevor du von uns gehst, noch durch weitere Geschenke ehren. Jeder der zwölf Fürsten wird den schönen Gewändern und Goldgeräten, die bereits in der schimmernden Lade verwahrt sind, noch einen großen Dreifuß und ein Becken hinzufügen." Alle stimmten dieser Rede zu. Erst spät in der Nacht gingen die Gäste auseinander.

Am folgenden Morgen brachten die Fürsten selbst die Geschenke ins Schiff, und Alkinoos stellte alles sorgfältig unter die Ruderbänke. Hierauf wurde in dem Königspalaste dem Zeus noch ein Stier geopfert und ein Festschmaus gehalten, der bis zum Abend währte.

Als das Abschiedsmahl verzehrt war und die Sonne sich zum Untergange neigte, sprach Odysseus dem Könige und der Königin und allen übrigen Fürsten der Phäaken Dank und gute Wünsche aus und eilte dann nach dem Schiffe, das zur Abfahrt bereit lag. Drei Dienerinnen der Königin trugen ihm dahin Wein und Speise und weiche Gewänder nach. Die Schiffer brachten alles an Bord, und breiteten wollene Decken auf dem Verdeck aus zum Lager für den Helden. Dann stieg Odysseus ein und legte sich schweigend nieder, die Jünglinge aber setzten sich auf die Ruderbänke und stießen vom Ufer ab. Rascheren Laufs, als ein Falke durch die Luft fliegt, eilte das Schiff über die purpurnen Wogen durch die Nacht hin, während Odysseus in tiefem Schlafe alle Leiden vergaß, die er je im Kriegsgetümmel und auf den ungetreuen Meereswellen erduldet hatte.

13. Penelope, Telemachos und die Freier.

Lange Jahre waren zwischen der Abfahrt des Odysseus von der trojanischen Küste und seiner Einschiffung auf der

Phäakeninsel vergangen. In dieser Zeit hatte nicht allein er selber die schwersten und wunderbarsten Drangsale erduldet; auch über die Seinen auf Ithaka war ein seltsames, unheilvolles Verhängnis hereingebrochen, als sich des Helden Wiederkehr so sehr verzögerte.

Daß er noch lebe, glaubte kein Mensch mehr; es schien gewiß, daß er auf der Heimfahrt mit seinen Gefährten entweder von den Fluten des Meeres verschlungen oder in fernem Lande von Feindes Hand erschlagen worden sei.

Daher geschah es, daß die vornehmsten Jünglinge von Ithaka und den benachbarten Inseln um die Hand seiner Gattin Penelöpe warben; denn sie war schön von Gestalt und hatte viele Güter. Wer sich mit ihr vermählte, durfte hoffen, an Odysseus Stelle über die Insel zu herrschen. Aber das treue Weib bewahrte tief im Herzen das Gedächtnis des teuren, edlen Gemahls, so lange er auch ausblieb, und wies alle Anträge der zudringlichen Freier standhaft zurück.

Darüber waren die übermütigen Jünglinge höchlich verdrossen. „So wollen wir denn," sprachen sie trotzig, „alle Tage hier in deinem Hause schwelgen, von deinen Heerden und Früchten schmausen und von deinem Weine trinken, bis du einen von uns zum Gatten erwählest." Und von dem Tage an ward der weite Palast des Odysseus nicht leer von hoffärtigen Prassern, die sein Gut verzehrten und seine Knechte und Mägde zwangen, ihnen bei den Gelagen aufzuwarten. Es war eine Schar von mehr als hundert Freiern mit einem Herold, einem Sänger und großem Dienergefolge, die so schon über drei Jahre im frechsten Übermute dahinschwelgten. Des Morgens kamen sie; dann mußten die Hirten des Odysseus Rinder, Schweine und Ziegen zum Schlachten herbeiführen, die Mägde Brot und Kuchen und die Diener Wein bringen. Nun schmausten sie, lärmten und

spielten und des Abends spät gingen sie nach Hause, um am folgenden Tage wiederzukehren.

Dies wüste Treiben mußte die arme Penelope in ihrem Hause dulden und hatte niemand, der ihr Hilfe bringen konnte. Denn wenn auch Telemachos, ihr einziger Sohn, den der Vater bei seiner Fahrt gen Troja als kleines Kind zurückgelassen, jetzt zu einem schönen, verständigen Jünglinge erwachsen war, was vermochte er allein gegen die vielen! So saß denn das schwerbedrängte Weib Tag und Nacht in ihrer Kammer und weinte. Um sich endlich Ruhe vor dem Drängen der Freier zu verschaffen, fiel sie auf eine List. „Hört,“ sprach sie zu ihnen, „jetzt fange ich ein Gewand zu weben an, das längere Zeit erfordern wird, das Leichentuch für des Odysseus Vater Laërtes. So wartet denn und dringet nicht eher auf meine Vermählung, als bis das Gewebe vollendet ist“. Die Freier versprachen es, und Penelope fing an zu weben. Aber in der Nacht, wenn niemand sie bemerkte, trennte sie die künstliche Arbeit des Tages wieder auf, und so ward das Gewand in drei Jahren nicht fertig. Als aber die Freier durch eine geschwätzige Dienerin die List erfuhren, zwangen sie Penelope das Tuch zu vollenden. Sie konnte nun die Entscheidung nicht lange mehr hinausschieben, und mit Bangen sah sie dem schweren Tage entgegen. Da nahmen sich die Unsterblichen des armen verlassenen Weibes an.

Zu derselben Zeit, als Zeus seinen Boten Hermes an die Nymphe Kalypso mit dem Befehle entsandte, den Odysseus ziehen zu lassen, schwebte des Göttervaters Lieblingstochter, die hehre Pallas Athene, mit Windeseile von dem Gipfel des Olympos nach Ithaka herab. Unter der Gestalt eines alten Gastfreundes des Odysseus trat sie in dessen Palast. Mit Erstaunen sah sie hier das wilde Getümmel der üppigen Freier, wie sie zechten und lärmten und zahl-

reiche Diener beschäftigt waren, ihnen Speisen vorzulegen und aus dem mächtigen Mischkruge Wein in die Becher zu gießen. Unter ihnen saß der junge Telemachos, ohne teilzunehmen an dem rohen Jubel. Betrübten Herzens gedachte er des fernen Vaters, ob er nicht endlich wiederkäme, die Frechen zu vertreiben und wieder als Herr in seinem Hause zu walten.

Als er den Gast an der Thür erblickte, trat er freundlich auf ihn zu und führte ihn zu einem Sessel abseits von dem Schwarme der Schmausenden. Eine Dienerin brachte Wasser in goldener Kanne und goß es dem Fremden auf die Hände über einem silbernen Waschbecken, die ehrsame Schaffnerin legte ihm Brot auf ein glattblinkendes Tischchen, der Fleischzerleger setzte Teller mit allerlei Fleisch vor und stellte einen goldenen Becher hin, den der Herold, fleißig ab- und zugehend, mit Wein füllte.

Der Gastfreund gab vor, daß er auf einer größeren Handelsreise begriffen und bei der Vorüberfahrt auf Ithaka gelandet sei, um zu sehen, wie es den lieben Freunden hier ergehe. Da klagte ihm Telemachos das schreckliche Verderben, welches über sein Haus gekommen. Die verkleidete Göttin aber sprach dem bekümmerten Jünglinge frischen Mut ein. Sie riet ihm, kühn vor allem Volke den trotzigen Freiern das Haus zu verbieten, selbst aber ungesäumt nach Pylos und Sparta zu fahren, um dort bei den edlen Helden Nestor und Menelaos sichere Kunde über seinen Vater einzuziehen. „Tot ist Odysseus nicht," fügte sie tröstend hinzu, „und gewißlich wirst du den lieben Vater bald wiedersehen, so du meinem Rate folgest." Darauf entschwand sie plötzlich vor seinen Augen, wie ein Vogel von dannen fliegt, und Telemachos erkannte mit Staunen, daß er in des Gastfreundes Worten die Stimme einer Gottheit vernommen habe.

Am nächsten Morgen ließ er durch Herolde das Volk auf den Markt zur Versammlung berufen. In der Hand die eherne Lanze, das scharfe Schwert um die Schulter gehängt, trat er, von zwei schnellfüßigen Hunden gefolgt, unter die Menge, ließ sich von dem Herolde das Scepter reichen und sprach: „Ich habe euch berufen, Ithaker, denn Kummer und Sorge bedrängen mich. Während mein Vater, der edle Odysseus, der mit väterlicher Milde über euch herrschte, von der Heimat ferne ist, findet sich in meinem Hause Tag für Tag ein Schwarm wilder Gäste ein, die um meine Mutter werben wider deren Willen und alle meine Habe verzehren. Ich allein bin nicht stark genug, diese Plage abzuwehren. So erkennet doch selbst, ihr Freier, euer Unrecht, schämet euch vor den Nachbarn und fürchtet die Rache der Götter! Hat euch mein edler Vater je vorsätzlich beleidigt? Und ist es nicht schon Unglück genug für mich, daß ich ihn verloren habe? O vermehret nicht meinen Kummer um ihn noch durch eure Frevelthaten!"

So sprach Telemachos und warf voll Zornes das Scepter zur Erde, heiße Thränen vergießend. Alle wurden von Mitleid ergriffen; auch die Freier saßen schweigend da und wagten nicht, mit harten Worten ihm entgegenzutreten. Da erhob sich Antinöos, der trotzigste unter ihnen, und rief: „Unverschämter Knabe, wer anders ist denn schuld an deiner Not, als du selber? Warum schickst du die Mutter nicht in das Haus ihres Vaters zurück, damit sie sich dort mit einem Manne vermähle, den ihr der Vater bestimmt oder den sie selbst sich erwählt? Wenn sie uns noch länger hinhält, so ist das dein Schaden; denn wir weichen nicht von deinem Herde, ehe sie sich aus unserer Mitte einen Gatten genommen hat."

Unwillig verwarf der edle Telemachos den Vorschlag, die eigene Mutter wider ihren Willen aus dem Hause zu

weisen, und erinnerte die Freier nochmals an die Vergeltung der Götter, welche über sie kommen werde. Aber die Übermütigen antworteten ihm nur mit Hohn und Spott. Da drang Telemachos nicht weiter in sie; vom Volke aber begehrte er, ihm ein schnellsegelndes Schiff mit zwanzig Ruderern zu geben, damit er in Pylos und Sparta Kunde über seinen Vater einholen könne. Auch diese Bitte wurde abgelehnt, und die Versammlung ging auseinander.

Die Freier eilten wie sonst zum Schmause in das Haus des Odysseus; Telemachos aber begab sich betrübten Herzens an das Gestade des Meeres und betete zur Göttin Pallas Athene. Und siehe, alsbald nahete ihm die Göttin in der Gestalt Mentors, eines Freundes des Odysseus, dem dieser, als er gen Troja auszog, die Sorge über sein Haus anvertraut hatte. „Telemachos“, sprach sie, „wenn deines Vaters Klugheit und Heldenmut auf dich übergegangen ist, so wirst du dein Vorhaben zu gutem Ende führen. Ich werde dir ein schnelles Schiff rüsten und dich selber auf der Fahrt begleiten“.

Telemachos eilte erfreut nach Hause, um das Nötige für die Reise zu besorgen. Seiner Mutter sagte er nichts von seinem Entschlusse, damit sie sich nicht Kümmernis um ihn mache; der Schaffnerin aber gebot er, ihm Wein in Krüge und Mehl in Lederschläuche zu füllen, damit es ihm an ausreichender Reisekost nicht gebreche.

Am Abend war alles bereit, und Mentor holte den Telemachos nach dem Schiffe ab, bei welchem die Gefährten schon versammelt waren. Die Mundvorräte wurden rasch an Bord gebracht; dann bestiegen alle das Fahrzeug. Die Schiffer stellten den tannenen Mast auf und banden ihn mit Seilen fest, spannten die weißen Segel an und setzten sich dann auf ihre Ruderbänke, während Mentor und Tele-

machos auf dem Hinterdeck Platz nahmen. Frisch blies der Wind, und die purpurne Woge jauchzte laut um den Kiel, als sie vom Ufer abstießen. So fuhren sie fröhlichen Mutes, den unsterblichen Göttern ein Trankopfer spendend, in die stille Nacht hinaus.

14. Telemachos in Pylos und Sparta.

Als am Morgen die Sonne aus den Fluten der See prächtig emporstieg, lag Pylos, die Stadt des Nestor, vor den Augen der Schiffenden. Am Meeresstrande brachte eben der alte König mit seinem Volke dem Gotte Poseidon ein großes Opfer. In neun Reihen war die Festschar geordnet: jede derselben zählte fünfhundert Männer, jede schlachtete neun Stiere. Während die Opferstücke auf den Altären verbrannt, das übrige Fleisch zum Schmause an Spießen gebraten wurde, stieß das Schiff aus Ithaka ans Land und Telemachos, von Athene in Mentors Gestalt gekleidet und ermutigt, eilte zu der Versammlung der pylischen Männer, in welcher Nestor mit seinen Söhnen beim Mahle saß. Peisistrătos, der jüngste der Königssöhne, trat den Fremdlingen sogleich freundlich entgegen, reichte ihnen die Hand und hieß sie an der Seite seines Vaters auf weichen Fellen sich niedersetzen. Dann legte er ihnen vom besten Fleische vor und trank ihnen aus goldenem Becher zu.

Nach beendeter Mahlzeit fragte Nestor die Gäste nach ihren Namen und woher sie gekommen. Telemachos beantwortete die Frage des Königs und erzählte dann, wie sein Vater Odysseus noch immer nicht heimgekehrt sei und niemand wisse, welches Schicksal ihn betroffen. „Kannst du mir, o Nestor,“ fuhr er fort, „über ihn gewisse Auskunft geben, so bitte ich dich flehentlich: schone mich nicht etwa aus

Mitleid, sondern sage mir alles getreulich, auch wenn du mir des Vaters traurigen Tod zu verkündigen hast."

Aber so freundlich der vielerfahrene alte König die Bitte des Jünglings aufnahm und so mancherlei er ihm von den Schicksalen der griechischen Helden erzählte, die mit ihm zusammen vor Troja gekämpft: von Odysseus, seit er die Heimfahrt angetreten, wußte er nichts zu melden. Er riet daher dem Telemachos nach Sparta zu Menelaos zu gehen, der erst vor kurzem nach langer Irrfahrt zurückgekehrt sei und vielleicht etwas von dem Geschicke des Odysseus erfahren habe. Dann lud er, da unter diesen Gesprächen allmählich der Abend hereingebrochen war, die beiden Gäste ein, ihn zur Nachtruhe in seinen Königspalast zu begleiten.

Doch ehe sie dahin gingen, schied Mentor von ihnen. Die in seine Gestalt gehüllte Göttin Athene verwandelte sich plötzlich in einen Adler und schwang sich in die Luft empor. Alle staunten, und Nestor sprach zu Telemachos: „Du darfst nicht verzagen, mein Lieber, da dich sichtbar schützende Götter begleiten. Siehe, das war Pallas Athene, die Tochter des Zeus, die auch deinen tapferen Vater stets vor allen andern Griechen geehrt hat." Darauf führte er den Jüngling in seinen prächtigen Palast, wo zum Schlusse des Tages noch süßer alter Wein den Göttern gespendet und getrunken wurde. In der gewölbten Vorhalle des Königshauses erhielt Telemachos seine Lagerstätte neben dem jungen Peisisträtos.

Früh am nächsten Morgen wurde der Athene ein Rind geopfert und nach einem fröhlichen Mahle zwei schnelle Rosse vor den Wagen gespannt, der den Telemachos nach Sparta führen sollte. Neben den Gast setzte sich Peisistratos, ergriff die Zügel und schwang treibend die Geißel. Die Rosse flogen dahin, und den ganzen Tag ging es rasch fort durch die Ebene, bis sie am Abend nach der Stadt Pherä

gelangten, wo ein Gastfreund des Nestor die beiden Fürstensöhne beherbergte. Am andern Morgen fuhren sie weiter durch üppiges Weizenfeld, und bei Sonnenuntergang war die Stadt Sparta, das Ziel ihrer Reise, erreicht.

Vor dem Palaste des Menelaos hielten sie mit ihrem Wagen. Lauter Jubel schallte ihnen aus dem Innern entgegen; denn der König feierte im Kreise seiner Freunde das seltene Fest einer Doppelhochzeit: er vermählte seine holdselige Tochter Hermiŏne mit Neoptolĕmos,*) dem tapferen Sohne des Achilleus, gleichzeitig gab er seinem eigenen jungen Sohne eine edle spartanische Jungfrau zur Gattin. Da ergötzten sich eben die Gäste beim fröhlichen Hochzeitsschmause; ein Sänger ließ zu den Tönen seiner Leier ein heiteres Lied durch den Festsaal erschallen; in der Mitte schlugen zwei Gaukler ihre kreisenden Wirbel. Bei dem lärmenden Getümmel bemerkte nur ein Diener des Hauses die Ankunft der beiden Fremden und kam, sie dem Könige Menelaos zu melden. Der befahl sogleich, die Rosse auszuspannen und die Männer zum Gastmahle hereinzuführen. Sie erhielten ihren Platz an des Königs Seite, und Telemachos betrachtete mit Staunen die Pracht des Palastes und flüsterte dem Sohne des Nestor ins Ohr: „Sieh nur, Peisistratos, den Glanz des Erzes in dem weiten Saale, das Silber, das Gold, das schimmernde Elfenbein! Herrlicher kann es nicht sein im Palaste des Zeus auf dem hohen Olympos.“

Menelaos hatte die leisen Worte verstanden und sprach: „Mit dem Zeus wetteifere kein Staubgeborener! Unvergänglich prangt sein Palast und unermeßlich sind seine Schätze. Aber das ist wahr: unter den Menschen wird sich nicht leicht einer mit mir an Reichtum messen können, wie ich

*) Seite 325 ff.

ihn nach vielen Leiden und achtjährigen Irrfahrten in die Heimat brachte. Doch gerne wäre ich mit dem dritten Teile meines Gutes zufrieden, wenn nur die Männer noch lebten, die um meinetwillen gen Troja gezogen. Unter ihnen allen betrauere ich am meisten den Odysseus, der unsägliches Elend erlitten hat. Wie sehr mag ihn seine Gattin Penelope beweinen und sein Sohn Telemachos, den er als Kind in seinem Hause zurückließ!"

Thränen rollten bei den letzten Worten des Menelaos dem Telemachos von den Wimpern herab, und mit beiden Händen drückte er sich das purpurne Gewand vor die Augen.

Jetzt trat, von mehreren Dienerinnen umgeben, Helĕna, die Gemahlin des Menelaos, aus ihrem duftigen Frauengemach herein, einer Göttin an Schönheit gleich. Sie setzte sich auf einen Sessel neben ihren Gatten und fragte ihn sogleich leise: „Wer sind doch die Jünglinge da? Noch nie sah ich jemand, der so sehr dem Odysseus ähnlich ist, wie der eine von ihnen." „So scheint es auch mir," antwortete Menelaos, „Kopf, Augen und Haar, Füße und Hände — alles ist ganz wie bei Odysseus; auch kamen ihm Thränen in die Augen, als ich vorhin des Odysseus gedachte."

Peisistratos vernahm diese Reden und sagte: „Ja, König Menelaos, er ist wirklich Telemachos, der Sohn des Odysseus; Nestor, mein Vater, hat ihn mit mir hierher gesandt, ob du ihm vielleicht Auskunft geben könntest über seinen Vater."

„Ihr Götter," rief Menelaos aus, „so hat wirklich der Sohn des teuersten Mannes mein Haus betreten!" Und er und Helena erzählten bis in die späte Nacht hinein von den ruhmreichen Thaten, die Odysseus vor Troja verrichtet hatte.

Am andern Morgen befragte Menelaos den Telemachos weiter um den Zweck seiner Reise, und als er nun von dem frechen Treiben der Freier in dem Hause des Odysseus

hörte, rief er entrüstet: „Ha, die Elenden! Wie ein grimmiger Löwe wird Odysseus über sie in sein Haus kommen und ihnen ein Ende voll Entsetzen bereiten. Denn der Held lebt noch, wie mir auf meiner Irrfahrt in Ägypten geweissagt wurde. Er weilt auf einer fernen, einsamen Insel bei der Göttin Kalypso und es fehlt ihm nur an einem Schiff und an Ruderern, um in die Heimat zurückzukehren. Das ist es, was ich über ihn zu berichten weiß."

Telemachos beeilte nun seine Abreise. Der reiche Menelaos und seine Gemahlin Helena machten ihm herrliche Geschenke, dann wurde ein köstliches Abschiedsmahl eingenommen, und die beiden Freunde fuhren desselben Weges, den sie gekommen, nach Pylos zurück. Da Telemachos danach verlangte, so rasch als möglich sein Ithaka wieder zu erreichen, kehrte er nicht abermals in Nestors gastlichem Hause ein, sondern ließ sich von Peisistratos an der Stadt vorüber geraden Weges an den Strand zu seinem Schiffe bringen. Hier trennte er sich von dem Freunde und ging sogleich mit seinen Gefährten aus Ithaka unter Segel. Von dem günstigsten Winde getrieben, flog das Fahrzeug pfeilschnell dahin, während eine heitere milde Nacht sich über das Meer herabsenkte. Doch dem Heimkehrenden drohte eine große Gefahr.

Die Freier im Hause des Odysseus hatten mit Bestürzung und Unwillen von Telemachos' Fahrt nach Pylos und Sparta Kunde erhalten. „Der Knabe bereitet uns Unheil," rief zornglühend der freche Antinöos. „Aber Zeus möge ihn vertilgen, ehe er uns Schaden zufügt! Drum gebt mir ein schnelles Schiff mit zwanzig Ruderern, damit ich ihm in der Nähe unserer Insel auflauere, wenn er zurückkommt. Fürwahr, seine Fahrt, um nach dem Vater zu forschen, soll ihm selber den Tod bringen!" Alle

stimmten diesen Worten zu: in Eile wurde ein Schiff ausgerüstet, und Antinoos steuerte mit seiner Schar nach einem nahe gelegenen Felsenriff, wo sie, zu grausamem Morde entschlossen, den heimkehrenden Telemachos erwarteten.

Dieser schändliche Anschlag der Freier wurde von Medon, dem Herold, der ihnen nur wider seinen Willen diente, der Penelope gemeldet. Da erbebten der Fürstin, die jetzt erst von des Sohnes Reise hörte, Herz und Kniee, und weinend und wehklagend sank sie auf der Schwelle ihres Gemaches nieder. Endlich raffte sie sich auf und flehte inbrünstig zu Athene, ihren Sohn zu beschützen und zu retten. Dann sank sie in Schlaf, und die Göttin sandte ihr ein Traumbild, das wieder Ruhe und Trost in ihr bekümmertes Herz goß.

Auch dem Telemachos blieb die Verschwörung der Freier gegen sein Leben nicht unbekannt. Die hilfreiche Pallas Athene entdeckte ihm den Mordplan, als er seine Rückfahrt von Sparta antrat. Er ließ daher sein Schiff, sobald es sich Ithaka näherte, von dem gewöhnlichen Fahrwege abbiegen und vermied so, unterstützt von dem Dunkel der Nacht, glücklich die Stelle, an welcher die Freier im Hinterhalte lagen. Mit dem anbrechenden Morgen landete er am Gestade seiner Heimatsinsel. Dort schickte er seine Gefährten mit dem Schiffe nach der Stadt und begab sich dann, dem Geheiß der Göttin Athene folgend, allein nach der Wohnung des Hirten Eumäos.

15. Odysseus Ankunft auf Ithaka.

Einige Tage vor Telemachos Rückkehr von Sparta war an der Küste von Ithaka das Phäakenschiff gelandet, das den schlafenden Odysseus trug. Unter dem rüstigen Ruder-

schlage der seekundigen Jünglinge war es rasch und sicher durch die sternhelle Nacht dahingeflogen: als der am Himmel aufstrahlende Morgenstern den Tag ankündigte, war es der Insel schon nahe gekommen; bald darauf lief es in eine von Felsen geschützte Bucht ein. Dicht am Ufer breitete ein Ölbaum seine laubreichen Äste aus; nahe dabei lag eine anmutige Grotte, die von einer klaren Quelle durchrieselt wurde. Dort stiegen die Schiffer aus, trugen den schlafenden Odysseus mit seinen Decken sanft ans Land und legten ihn unter dem Baume nieder. Die Geschenke, welche ihm die Fürsten der Phäaken mitgegeben, stellten sie in seine Nähe seitwärts vom Wege, damit nicht etwa ein vorübergehender Wanderer sie dem Schlummernden raube. Darauf bestiegen sie wieder das Schiff und fuhren ohne Verzug ihrer Heimat zu.

Odysseus schlief so tief, daß er nichts von ihrer Abfahrt merkte; als er endlich erwachte, waren sie schon weit davongesegelt. Er wußte nicht, wo er sich befand: sein eigenes Vaterland, von dem er so lange entfernt gewesen, kannte er nicht wieder. Zudem war eine Nebelhülle über die Gegend gebreitet: Bäume und Felsen, Pfade und Meeresbuchten erschienen dem Helden in fremder Gestalt. Er fuhr vom Boden auf, schaute sich bang um und klagte, indem er sich mit beiden Händen auf die Schenkel schlug: „Weh mir Armen, in welches fremde Land bin ich geraten? Wohin soll ich die mir geschenkten Schätze bringen und wohin selber gehen? Ach, daß ich doch bei den Phäaken geblieben wäre! Aber auch sie haben mich hintergangen: während sie hoch und teuer gelobten, mich nach dem sonnigen Ithaka heimzugeleiten, haben sie mich hier in dem fremden Lande ausgesetzt. Möge es Zeus, der Hort der Schutzflehenden, den Wortbrüchigen vergelten! Doch ich will meine Schätze nachsehen, ob sie mir nichts davon fortgenommen."

Er zählte nach: die Dreifüße, die Becken, das Gold, die Gewänder; siehe da, es fehlte nichts. Doch wo war er? Ratlos und wehklagend irrte er am Strande des brausenden Meeres hin und her.

Da sah er einen jugendlichen Schafhirten auf sich zukommen, schlank und fein von Gestalt, als wäre er ein junger Königssohn. Odysseus freute sich seines Anblicks, grüßte den Jüngling und fragte: „Was ist denn das für ein Land und von welcherlei Männern wird es bewohnt?"

„Fremdling, du mußt sehr weit herkommen," versetzte der Hirt, „daß du dieses Land nicht kennst; denn es ist ja weit und breit bekannt und berühmt. Zwar ist es gebirgig und zum Rossetummeln nicht geeignet; aber Getreide gedeiht hier trefflich und Wein nicht minder. Rinder und Ziegen weiden in Menge auf den grasigen Triften, welche reichlich von Regen und Thau befeuchtet werden. Auch tränken Bäche das Land und an herrlicher Waldung mangelt es nicht. Wahrlich, bis nach Troja ist Ithakas Ruf gedrungen, und Troja liegt, wie die Leute sagen, doch recht fern von hier."

„Ithaka?" Wie freudig überrascht vernahm Odysseus dieses Wort! Er war also wirklich auf seiner Insel Ithaka, er hatte das liebe, langersehnte Vaterland endlich erreicht. Doch hütete er sich, wie er ja allezeit vorsichtig war, dem Hirten seine Freude zu zeigen oder gar seinen Namen zu nennen. Er gab sich als einen Mann von Kreta aus, der sein Vaterland als Flüchtling verlassen habe und hierher vom Sturme verschlagen worden sei. Da lächelte der Hirtenjüngling und verwandelte sich plötzlich in eine schlanke, blühende Jungfrau: es war die Göttin Athene, welche Odysseus jetzt mit Staunen erkannte.

„Wahrhaftig," sagte sie, indem sie ihn freundlich mit der Hand streichelte, „das müßte ein sehr feiner Schlaukopf

sein, der dich in Listen besiegte; selbst in deinem eigenen Lande suchst du durch klug ersonnene Reden zu täuschen, du Meister in der Verschlagenheit! Doch jetzt bin ich gekommen, um dir deine Schätze verbergen zu helfen und dir zu sagen, wie es in deinem Hause steht.“

„Ist es denn wirklich wahr,“ fragte Odysseus, „daß ich nach Ithaka, in mein liebes Vaterland, zurückgekehrt bin? Ich kann mich immer noch nicht hier zurechtfinden.“

„Nun, so schaue dich doch um!“ erwiderte Athene und zerstreute den Nebel, daß Meer und Land in hellem Lichte lagen. „Sieh doch die Meeresbucht da, den langblätterigen Ölbaum, die heilige Grotte, in welcher du so manchmal geopfert hast; sieh jenes waldbedeckte Gebirge Neriton, — erkennst du das alles nicht wieder?“

„Ja, ja, so ist es; ich bin in Ithaka,“ rief Odysseus freudebewegt, fiel auf sein Angesicht nieder, küßte die heilige Heimaterde und dankte in frommem Gebete den Göttern. Darauf half ihm Athene die mitgebrachten Schätze in die verborgensten Winkel der Grotte bringen und erzählte ihm dann ausführlich das unheilvolle Geschick, welches über sein Haus gekommen war, während ihn die Götter von der Heimat fern gehalten.

Da erkannte Odysseus, daß seine Ankunft auf Ithaka noch vor jedermann geheim bleiben müsse, bis er alles gehörig vorbereitet habe, um die Herrschaft in seinem Hause und über die Insel wieder in Besitz zu nehmen und das gegen ihn verübte Unrecht nach Gebühr zu bestrafen. Damit niemand ihn erkennen sollte, gab ihm daher die Göttin Athene, indem sie ihn mit ihrem Zauberstabe berührte, eine andere Gestalt. Sie verwandelte den herrlichen, kraftvollen Mann in einen abgelebten, runzeligen Greis mit kahler Glatze, blöden Augen und erschlafften Gliedern. Das feine

Gewand, welches er trug, wurde zum schäbigen Bettlerkittel; darüber hing ein allenthalben geflickter, schmutziger Ranzen; in der Hand hatte er einen groben Stock.

„So wie du jetzt da bist,“ sprach Athene zu Odysseus, „gehe zu deinem Sauhirten Eumäos, der dir und deinem Hause treu ergeben ist. Du kennst die zackige Felswand an dem Wasserteich; dort wirst du ihn bei seiner Herde treffen. Setze dich zu ihm und frage ihn aus über alles, was in deinem Hause vorgeht. Dein Sohn befindet sich eben in Sparta, um bei Menelaos nach dir zu forschen; ich werde ihn bald zurückführen und dir zusenden; erwarte ihn in der Hütte des Sauhirten.“

Nach diesen Worten verschwand die Göttin. Odysseus aber schlug über die waldigen Berghöhen den Weg nach der Wohnung seines Dieners Eumäos ein.

16. Odysseus bei dem Sauhirten Eumäos.

Im Innern der Insel Ithaka, auf einer von Waldgebirge umgebenen Hochfläche lag das Gehöft des Sauhirten Eumäos. Jetzt ein Sklave des Odysseus, war er gleichwohl ein Mann von edler Herkunft. Phönizische Handelsleute hatten ihn als kleinen Knaben seinem Vater, der auf einer fern gelegenen Insel als König herrschte, geraubt und an Laërtes, den Vater des Odysseus, verkauft. Milde behandelt, hatte er sich in sein Sklavenschicksal gefügt und seinem gütigen Herrn als redlicher Knecht gedient. Und mit gleicher Treue war er dem Odysseus ergeben, als dieser dem Vater in der Herrschaft über Ithaka folgte. Trauernd sah er den Helden nach dem fernen Troja in den Krieg ziehen; jetzt hielt er ihn für tot und beklagte, anhänglichen Herzens, das schwere Unheil, welches die verlassene Pene-

lope und ihren Sohn Telemachos durch das wüste Treiben der Freier betroffen hatte.

Er war Aufseher über die zahlreiche Schweineherde des Odysseus und hatte vier Knechte unter sich, die die Tiere zur Weide trieben und hüteten und abends mit ihnen aus den umliegenden Eichenwäldern nach Hause kamen. Eumäos hatte seiner Herde aus schweren Steinen, die er mühsam zusammengeschleppt, ein weites Gehege erbaut, das er mit einer Hagedornhecke umpflanzt und mit starken Pfählen umzäunt hatte. Darinnen waren zwölf Ställe für die Schweine, in jedem fünfzig Stück; die Eber lagen von ihnen getrennt, viel geringer an Zahl; denn von diesen mußte Tag für Tag der fetteste den Freiern zum Schmause geliefert werden. So waren ihrer nur noch dreihundertundsechzig geblieben. Vier große Hunde, wild wie reißende Wölfe, bewachten die Herde.

Eines Tages saß der Sauhirt vor seiner Hütte und schnitt sich aus Rindsleder ein paar Sohlen, wie man sie unter die Füße zu binden pflegte. Da bellten plötzlich die Hunde, welche um ihn gelagert waren, laut auf und stürzten wütend gegen einen heranwankenden fremden Bettler los: es war der von Athene in diese Gestalt verwandelte Odysseus. Kaum konnte der Sauhirt, welcher hurtig das Leder aus den Händen warf, durch scheltenden Zuruf und Steinwürfe die unbändigen Tiere auseinander scheuchen; als sich diese knurrend zurückzogen, führte er den Mann in seine Hütte und hieß ihn auf laubigem Reisig, über welches er ein zottiges Ziegenfell legte, sich niedersetzen. „Besseres habe ich nicht zu bieten," sagte er gutherzig, „aber an Speise soll es dir, Alter, auch nicht fehlen; denn du bist ja wohl recht hungrig."

Mit diesen Worten schürzte er sich den Leibrock in die Höhe und ging zu den Ställen, wo Ferkel in Menge lagen.

Davon nahm er zwei heraus, schlachtete und schnitt sie in Stück und briet das Fleisch am Spieße, den er langsam im Feuer herumdrehte. Auch Wein holte er herbei, mischte ihn in einem Holzbecher und setzte alles dem Gaste freundlich vor.

Bei dem Essen erzählte er dann viel von dem Unglück, welches über das Haus des Odysseus gekommen; über alles, was dort vorging, wußte der treue Alte die beste Auskunft zu geben. Als er endlich betrübt ausrief: „Ach, mein armer, armer Herr! Wer weiß, an welchem einsamen Meeresgestade seine Gebeine unbegraben modern! Wehe mir! Nicht Vater noch Mutter habe ich so lieb gehabt, als den edlen gütigen Herrn“ — da sprach plötzlich der Gast im Bettlerkittel: „Höre, mein Lieber: Odysseus kommt! Ich schwöre es dir feierlich bei Zeus und bei deinem gastlichen Tische, dem ich genaht bin: ehe noch dieser Monat abgelaufen ist, wird der Held in seinem Hause eintreffen und Rache nehmen an jeglichem, der seine Gattin und seinen Sohn bedrängt.“

Der Sauhirt wollte das nicht glauben; doch fragte er jetzt den Fremdling nach seinem Namen und Vaterlande. Aber darüber konnte ja Odysseus die Wahrheit noch nicht sagen; er ersann daher, wie er ja stets ein erfindungsreicher, beredter Mann war, ein Märlein, in welchem er sich als den Sohn eines reichen Mannes auf der Insel Kreta ausgab, der allerlei Fahrten gemacht und seltsame Abenteuer bestanden, auch vor kurzem über Odysseus Kunde erhalten habe, der seiner Heimat nicht mehr fern sei.

Unter diesen Gesprächen war es Abend geworden, und die Knechte des Eumäos kamen mit den Herden von der Weide zurück. Mit gewaltigem Grunzen stürzten die borstigen Tiere in ihre Ställe hinein. Dem Gaste zu Ehren schlachtete der Sauhirt jetzt das fetteste der Schweine. Einen Teil

davon opferte er den Göttern, einen andern verteilte er an die Knechte, das beste Rückenstück legte er seinem Gaste vor, der durch diese wohlschmeckende Ehrengabe herzlich erfreut wurde. „Mögest du, wackerer Eumäos," rief er dankbar aus, „vom Vater Zeus ebenso geliebt werden, wie von mir, da du mich, den armen Bettler, mit deinen freundlichen Gaben überhäufest!"

Während sie so fröhlich beim Mahle saßen und nun sich zum Schlafengehen anschickten, hatte der Westwind schwere Wetterwolken am Himmel aufgejagt, und es stürmte und regnete die ganze Nacht hindurch. Den Odysseus in seiner elenden Bettlerkleidung fing es an zu frieren, und um den Hirten auf die Probe zu stellen, ob er in seiner freundlichen Sorge um ihn vielleicht gar den eigenen warmen Mantel ihm darreichen würde, begann er wieder ein Märchen zu erzählen. „Höre, guter Eumäos," sprach er, „dein feuriger Wein ist mir zu Kopfe gestiegen und macht mich geschwätzig. Wahrlich, ich wollte, daß ich noch so jung und rüstig wäre, wie damals, als wir uns vor Troja in einen Hinterhalt legten. Es waren Odysseus, Menelaos und ich mit einer kleinen Schar von Kriegern. In der Nähe der Stadtmauer verbargen wir uns im dichten Gebüsch und duckten uns zwischen Rohr und Sumpf unter unsere Waffen. Die Nacht war bitter kalt: von oben stöberte Schnee hernieder, und bald hatte der Frost unsere Schilde mit einer Eiskruste überzogen. Die andern alle hatten ihre Mäntel bei sich und schliefen, in diese gewickelt, nicht ganz unbehaglich unter ihren Schilden. Ich aber hatte auf eine solche Kälte durchaus nicht gerechnet und bei unserem Aufbruche den Mantel sehr unbedachtsamer Weise bei meinen Gefährten zurückgelassen. Da schüttelte mich denn der Frost, daß mir die Zähne klapperten und alle Glieder zitterten. Nach Mitternacht

konnte ich es vor Pein nicht mehr aushalten; ich stieß den Odysseus, der mir zunächst lag, mit dem Ellbogen an, daß er erwachte; dann sagte ich: „ach, lieber Freund, ich sterbe vor Kälte, denn ich habe keinen Mantel. Kannst du mir denn gar nicht helfen?" Der schlaue Held, der allezeit guten Rat wußte, flüsterte mir zu: „Still nur, daß keiner hört, woran es dir fehlt; so soll dir bald geholfen sein." Sogleich streckte ich mich nieder, als ob ich schliefe. Dann rief er die andern aus dem Schlafe auf und sprach: „Höret, Freunde, ein Gott hat mir einen warnenden Traum gesendet: wir haben uns zu weit von dem Schiffslager weggewagt. Wenn sich doch einer fände, der dem Völkerfürsten Agamemnon sagte, daß er mehr Mannschaft hierher schicken möchte!" Alsbald sprang einer der Krieger dienstbereit vom Boden auf, legte seinen Mantel von sich und lief rasch nach den Schiffen; ich aber ergriff eilig das wärmende Gewand, hüllte mich hinein und schlief nun warm und vortrefflich an der Seite des erfindungsreichen Odysseus bis zum Morgen. Ja, ja, liebe Freunde, das war ein wohlgelungener Streich, und wäre ich jetzt noch ein so rüstiger, stattlicher Held, wie damals, so gäbe mir wohl auch, aus Freundschaft oder aus Achtung vor solch einem Manne, irgend ein Sauhirt im Gehege hier einen Mantel zum Schutz gegen den Nachtfrost. Freilich, in meinen Lumpen kümmert sich kein Mensch um mich."

Lachend erwiderte der Sauhirt: „Alter, dein Gleichnis gefällt mir; du hast durchaus nicht unziemlich geredet und bist beinahe eben so klug wie Odysseus, mein Herr, selber. Darum sollst du denn auch einen Mantel für die Nacht haben; morgen früh freilich mußt du ihn zurückgeben und mit deinen Lumpen wieder fürlieb nehmen; denn wir Hirten haben keine Kleider im Überfluß. Wenn aber Telemachos, der Sohn des Odysseus, glücklich heimkehrt, so wird er dir

gewiß einen Mantel und Leibrock schenken und dich geleiten lassen, wohin dein Herz begehrt."

Mit diesen Worten stand Eumäos auf und bereitete seinem Gaste in der Nähe des warmen Herdes ein Lager von Ziegenfellen und Schafpelzen und gab ihm seinen dicken Wintermantel zur Decke. Die andern Hirten legten sich neben Odysseus zur Ruhe nieder; Eumäos aber schlief nicht in der Hütte: er hängte sich ein Schwert um die Schulter, zog einen Mantel an, über den er noch ein zottiges Ziegenfell warf, und ging dann, eine Lanze in der Hand, in die finstere, kalte Nacht hinaus, um bei den Ställen der Schweine unter einer wölbigen Felswand sein Lager zu nehmen. Odysseus freute sich im Herzen über die treue Sorgfalt, mit welcher der redliche Hirt das Gut seines Herrn bewachte.

17. Odysseus und Telemachos.

Auch den nächsten Tag blieb Odysseus noch in der Hütte des gastfreundlichen Sauhirten. Abends, als er mit ihm und den Knechten wieder behaglich beim Mahle saß, wollte er doch erforschen, ob ihm Eumäos noch länger Herberge und Bewirtung zu gewähren bereit sei. Er sagte daher: „Höre, mein Lieber, morgen in aller Frühe möchte ich in die Stadt betteln gehen, damit ich dir nicht länger hier zur Last falle. Du giebst mir wohl einen Führer mit, der mir den Weg zeigt. Ich werde dann in der Stadt umherwandern und sehen, ob mir jemand etwas Brot und Wein reicht. Auch möchte ich in den Palast des Odysseus gehen, um der Penelope zu sagen, was ich von ihrem Gemahl weiß, zugleich auch mich unter die übermütigen Freier mischen, um ihnen meine Dienste anzubieten. Ich verstehe mich ja trefflich, wie ich dir wohl sagen darf, aufs Holz-

spalten, Feuerschüren, Bratspießdrehen, Fleischzerlegen und Weineinschenken, kurz auf alle Geschäfte, welche vornehme Leute von dem geringen Manne verlangen."

Aber der Sauhirt erwiderte unmutig: „Wo denkst du hin, Fremdling? Willst du dich denn ganz und gar ins Verderben stürzen, indem du dich unter den Schwarm der gewaltthätigen Freier hineinwagst? Die übermütigen Prasser haben ganz andere Diener, als du einer wärest. Jünglinge in schönen Kleidern, deren Haar und Gesicht von Salben glänzt, stehen ihnen zu Befehl und bedienen ihre glattblinkenden Tische. Zu denen passest du, Alter, doch gewiß nicht. Aber warum willst du denn auch von hier fort? Bleibe doch bei mir, Freund; du fällst ja in meinem Hause keinem beschwerlich. Darum warte hier, bis der Sohn des Odysseus zurückkommt; der wird dich mit allem versehen, was dir not ist."

Eine so freundliche Einladung war dem Odysseus sehr willkommen, und er sagte gerne zu, noch länger zu bleiben. Eumäos mußte ihm dann noch ausführlich erzählen, was er alles erlebt und was sich im Hause seines Herrn in den letzten Jahren zugetragen hatte. Erst spät in der Nacht gingen die beiden Männer zur Ruhe.

Als sie am nächsten Morgen ihr Frühstück einnahmen, ließen sich draußen Fußtritte hören und die Hunde sprangen wedelnd auf, ohne zu bellen. „Da kommt ein guter Bekannter von dir," sagte Odysseus zu Eumäos. Noch hatte er das Wort nicht ausgeredet, als sein lieber Sohn Telemachos in der Thüre stand. Der Sauhirt ließ vor Freuden das Trinkgeschirr aus der Hand fallen, in welchem er eben den Wein mischte, eilte seinem jungen Herrn entgegen und küßte ihm weinend Haupt und Augen und beide Hände, gleich als wäre er vom Tode erstanden. Ein Vater kann seinen einzigen Sohn nicht herzlicher umarmen und will-

kommen heißen, wenn dieser nach zehn Jahren aus fernen Landen zurückkommt. „Bist du glücklich wieder da, Telemachos, mein teures Kind?" rief er. „Ich glaubte nimmermehr dich wiederkehren zu sehen von deiner Seereise nach Pylos. Geschwind tritt herein, damit mein Herz sich an deinem Anblick erfreue! Kommst du doch auch sonst so selten aus der Stadt in mein armes Hirtenhaus."

Mit diesen Worten nahm er ihm die Lanze aus der Hand, und Telemachos trat über die steinerne Schwelle ein. Odysseus stand ehrerbietig auf und wollte dem Fürstensohne Platz machen; doch dieser hielt ihn freundlich zurück und sprach: „Bleibe nur sitzen, Fremdling; der Mann da wird mich schon unterbringen." Odysseus setzte sich wieder, und der Sauhirt bereitete sogleich seinem jungen Herrn ein weiches Polster aus Laub, über welches er einen Schafpelz deckte. Darauf setzte er Fleisch und Wein vor, und alle drei schmausten zusammen.

Nach dem Mahle fragte Telemachos den Hirten, wer der Fremdling sei, und Eumäos sagte ihm kurz, was ihm Odysseus früher von sich erzählt hatte. „Ich übergebe ihn jetzt deinen Händen," schloß er, „verfahre mit ihm nach deinem Belieben: er steht als dein Schützling da."

„Ach," sagte Telemachos, „wie kann ich jetzt den Mann in mein Haus aufnehmen, wo ich ihn vor den gewaltthätigen Freiern nicht zu schützen vermag? Behalte ihn lieber in deiner Hütte hier; ich will ihm Mantel und Leibrock schicken, auch ein zweischneidiges Schwert sowie Speise genug, damit er dir nicht beschwerlich falle. Vor Beschimpfung durch die Freier weiß ich ihn hier ja gesichert."

Jetzt sprach der edle Dulder Odysseus: „Freund, wenn's mir erlaubt ist, ein Wort mitzureden, so möcht' ich dich fragen, wie die Freier so ruchlose Frevel verüben können,

dir, einem so tüchtigen Manne, zum Trotz. Wahrlich, wär' ich so jugendlich stark, wie du, wär' ich der Sohn des Helden Odysseus, eher sollte mir einer den Kopf von den Schultern hauen, als daß ich so schmähliche Dinge in meinem Hause mit eigenen Augen ansähe!"

Telemachos antwortete: „Was vermag ich einzelner gegen eine Unzahl? Es sind ja mehr als hundert feindselige Männer aus Ithaka und von allen Inseln umher, die meine Mutter umwerben und mein Haus verwüsten."

Dann wandte er sich an den Sauhirten und sagte: „Guter Alter, gehe jetzt schleunig in die Stadt zu meiner Mutter und melde ihr, daß ich wohlbehalten aus Pylos zurückgekehrt bin; ich will indes hier bleiben. Doch sage es ihr allein, daß keiner der Freier es höre, denn sie sinnen mir Böses im Herzen."

„Gut, gut, ich werde alles nach deinem Willen ausrichten," sprach der Sauhirt, band sich die Sohlen unter die Füße und eilte fort.

So waren nun Odysseus und Telemachos, Vater und Sohn, allein. Da erschien plötzlich an der Thüre die Göttin Pallas Athene in Gestalt einer schönen Jungfrau. Telemachos gewahrte sie nicht; dem Odysseus aber, der sie sogleich bemerkte, winkte sie mit den Augen, daß er zu ihr herauskomme. Und der Held stand auf und folgte ihr in den Hof. Dort sprach sie zu ihm: „Jetzt, edler Odysseus, ist die Zeit gekommen. Entdecke dich deinem Sohne, daß ihr beide in die Stadt gehet und den Freiern Tod und Verderben bereitet. Ich selbst werde dort in eurer Nähe sein; denn es drängt mich, die Frevler zu bekämpfen." Zugleich berührte sie ihn mit ihrem goldenen Zauberstabe. Da verwandelte sich der Bettlerkittel alsobald in einen schönen purpurwolligen Mantel, die gebückte Gestalt reckte sich hoch

empor, die Runzeln verschwanden aus dem Gesicht und die Wangen wurden voll und straff, um das Kinn kräuselte sich ein dunkler Bart. Nachdem die Göttin dies vollbracht hatte, verschwand sie; Odysseus aber ging in die Hütte zurück.

Mit Staunen und Furcht betrachtete sein Sohn den Verwandelten; er glaubte in ihm einen Gott zu erblicken und sprach: „Fremdling, wie erscheinst du mir jetzt in Kleidung und Gestalt so ganz anders, als vorhin! Fürwahr, du bist der seligen Götter einer, die den weitwölbigen Himmel bewohnen. Wir wollen dir Opfer bringen; schone unser und sei uns gnädig!"

„Nein," rief Odysseus, „ich bin kein Gott; ich bin dein Vater, um den du so lange getrauert hast." Und er umarmte und küßte seinen Sohn, während die lange zurückgehaltenen Thränen ihm über die Wangen rollten.

Aber Telemachos stand noch immer wie erstarrt vor ihm und konnte des Vaters Worten nicht glauben. „Nein, nein," rief er, „du bist nicht mein Vater Odysseus; mich täuscht eine feindselige Gottheit, damit ich nur noch tiefer in Jammer versinke. Wie vermöchte sich denn ein sterblicher Mann aus eigener Kraft so zu verwandeln!"

„Staune doch nicht so maßlos," erwiderte Odysseus, „vergebens würdest du auf die Ankunft eines andern Odysseus warten; ich bin es, so sehe ich aus, so bin ich nach zahllosen Irrfahrten im zwanzigsten Jahre zurückgelangt ins Vaterland! Die Verwandlung meiner Gestalt ist ein Werk der Göttin Athene; denn den Himmlischen ist es ein Leichtes, einen Sterblichen zu erhöhen oder zu erniedrigen."

Telemachos zweifelte nun nicht länger. Er umschlang seinen Vater mit heißen Thränen, und beide weinten lange, Arm in Arm und Brust an Brust. Dann mußte Odysseus

seinem Sohne kurz erzählen, wie er hierher gekommen. „Jetzt aber bin ich da," schloß er, „um mit dir über die Erschlagung der Freier zu beraten. Die Ruchlosen allesamt müssen ihre Frevel mit dem Leben büßen. Zeus und Athene werden in dem schweren Kampfe uns ihren mächtigen Beistand leihen. Gehe du also morgen frühe in die Stadt und mische dich ganz harmlos in den Schwarm der Freier. Mich soll Eumäos später dorthin geleiten, nachdem ich wieder in die Gestalt eines elenden alten Bettlers umgewandelt bin. Wenn sie mich dann im Saale höhnen und mißhandeln, so ertrage das standhaft im Busen, auch wenn sie mich werfen oder bei den Füßen zur Thüre hinausschleifen sollten. Verrate dich nicht, weder mit Worten noch mit Geberden. Nur mit freundlicher Rede magst du die Übelthäter ermahnen, sich zu mäßigen; aber sie werden dir nicht Folge leisten. Wenn der Augenblick zum Kampfe gekommen ist, werde ich dir das Zeichen dazu geben. Eins noch füge ich hinzu: Kein Mensch darf erfahren, daß Odysseus heimgekehrt ist, auch der Sauhirt und deine Mutter Penelope nicht; unbekannt muß ich bleiben, um alles vorher zu erforschen."

„Lieber Vater," erwiderte Telemachos, „du sollst mich gewiß nicht nachlässig finden, alles zu erfüllen, was du mir aufgetragen."

Unterdessen kam der Abend heran, und Eumäos kehrte aus der Stadt zurück. Athene aber hatte dem Odysseus schon wieder seine alte Bettlergestalt gegeben, und der ehrliche Sauhirt ahnte nicht, was während seiner Entfernung vorgegangen war. Er meldete, daß das Schiff, welches den Telemachos und seine Gefährten von Pylos gebracht, im Hafen der Stadt eingelaufen und daß den Freiern Telemachos Heimkehr bekannt sei. Auch das Fahrzeug des Antinöos, das auf den Hinterhalt ausgefahren, war zurück-

gekommen, und groß war der Verdruß der Übermütigen, daß der Sohn des Odysseus ihren Händen entwischt sei.

Telemachos sah heimlich lächelnd den Vater an, als Eumäos dies erzählte. Der wackere Sauhirt aber sorgte noch dienstfertig für die Abendmahlzeit seiner Gäste, und als die drei Freunde den Schmaus geendet, gedachten sie ihres Nachtlagers und genossen das Geschenk des Schlafes.

18. Odysseus als Bettler unter den Freiern.

Am andern Morgen in aller Frühe schickte sich Telemachos zum Weggange an. „Gehab dich wohl, guter Alter," sprach er zu dem Sauhirten, „ich gehe jetzt in die Stadt zur Mutter; führe du auch deinen Gast dorthin; er mag da betteln, und es wird sich ja wohl auch weitere Hilfe für ihn finden." Mit diesen Worten ging der Jüngling raschen Schrittes von dannen. Als er zu Hause anlangte, umarmte Penelope den geliebten Sohn unter Freudenthränen, küßte ihm Haupt und beide Augen und ließ sich dann von seiner Reise erzählen.

Unterdessen stürmte der wilde Schwarm der Freier ins Haus herein. Im Hofe schlachteten ihnen Diener die Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen, welche von den Hirten für heute geliefert worden waren.

Erst um Mittag machten sich Odysseus und der Sauhirt auf den Weg nach der Stadt. In der Nähe derselben kamen sie an einem schön gebauten Brunnen vorüber, aus welchem die Jungfrauen mit Krügen das Wasser zu schöpfen pflegten, das hell und kalt aus einer Felswand hervorströmte; ein Kreis von hochragenden Pappeln umgab die anmutige Quelle. Hier holte der Ziegenhirt Melantheus, der mit zwei Knechten Ziegen zum Schmause für die Freier in die

Stadt trieb, die beiden Wanderer ein. Er war ein unverschämter Mensch, ein Freund der Freier, aber ein Feind aller ehrlichen Leute, namentlich des braven Eumäos. Als er diesen mit dem alten Bettler erblickte, rief er höhnisch aus:

„Wahrhaftig, da heißt es mit Recht: ein Lump geleitet den andern. Wo willst du denn mit dem Hungerleider hin, verwünschter Schweinehüter? Soll er da in seinem schäbigen Kittel mit dem schmierigen Bettelsack den Leuten zum Ekel sich an den Thürpfosten die Schultern abschinden, um Brocken zu erbetteln? Wenn du mir ihn gäbest, daß er die Ställe fegte und den Zicklein Laubfutter vorstreute, so könnte er wohl, mit Molken gefüttert, noch Fleisch um die dürren Lenden ansetzen. Aber freilich, er ist ein nichtsnutziger Landstreicher, ein Strolch, der nicht arbeiten mag, der nur herumbettelt, um seinen unersättlichen Bauch zu stopfen. Doch ich rate dir, Sauhirt, bring' ihn nicht in das Haus des Odysseus: die Freier werfen ihm wahrhaftig die Fußschemel an den Kopf!"

Nach diesen rohen Worten gab er im Vorübergehen dem Odysseus noch einen derben Fußtritt in die Hüfte. Wie leicht hätte der edle Held mit einem wuchtigen Streiche den jämmerlichen Schurken zu Boden schmettern können! Aber er bezwang seinen Unmut und ertrug alle diese Mißhandlungen mit Geduld; mußte er ja doch auf noch viel härtere Schmähungen bei den Freiern gefaßt sein.

Der Ziegenhirt eilte hierauf den beiden Alten voran nach der Wohnung des Odysseus, wo er sich keck unter die Freier mischte und mit ihnen aß und trank, als wäre er ihresgleichen.

Bald darnach kamen auch Eumäos und der Bettler nach dem Palaste. Schon draußen vor dem Hofe duftete ihnen der Bratengeruch von den geschlachteten Rindern und Schweinen

entgegen, und aus dem Saale hervor schallte die Laute des Sängers Phemios, der den Schmaus der Freier mit seinen Liedern würzte. „Hier sind wir ohne Zweifel an der richtigen Stelle," sprach Odysseus zu dem Sauhirten, und als dieser bejahte, traten beide durch das Hofthor ein.

In der Nähe der Thüre erhob ein alter Hund Kopf und Ohren von seinem Lager. Er hieß Argos; Odysseus selbst hatte ihn noch aufgefüttert und zur Jagd abgerichtet, ehe er gen Troja zog. Jetzt im Alter war er verachtet, von Ungeziefer zerfressen und so kraftlos, daß er nicht mehr vom Boden aufstehen konnte. Das treue Tier erkannte sogleich den alten Herrn, den kein Mensch mehr kannte, senkte die Ohren, wedelte mit dem Schwanze und wollte zu Odysseus heranfriechen, aber die letzte Kraft war ihm ausgegangen: es zuckte noch einmal zusammen, ließ den Kopf auf die vorgestreckten Füße fallen und starb. Odysseus kehrte sich ab und wischte sich heimlich eine Thräne vom Auge. Dann wankte er, auf seinen Stab gestützt, hinter Eumäos her in den Saal und setzte sich innerhalb der Thüre auf die Schwelle nieder, indem er sich mit dem Rücken an den einen Thürpfosten lehnte.

Telemachos, der sogleich den lieben Vater erblickte, ließ ihm reichlich Brot und Fleisch bringen, und Odysseus ergriff dankend die Speisen mit beiden Händen, legte sie vor sich auf seinen Bettlerranzen und begann zu essen. Als dann der Sänger, der den Freiern während der Mahlzeit gesungen, sein Lied geendet, stand er auf und bettelte bei den Schmausenden einzeln umher, um eines jeglichen Gesinnung kennen zu lernen. Die meisten steckten ihm mitleidig eine Gabe zu, und er bedankte sich viel, nach allen Seiten die Hand ausstreckend, als wäre er ein altgewohnter Bettler. Doch Antinöos, der übermütigste der ganzen Schar, wies

ihn mit harten Scheltworten ab und warf ihm seinen Fußschemel mit aller Kraft an die Schulter.

Odysseus stand fest und unerschüttert wie ein Fels, schüttelte schweigend sein Haupt und ging dann langsam wieder zu der Thürschwelle, wo er sich niedersetzte. „Es giebt noch Götter," sprach er, „die solche Mißhandlung eines hilflosen Armen rächen." Telemachos sah mit Ingrimm die dem lieben Vater zugefügte Schmach, sagte jedoch kein Wort, da er ja wußte, wie nahe die Stunde der Rache sei.

Als aber Penelope in ihrem Gemache hörte, was Antinoos dem Bettler angethan, sprach sie zürnend: „Möchte doch Apollon mit seinem todbringenden Geschoß den frechen Übelthäter so treffen, wie dieser den armen Bettler getroffen!" Dann ließ sie im stillen den Sauhirten zu sich rufen und sagte ihm: „Geh', Eumäos, und bringe mir den Fremden hierher! Wie ich höre, ist er weit in der Welt umhergekommen und könnte mir vielleicht etwas von meinem lieben Gemahl erzählen."

„Ja, Fürstin," antwortete Eumäos, „wenn du den reden hörst, dann wirst du staunen. Schon drei Tage ist er mein Gast, und ich lausche seiner Erzählung so begierig, als wär's der Gesang eines göttlichen Sängers. Auch sagte er mir — ich mocht' es nicht glauben — daß Odysseus ganz bald mit reichen Schätzen in die Heimat zurückkehren werde."

„So gehe denn," sprach Penelope, „und führe ihn sogleich herein."

Und der Sauhirt begab sich alsbald in den Saal und meldete dem Odysseus den Wunsch seiner Gemahlin; dieser aber erwiderte: „Ich thät' es gerne; doch ich muß mich vor den Freiern hüten, die mich genau beobachten. Darum will ich warten bis zum Abend, wann sie fortgegangen sind. Da werde ich der Fürstin erzählen, was ich von Odysseus zu sagen weiß."

Penelope erkannte, daß dieser Vorschlag des Fremdlings, den ihr Eumäos überbrachte, verständig sei, und beschloß sich zu gedulden.

Der Sauhirt verabschiedete sich hierauf bei seiner Herrin mit herzlichen Worten, verweilte noch kurze Zeit im Saale bei Telemachos, der ihm auftrug, am andern Morgen wieder auserlesene Schlachtschweine herbeizuführen, und kehrte endlich, als sich der Abend nahte, nach seinem Gehöfte zurück.

19. Der Bettler Iros.

Die Freier aber blieben in schwelgerischer Lustbarkeit noch weiter beisammen. Da trat ein berüchtigter Bettler aus der Stadt in den Saal, Iros mit Namen, ein langer, schlottriger Mensch und unersättlicher Fresser, der häufig bei den schmausenden Freiern bettelte. Verdrießlich sah er seinen gewöhnlichen Platz auf der Schwelle schon von Odysseus besetzt. „Mache, daß du fortkommst, Kahlkopf; sonst giebt's Faustschläge!" schrie er diesem zu.

„Die Schwelle hat ja Raum für uns beide," entgegnete Odysseus, „aber von dem Faustkampf schweige nur still; da kämst du bei mir doch wohl an den Unrechten."

Da polterte Iros noch hitziger: „Prahle nur nicht so toll, elender Fresser, ich hämmere sonst mit beiden Fäusten auf dich ein, daß dir die Zähne samt und sonders aus den Kinnbacken fliegen, wie aus einem Schweinsrüssel. Geschwind gürte dich, wenn du dir getraust, es mit einem starken jungen Manne aufzunehmen, wie ich einer bin!"

Den Freiern deuchte das Bettlergezänk höchst ergötzlich, und Antinoos rief lachend den beiden zu: „Wohlan, ihr kampfslustigen Helden, laßt es losgehn! Wer von euch Sieger bleibt, erhält diesen frischgebratenen Ziegenmagen, der mit

Blut und gehacktem Fett gefüllt ist, zum Lohne. Er allein darf künftig bei uns betteln und essen, sonst keiner."

„Ja, ja, so sei es," riefen alle. Iros jedoch, so sehr ihn nach der fetten Wurst gelüstete, hätte gern auf den Zweikampf verzichtet, als er jetzt sah, daß es Ernst werden sollte. Vor Angst klapperten dem schmächtigen Prahlhans die Zähne, und er zitterte an allen Gliedern.

Aber Antinoos wußte ihn zum Kampfe zu zwingen. „So du vor dem alten verkümmerten Manne da zurückweichst, elender Wicht," drohte er, „sollen dir Nase und Ohren abgeschnitten werden".

Das wirkte endlich, und mit schlotternden Knieen ließ sich Iros vorführen.

Jetzt erhoben beide ihre Arme zum Kampfe. Zuerst schlug Iros auf den Gegner los und traf ihn auf die rechte Schulter; aber sogleich erhielt er von Odysseus einen so urkräftigen Faustschlag an die Kinnlade, daß ihm der Backenknochen brach und ein dunkler Blutstrom aus dem Munde schoß. Mit jämmerlichem Geschrei stürzte er nieder, klappte die Zähne zusammen und hämmerte mit den Fersen den Boden.

Die Freier schlugen ein unbändiges Gelächter auf; Odysseus aber packte den Geschlagenen bei den Beinen, schleifte ihn in den Hof hinaus und setzte ihn dort in eine Ecke mit dem Rücken gegen die Mauer. Dann gab er ihm einen Stock in die Hand und sagte: „Hier sitze, mein Freund, und wehre dir die Hunde und Schweine vom Leibe; mit mir aber fange nicht wieder Streit an, sonst geht dir's noch übler!"

Dann kehrte er in den Saal zurück und setzte sich wieder auf die Schwelle. Antinoos reichte ihm die große Blutwurst als Siegespreis. Ein anderer gab ihm zwei Brote und trank ihm einen Becher Wein zu.

Die Freier setzten ihr Gelage bis zum späten Abend fort. Obgleich Odysseus den Faustkampf so rühmlich

bestanden, so konnten sich doch die Übermütigen des Spottes gegen ihn nicht enthalten. Namentlich Eurymächos, der vornehmste unter ihnen, verübte gegen ihn den rohesten Mutwillen. Endlich ermahnte Telemachos die Schwelger zum Aufbruche, da die Stunde der Nachtruhe gekommen, und ein jeglicher ging nach seiner Wohnung.

20. Die Nacht vor dem Kampfe.

Als die Freier fort waren, trugen Odysseus und Telemachos alle Waffen, die an den Wänden des Saales hingen, hinweg in ein inneres Gemach des Hauses. Dann begab sich der Jüngling zur Ruhe in seine Kammer; Odysseus aber erwartete seine Gattin Penelope zu dem Gespräch, das sie ihm durch den treuen Eumäos hatte ankündigen lassen.

Kaum hatte Telemachos sich entfernt, so trat sie in den Saal, schön wie die holde Göttin Aphrodite. Die Dienerinnen stellten ihr am Herdfeuer einen Lehnsessel hin, der mit Silber und Elfenbein ausgelegt war; ein weicher Pelz wurde darüber geworfen. Auch dem Gaste ließ Penelope einen Stuhl ans Feuer setzen und bat ihn dann zu erzählen, was er von ihrem fernen Gemahle wisse.

Odysseus suchte sie durch eine erdichtete Erzählung zu trösten, die er mit dem feierlichen Eidschwure schloß, daß der Entfernte in kurzer Frist heimgelangen und an den Freiern Rache nehmen werde

Das war der treuen Penelope eine willkommene Botschaft, und sie befahl allen Mägden, dem Fremdling Ehre anzuthun und ihn aufs beste zu pflegen. Zugleich gebot sie der alten klugen Schaffnerin Eurykleia, welche einst den Odysseus aufgezogen hatte, die Wanne herbeizuholen und dem Gaste die Füße zu waschen.

Als die Alte das Bad bereitete, wandte sich Odysseus rasch vom Herde weg; denn ihm kam plötzlich die Narbe an seinem rechten Knie in den Sinn, wo ihn in seiner



Wie Eurykleia den Odysseus erkannte.
(Antikes Relief in Paris.)

Jugend einmal auf der Jagd ein wütender Eber mit scharfem Zahne verwundet hatte. Eurykleia kannte diese Narbe, und Odysseus fürchtete, daß sie ihn jetzt leicht verraten könnte. Darum ließ er die Wanne von dem Herdfeuer entfernt in den Schatten setzen. Aber die Schaffnerin entdeckte dennoch

die Narbe, als sie mit der flachen Hand über die Stelle fuhr, und ließ vor freudigem Schreck das Bein des Odysseus in das Gefäß gleiten, daß dieses umfiel und alles Wasser sich über den Boden ergoß. Das Freudengeschrei, welches sie dann erheben wollte, unterdrückte Odysseus, indem er ihr rasch die Hand vor den Mund hielt. „Schweig', Mütterchen," flüsterte er hastig mit strenger Miene, „niemand im Palaste darf noch erfahren, daß ich Odysseus bin. Sage keinem, was du jetzt entdeckt hast, wenn dir dein Leben lieb ist!"

Die Alte versprach leise: „Ich werde stumm und fest sein, wie Stein und Eisen". Dann sorgte sie für ein neues Bad. Penelope aber, die von dem Gespräch nichts gehört, begab sich, nachdem der Gast sie noch weiter getröstet hatte, von den Dienerinnen begleitet, in ihre Kammer hinauf, wo ihr endlich ein süßer Schlummer die Augen schloß.

Odysseus nahm sein Nachtlager auf einer Stierhaut, die er auf dem Fußboden des Saales ausbreitete. Das gefahrvolle Werk, als ein einzelner die zahllose Schar der schamlosen Freier zu überwältigen, beschäftigte aber seine Gedanken so sehr, daß er lange keinen Schlaf finden konnte. Endlich erschien ihm seine Beschützerin, die Göttin Pallas Athene, und sprach dem bekümmerten Manne Trost und Mut ins Herz.

21. Der letzte Festschmaus.

Als die rosenfingerige Morgenröte den neuen Tag heraufführte, erhob sich Odysseus wieder von seinem Lager. Es war ein entscheidungsvoller Tag angebrochen, zugleich ein Festtag des Gottes Apollon; aber er begann im Hause des Odysseus wie die übrigen Tage. Die Mägde reinigten den Saal und setzten Tische und Stühle zurecht, die Diener

der Freier erschienen im Hofe, um Brennholz zu spalten nnd die Tiere zu schlachten, welche die Hirten zum Schmause liefern mußten.

Bald kam auch der Sauhirt mit drei fetten Schweinen herbei und grüßte freundlich den alten Bettler; dann traf der freche Geishirt ein mit den besten Ziegen seiner Herde; endlich erschien, einen gemästeten Ochsen vor sich hertreibend, der Rinderhirt Philötios, ein braver Mann, der, wie sein Freund Eumäos, dem alten Herrn in treuer Liebe anhing. Mit wüstem Lärmen stürzten hierauf die Freier in den Saal, um ihr Schmausen und Schwelgen von neuem zu beginnen.

Telemachos setzte auch dem alten Bettler ein Tischchen und einen geringen Stuhl an die Thüre des Saales, ließ ihm gebratenes Fleisch vorlegen und füllte ihm einen Becher mit Wein. „Laß es dir wohl schmecken, Alter," sprach er, „ich werde Schmähung und Gewalt von dir fern halten; es gehört ja dieses Haus dem Odysseus, meinem Vater, und keiner hat hier ein Recht, meinen Gast mit Hader und Spott zu kränken."

Die Freier bissen sich auf die Lippen und sahen erstaunt auf den kühnen Jüngling. Aber einer unter ihnen konnte sich des Spottes nicht enthalten. „Freunde", rief er mit höhnischem Lachen, „der Fremde an der Thür hat zwar schon längst seinen gebührenden Anteil von Telemachos empfangen und es wäre auch höchst ungerecht, wenn einem so vornehmen Gaste etwas abginge; doch ich will ihm auch meinerseits noch ein Gastgeschenk verehren, das mag er der Magd, die ihm das Bad bereitet, oder irgend einem Diener im Hause als Trinkgeld geben."

Mit diesen Worten zog er einen Rinderfuß aus dem nahe stehenden Korbe und schleuderte ihn mit markiger Faust dem Odysseus nach dem Kopfe.

Der Held aber bog dem Wurfe durch eine rasche Seitenbewegung des Hauptes aus, wobei seine Augen unheimlich funkelten, und der Rinderfuß flog an die Wand.

„Das war dein Glück, ruchloser Übelthäter," rief Telemachos, von seinem Sitze aufspringend, dem Freier zu, „daß du meinen Gast nicht getroffen hast; ich hätte dir sonst meine spitzschneidige Lanze durch den Leib gebohrt, und dein Vater hätte dir ein Leichenmahl bereiten können statt des Hochzeitsschmauses. Ja, fürwahr, von keinem unter euch werde ich solche Roheiten in meinem Hause mehr dulden. Möget ihr meine Habe verprassen, so kann ich es allein den vielen nicht wehren; möget ihr mich selber ermorden, wie ihr vorhabt — wohlan, thut es; lieber ja will ich das Leben lassen, als täglich sehen, wie man in meinem Hause Fremdlinge schmählich kränkt und mißhandelt."

Alle verstummten bei diesen Worten. Endlich sprach einer der besseren unter den Freiern: „Du hast nicht mit Unrecht so heftig geredet, Telemachos. Aber es liegt doch nur an deiner Mutter, dem Treiben hier ein Ende zu machen. Wenn sie endlich einem von uns als Gatten in seine Wohnung folgte — Odysseus wird ja doch nimmer wiederkehren — so hättest du hier in deinem Hause Ruhe, und keiner von uns störte dich hinfort im Besitze deiner Herden und Äcker."

„Ich halte mit nichten meine Mutter hier zurück," antwortete Telemachos, „aber nimmermehr werde ich sie wider ihren Willen mit gewaltsamem Wort aus dem Hause scheuchen."

Die Freier verlachten ihn, und alle weiteren Reden wurden zurückgedrängt durch den wüsten Lärm der Schwelger, der an diesem Tage stärker war als je zuvor. Es schien, als habe ein Gott ihre Sinne verwirrt, als reiße ein wilder Wahnsinn sie fort. Ihre Mienen verzerrten sich, die Augen

füllten sich ihnen mit Thränen, und die Trunkenen griffen sogar nach rohem, blutbeschlemmtem Fleische und aßen es. So verging das Frühmahl in toller Ausgelassenheit.

22. Der Wettkampf mit dem Bogen.

Am Nachmittage trat Penelope, in einen langen schimmernden Schleier gehüllt, in den Saal unter die Freier. Sie hatte aus der wohlverschlossenen Schatzkammer, in welcher mancherlei Kleinodien und Geräte ihres lieben Gemahls verwahrt waren, den Lieblingsbogen des Odysseus samt dem pfeilgefüllten Köcher geholt, und Dienerinnen trugen ihr in einer Kiste zwölf Äxte nach. Als die edle Fürstin erschien, wurde es sogleich stille im ganzen Saale, und sie sprach: „Höret mich an, ihr Freier, und vernehmet das Probestück, das der bestehen muß, welcher mich als Gattin erlangen soll. Hier ist der Bogen des Odysseus. Meinem Gemahl war es ein leichtes, mit demselben einen Pfeil durch die Öhre von zwölf hintereinander aufgestellten Äxten zu schießen. Wohlan, wer von euch das Gleiche leistet, dem werde ich als Gattin folgen in sein Haus, damit mein lieber Sohn durch euer Schwelgen nicht um seine ganze Habe komme." Darauf gebot sie dem Eumäos, den Bogen und die Äxte den Freiern zu übergeben.

Telemachos aber stand auf und sprach: „Fürwahr, Zeus hat mich mit Thorheit geschlagen. Meine Mutter verspricht jetzt, einem andern zu folgen und aus diesem Hause wegzugehen, und ich lache noch dazu. O, ihr Freier, ihr kämpfet jetzt um ein Weib, wie in ganz Griechenland kein zweites ist. Doch ihr wisset es ja selber; wozu soll ich da meine Mutter noch loben? Auf denn und zögert nicht, den Bogen zu spannen! Hätte ich doch selbst Lust, mich in den

Wettkampf einzulassen; denn wenn ich über euch siegte, so würde mich die liebe Mutter nicht verlassen."

Hierauf warf er den purpurnen Mantel und das Schwert auf einen Sessel und stellte die Äxte auf den Fußboden in gerader Reihe hintereinander auf. Dann nahm er den Bogen und schritt damit zur Schwelle zurück. Dreimal versuchte er umsonst, ihn zu spannen; beim viertenmale aber wäre es ihm gelungen, wenn ihm nicht Odysseus gewinkt hätte, daß er es unterließe. „Ach," sagte er, „ich bin noch zu jung und nicht stark genug. So versucht es denn, ihr andern, die ihr stärker seid, als ich!"

Mit diesen Worten lehnte er den Bogen an einen der Thürflügel und ging wieder zu seinem Platze, wo er sich niedersetzte.

„Nun, so laßt uns denn jetzt," rief Antinöos, „dort auf der Linken anfangen und nach rechts hin fortfahren." Alle waren es zufrieden, und einer nach dem andern mühte sich nun vergeblich, den gewaltigen Bogen zu spannen.

„Der Bogen ist eingetrocknet," sprach Antinöos. „Auf, Geishirt Melantheus, schüre ein Feuer an und hole eine Scheibe Fett aus der Kammer, damit wir den Bogen über dem Feuer mit dem Fett einreiben und geschmeidig machen; dann wird es ja wohl gehen."

Es geschah, wie er gesagt; aber es half nichts: so sehr alle ihre Kraft anstrengten, keinem gelang es, den Bogen zu spannen. Nur Antinoos und Eurymächos waren zuletzt noch übrig, die beiden trotzigen Anführer der Freier.

Jetzt gingen Eumäos und der Rinderhirt zusammen aus dem Saale, und Odysseus folgte ihnen in den Hof. Als er sich mit ihnen allein sah, fragte er sie: „Wie steht es mit euch, Freunde? Würdet ihr wohl dem Odysseus Hilfe leisten gegen die Freier, wenn er jetzt plötzlich aus

der Fremde hierher zurückkäme? Saget mir offen, wie es euch ums Herz ist."

„O Vater Zeus," erwiderte der Rinderhirt, „wenn du mir doch diesen Wunsch erfülltest, daß Odysseus heimkehrte! Dann sollst du sehen, wie sich meine Arme für ihn regen würden." In gleicher Weise flehte auch Eumäos zu den Göttern, daß Odysseus glücklich heimkehren möge in sein Haus.

Als nun der Held die zuverlässige Gesinnung der beiden erkannt hatte, sprach er: „Wohl, so höret denn: Odysseus ist hier; ich selber bin es. Ihr allein von all' meinem Gesinde habt mir Treue bewahrt. Ich werde es euch reichlich lohnen. Damit ihr aber an der Wahrheit meiner Worte nicht zweifelt, so schauet hier an meinem Beine die Narbe von jener Wunde, die mir einst der Eber auf der Jagd beigebracht." Hiermit entblößte er die große Narbe unter den Lumpen seines Gewandes; die beiden Hirten aber umarmten ihren Herrn unter Thränen und küßten ihm Schultern und Angesicht. Auch Odysseus küßte die treuen Knechte, dann aber sprach er: „Jetzt laßt ab von dem Weinen, liebe Freunde, denn es könnte uns jemand hier überraschen und den Freiern drinnen verraten. Kehren wir nun einzeln in den Saal zurück: ich zuerst, dann ihr, einer nach dem andern! Verlange ich, daß mir der Bogen gereicht werde, so werden die Freier das nicht leiden wollen; du aber, Eumäos, bringe ihn nur getrosten Mutes durch den Saal zu mir hin. Dann eile zu den Weibern und gebiete ihnen, daß sie die Thüre ihres Gemachs fest verschließen, und wenn sie im Saale Gestöhn oder dumpfes Getöse von Männern vernehmen, ruhig bei ihrer Arbeit bleiben, ohne die Thüre zu öffnen. Dir aber, braver Rinderhirt, trage ich auf, das Hofthor wohl zu verriegeln."

Darauf trat Odysseus wieder in den Saal; die beiden Hirten aber folgten ihm bald dahin nach. Eben hatte der

stolze Eurymăchos den Bogen in den Händen und drehte ihn hin und her über dem Feuer. Aber es war umsonst, daß er sich lange abmühte, ihn zu spannen, so daß er endlich unmutsvoll ausrief: „Pfui der Schande; noch die späten Enkel werden uns verspotten, daß kein einziger der vielen Freier den Bogen des göttergleichen Odysseus zu spannen vermochte.“

„Legt das Ding ruhig beiseite bis morgen,“ schlug endlich Antinŏos vor, „da wird es wohl besser gehen. Heute ist Festtag, drum wollen wir nun zechen und jubeln.“

Da sprach Odysseus von seinem Stuhle an der Schwelle: „Gebt doch auch mir einmal den schönen Bogen her, damit ich versuche, ob mir noch etwas von der alten Kraft in den Gliedern steckt!“

Die Freier fanden das Verlangen des verachteten Bettlers über die Maßen unverschämt; dabei war ihnen noch bange vor dem Schimpfe, von dem Alten an Stärke übertroffen zu werden. „Elender Fremdling,“ fuhr Antinoos ihn an, „bist du von Sinnen? Sticht dich der Wein? Sei doch zufrieden, daß du ruhig in unserer stolzen Gesellschaft sitzen und mitschmausen darfst, und lasse dich in keinen Wettstreit mit jüngeren und edleren Männern ein!“

Penelope aber entgegnete: „Es wäre unrecht, einen Gast, der dies Haus betreten, kränkend zurückzusetzen. Meinst du aber etwa, Antinoos, daß dieser Fremdling mich als Gattin heimführen würde, wenn es ihm gelänge, des Odysseus Bogen zu spannen? Nein, daran denkt er gewiß selbst nicht. Es wäre ja unziemlich, und keiner von euch braucht deshalb Besorgnis im Herzen zu hegen.“

„Das fürchten wir auch nicht, Königin,“ versetzte darauf Eurymachos; wir fürchten aber die schlimme Nachrede, daß es heißen könnte: „Seht, ein Bettler aus der Fremde, ein hergelaufener Mensch hat die Schwächlinge alle besiegt!“

„Schlimme Nachrede scheut ihr?“ entgegnete Penelope. „Kann man etwa den Männern gutes nachsagen, die seit Jahren schon ein fremdes Haus mit Schwelgen entehren, wie ihr? Übrigens stammt der Fremdling, der hierher gekommen, aus edlem Geschlechte. So mag er denn auch den Bogen versuchen; spannt er ihn, so schenke ich ihm schöne Kleider und Waffen und lasse ihn geleiten, wohin sein Herz begehrt.“

Telemachos sprach darauf: „Mutter, über den Bogen hat keiner zu verfügen, als ich; ich kann ihn geben, wem ich will, und niemand wird mich daran hindern. Du aber geh' jetzt hinauf in dein Gemach und verrichte deine Geschäfte mit den Mägden; das Geschoß überlasse den Männern!“

Darauf entfernte sich Penelope.

Der Sauhirt aber, eingedenk des Befehls seines Herrn, nahm nun den Bogen, daß er ihn dem Odysseus brächte. Da erhoben die Freier ein wildes Geschrei und drohten dem Eumäos: „Wohin, du Rasender? Wir lassen dich bei den Schweinen von deinen eigenen Hunden zerreißen, wenn du den Bogen nicht sogleich niederlegst.“ Erschrocken stand der Sauhirt einen Augenblick stille; aber Telemachos rief: „Alter, trage den Bogen sogleich hin zu dem Gaste und vergiß nicht, daß du hier nur mir zu gehorchen hast! Folgst du mir nicht, so jage ich dich mit Steinen aufs Feld hinaus. Ha, wäre ich nur den Freiern an Kraft so überlegen, wie dir; ich machte dann dem Unfuge in meinem Hause bald ein Ende!“

Die Freier lachten laut zu diesen Worten. Unterdessen aber trug der Sauhirt den Bogen durch den Saal und reichte ihn dem Odysseus. Dann eilte er zu der Schaffnerin und befahl ihr, die Thüre des hinteren Gemaches zu verschließen; der Rinderhirt verriegelte heimlich das Hofthor.

Odysseus aber besah sich den Bogen von allen Seiten, ob er noch unversehrt, und das Horn nicht etwa von den

Würmern zernagt sei. „Der Fremdling versteht sich auf den Bogen," sagte mancher Freier zu seinem Nachbar; „sehet nur, wie er ihn in den Händen hin und her dreht!" Ein anderer meinte: „Gelingen wird es dem unnützen Bettler doch nicht, so schlau er sich anstellt."

Aber siehe, der Held spannte den mächtigen Bogen mit Leichtigkeit, wie der Sänger die Saiten am Wirbel seiner Laute. Dann klimperte er mit dem Finger leicht an der Sehne, um ihre Spannung zu prüfen: sie erklang hell wie das Zwitschern einer Schwabe.

Die Freier erblaßten. Gleichzeitig aber donnerte es gewaltig vom Himmel herab. Das war für Odysseus ein günstiges Zeichen der Götter; rasch legte er einen Pfeil auf den Bogen, schoß ab, und der Pfeil sauste durch die zwölf Äxte. Alle staunten. Der Held aber rief: „Sieh, Telemachos, dein Gast macht dir keine Schande. Ungeschwächt ist noch meine Kraft. Jetzt aber wollen wir den Freiern den Abendschmaus geben, noch ehe es Nacht wird." Auf einen Wink des Vaters holte sich nun Telemachos sogleich Schwert und Lanze herbei und stellte sich gewappnet ihm zur Seite.

23. Die Erschlagung der Freier.

Jetzt warf Odysseus das Obergewand ab, sprang, den gespannten Bogen in seinen Fäusten, auf die hohe Schwelle des Saales, schüttete die Pfeile aus dem Köcher vor seine Füße aus und rief mit furchtbarer Stimme den Freiern zu: „Der erste Wettkampf also ist zu Ende. Jetzt wähle ich mir ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen hat." Und sofort flog sein Pfeil dem frechen Antinoos in die Kehle, als dieser gerade den gehenkelten goldenen Pokal an den Mund setzte. Der Becher entsank seiner Hand, ein

dunkler Blutstrahl fuhr ihm aus der Nase, und während er zu Boden stürzte, warf er den Tisch mit dem Fuße um, daß die Speisen in den Staub geschüttet wurden.

Die Freier sprangen entsetzt von ihren Sitzen auf und sahen sich rings an den Wänden nach Waffen um, aber nirgends war ein Schild, nirgends eine Lanze zu sehen. Tobend drohten sie dem Fremdling den Tod; der aber schaute sie grimmig an und rief mit Donnerstimme: „Ha, ihr Hunde, ihr wähntet, ich käme nimmermehr von Troja in die Heimat zurück; darum verzehret ihr mein Gut und warbet, während ich selber noch am Leben bin, in frevelhafter Weise um mein treues Weib, ohne Scheu vor Göttern und Menschen. Jetzt aber ist über euch alle zugleich die Stunde des Verderbens gekommen!"

Bleiches Entsetzen erfaßte die Freier bei diesen Worten, und furchtsam sahen sie sich um, ob sie nicht etwa entfliehen könnten. Eurymachos aber sprach: „Bist du wirklich Odysseus, so hast du ein Recht, uns zu schelten wegen der Frevelthaten, die in deinem Hause geschehen sind. Doch Antinoos, der an all diesem Übel die Schuld trägt, liegt ja jetzt, von deinem Pfeile durchbohrt, tot zu Boden. Darum verschone uns andere! Siehe, wir wollen dir alles ersetzen, was durch uns an deinem Gute verloren ging. Zwanzig Rinder soll dir jeder von uns geben, dazu Erz und Gold, soviel dein Herz begehrt."

Aber finsteren Blickes erwiderte Odysseus: „Nein, Eurymachos, bötet ihr mir alles Gut, das ihr besitzet, nimmer könntet ihr damit eure unerhörten Frevel sühnen. Meine rächende Hand wird nicht ruhen, bis ihr alle mit dem Leben eure Missethaten gebüßt habt."

Da wandte sich Eurymachos an seine zitternden Freunde und rief: „Dieser Mann ist vom Morde nicht zurückzuhalten. Wohlan denn, so ziehet die Schwerter, haltet die

Tische als Schilde den Pfeilen entgegen und stürmt insgesamt auf ihn ein, um ihn von der Schwelle zu verdrängen und die Thüre zu gewinnen!"

Mit diesen Worten zog er sein Schwert aus der Scheide und sprang mit gräßlichem Geschrei gegen Odysseus los. Aber sofort schoß ihm der Held seinen Pfeil in die Brust, daß ihm das Schwert aus der Hand fiel und er mitsamt dem Tische zu Boden schlug. In den letzten Zuckungen stieß er noch mit den Füßen seinen Sessel um; dann ergoß sich die Nacht des Todes auf seine Augen.

Mit Antinoos und Eurymachos waren nun die beiden angesehensten, die eigentlichen Anführer der Freierschar, erlegt. Einem dritten Freier, der zur Thüre hinauszuschlüpfen gedachte, ehe Odysseus wieder einen Pfeil auf den Bogen gelegt, stieß Telemachos die Lanze durch den Rücken, daß er zusammenstürzte. Dann eilte der Jüngling nach der obern Kammer und holte für sich, den Vater und die beiden Hirten Schilde, Helme und Lanzen herbei, während Odysseus Pfeil auf Pfeil in den dichten Haufen der Feinde sandte und einen nach dem andern niederstreckte. Als die Pfeile verschossen waren, stellte er den Bogen an den Thürpfosten und legte die Rüstung an, welche der jetzt zurückkehrende Telemachos ihm darreichte. Auf das Haupt setzte er sich den Helm, dessen Busch drohend hin und her schwankte, und während er sich den vierschichtigen Schild überwarf, faßte er mit den Händen zwei mächtige Lanzen. In gleicher Weise hatten sich Telemachos und die beiden treuen Hirten gerüstet, welche sich nun dem Odysseus an die Seite stellten.

Da schlüpfte unbemerkt der treulose Ziegenhirt Melantheus durch ein Seitenpförtlein hinaus und holte von der Rüstkammer des Odysseus, die Telemachos aus Versehen unverschlossen gelassen hatte, den Freiern Waffen herbei:

zwölf Schilde, zwölf Helme und ebensoviele Lanzen. Jetzt wurde die Sache gefährlich für Odysseus, denn der Freier waren immer noch viele. Doch die Göttin Athene beschützte den Helden sichtbarlich: keine der feindlichen Lanzen traf ihn oder den tapferen Sohn.

Indessen schlich der Ziegenhirt schon wieder hinauf in die Kammer, um frische Waffen zu bringen; aber diesmal waren die beiden andern Hirten sogleich hinter dem Schurken her, rissen ihn auf den Boden der Kammer nieder, banden ihm Hände und Füße auf den Rücken, schlangen ihm dann ein Seil um den Leib und zogen ihn an dem aufragenden Pfeiler bis nahe an die Balken der Decke hinauf. „Wir haben dir da ein behagliches Lager bereitet, wie du es verdient hast,“ höhnte der Sauhirt. Dann verschlossen die beiden die Thüre und gingen wieder hinunter in den Saal, wo das Mordgetümmel noch immer fortdauerte.

Die Freier hatten sich aus den Winkeln des Saales zum letzten Verzweiflungskampfe hervorgewagt und schleuderten mit lechzender Gier Speer um Speer. Doch nur Telemachos wurde leicht an der Hand gestreift und dem Sauhirten die Schulter ein wenig geritzt; Odysseus aber und seine Freunde stürmten, wie Lämmergeier aus dem Gebirge auf die ängstlich umherflatternden kleineren Vögel niederfahren, über ihre Gegner her, jagten sie in wirrer Flucht vor sich hin und stachen und hieben alles vor sich nieder, daß das Röcheln und Ächzen der Sterbenden den Saal erfüllte und der ganze Boden vom Blute strudelte.

Endlich waren nur noch wenige von der Freierschar übrig. Nichts half es ihnen, daß sie dem Odysseus sich zu Füßen warfen und seine Knie umklammerten: sie teilten das Los ihrer erschlagenen Genossen. Nur Phemios, der Sänger, den die Freier mit Gewalt gezwungen hatten,

ihnen Lieder zu singen, wurde verschont. Auch für den Herold Medon legte Telemachos Fürbitte ein. „Schone seiner," sprach der Jüngling zu dem Vater, „er hat so treulich in unserem Hause Sorge für mich getragen, als ich noch ein Kind war. Aber ach, er liegt wohl schon tot unter dem Haufen." Siehe, da regte es sich plötzlich in einer großen Stierhaut, die unter einem Sessel lag, ein Mann wickelte sich daraus hervor, stürzte auf Telemachos hin und umfaßte ihm flehend die Knie: es war der zitternde Herold Medon.

„Sei getrost," sprach Odysseus lächelnd, „meines Sohnes Wort bringt dir Rettung. Erkenne und sage es auch andern, wieviel besser sich Wohlthun lohnet, als Missethat. Doch jetzt gehe mit dem Sänger hinaus auf den Vorhof, bis hier im Saale alles zu Ende gebracht ist."

Hierauf ließ Odysseus durch Telemachos die Schaffnerin Eurykleia herbeirufen. Die hob staunend die Hände empor, als sie die getöteten Freier da liegen sah wie einen Haufen von Fischen, die der Fischer mit dem Netze aus dem Meere gezogen und auf den Ufersand ausgeschüttet hat. Mit Blut bedeckt stand Odysseus unter den Leichen, einem Löwen gleich, der mit funkelndem Blicke und blutigem Rachen zwischen zerrissenen Stieren dahergeht. Als aber nun die Alte über das gelungene große Werk laut frohlocken wollte, wehrte ihr Odysseus und sprach: „Still, Mütterchen, im Herzen magst du dich freuen, daß Gerechtigkeit geübt ist; aber über erschlagene Männer laut zu jauchzen ist gottlos. Diese da haben den verdienten Lohn empfangen; allein ich rühme mich der schrecklichen That nicht: das Gericht der Götter hat sie ereilt um ihrer Bosheit willen. Doch wohlan, nenne mir jetzt die ungetreuen Mägde im Palaste, die sich von Penelope abgewendet haben und ihr nicht mehr gehorchen!"

Die Alte antwortete: „Fünfzig dienende Frauen sind hier im Hause, davon sind zwölf der Penelope und mir ungehorsam geworden.

Odysseus ließ die Treulosen durch die beiden Hirten in den hinteren Hof zwischen der Küche und der Mauer führen und dort aufhängen. Den qualvollsten Tod erlitt der Ziegenhirt Melantheus. Eumäos und der Rinderhirt schleppten den Verräter in den Hof, schnitten ihm Nase und Ohren, Hände und Füße ab und gaben ihm dann erst den Todesstoß.

Hiermit war das Rachewerk zu Ende. Odysseus ließ die Leichen der Freier in die Halle des Vorhofes hinaustragen, den blutbesudelten Saal reinigen und Haus und Hof mit Schwefel durchräuchern.

Dann kamen, von Euryklea gerufen, die treugebliebenen Dienerinnen herbei, drängten sich von allen Seiten um den lieben Herrn und küßten ihm unter Grüßen und Freudenthränen Antlitz, Schultern und Hände. Odysseus selbst mußte vor Rührung weinen, als er sich von seinen treuen Leuten umgeben sah.

Jetzt sandte er die Schaffnerin zu dem Gemache seiner Gattin, um ihr Botschaft von dem, was geschehen war, zu bringen.

Penelope hatte von dem grausigen Mordgetümmel nichts vernommen. Eine gütige Gottheit hatte festen, süßen Schlaf über sie ausgegossen, während drunten im Saale der gewaltige Kampf tobte. Als ihr jetzt die Alte zurief: „Er ist da; der fremde Bettler ist Odysseus; die trotzigen Freier alle sind durch ihn erschlagen,“ da wollte sie das anfänglich gar nicht glauben. Die aufgeregte, hastig schwatzende Alte erschien ihr wie eine mit plötzlichem Blödsinn Geschlagene. Da diese aber die Wahrheit ihrer Worte beteuerte und immer weiteres von dem Geschehenen erzählte, sprang die Königin vom Lager auf und ging, zitternd vor Hoffnung und Bangen, mit der Schaffnerin nach dem Saale hinunter.

Dort setzte sie sich, ohne ein Wort zu reden, dem Odysseus gegenüber auf einen Sessel nahe an der Wand. Umsonst erwartete der Held, daß sie ihn anreden werde; sie schaute ihn nur staunend und zweifelnd an: bald meinte sie ihn zu kennen, bald deuchte er ihr wieder fremd in seinem Bettlergewande.

„Du hast Ursache, zu zweifeln," sprach lächelnd der Held, „diese Verwandlung durch Athenes Hand macht mich dir noch unkenntlich." Dann ging er hinaus, nahm ein Bad und salbte sich mit duftigem Öle. Die Göttin Athene aber übergoß ihn mit blühender Schönheit und Anmut. Die runzelige Stirn und die Wangen glätteten und bräunten sich, leuchtender Glanz kehrte in die blöden Augen zurück, und volles braunes Haar umwallte in glänzenden Locken sein stolzes Haupt. So trat er, bekleidet mit köstlichem Leibrock und Mantel, wieder in den Saal: „Jetzt wirst du mich doch wieder zum Gemahl annehmen, liebes Weib," rief er der Penelope zu, und dabei gab er ihr Wahrzeichen an, welche außer ihm und ihr kein Sterblicher wußte.

Da waren alle Zweifel aus dem Herzen der Gattin geschwunden, und mit Freudenthränen im Auge warf sie sich dem endlich wiedergekehrten teuren Gemahl in die Arme.



Druck des Textes und der zweifarbigen Holzschnitte von R. Voigtländer in Kreuznach.
Holzschnitte von Ed. Ade in Stuttgart.

